I

Anfänge der Hitlerbewegung

Jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, ist das Reich zerbrochen, sein ganzes Territorium besetztes Land. Millionen früher Evakuierter sind von Heim und Familie getrennt. Industrien sind vertilgt, Städte in Trümmern. Die das Reich ab 1933 tragende politische Bewegung zerschmettert, in ihrer Führung tot oder gefangen. Ein Verhängnis von gar nicht begreifbaren Ausmaßen, dessen tiefere Ursachen erst eine spätere Zeit wird zu erfassen vermögen. Aber Rechenschaft vor sich selbst abzulegen, wird jeder bemüht sein müssen. Ich will das versuchen; wenn ich auch weiß, daß es vermessen wäre, einen überpersönlichen Standpunkt einnehmen zu wollen, angesichts der Tatsache, daß ich nur einiges überblicke. Wenn mir aber auch diplomatische und militärische Vorgänge unbekannt sind, so kann ich doch anderes scharf sehen, dank einer Erfahrung von 25 Jahren.

Die Ursachen eines großen Ereignisses sind fast immer verschieden von den Anlässen, die eine Entwicklung zum Ausbruch brachten. Wenn die Leidenschaften dieser Zeit einer wirklichen Schau Platz gemacht haben werden, so wird sich das gesamte Bild der großen europäischen Krise ebenfalls ändern. Als erstes aber erhebt sich die Frage: Warum entstand die NSDAP? Warum konnte sie sich Millionen Herzen erobern? Woran zerbrachen die Partei und das Reich?

Stets wird man hier von einem symbolischen Tag der deutschen Geschichte seinen Ausgang nehmen müssen: vom 9. November 1918. An diesem Tage stürzte das deutsche Kaiserreich, und die Republik dieses Novembers wurde gegründet, verbunden mit dem Diktat von Versailles. In weitesten Kreisen des Volkes wurde diese Tat des 9. November als »Dolchstoß in den Rücken der Front« empfunden. Die Friedensunterhandlungen waren im Gange, die übergebenen Waffenstillstandsforderungen akzeptiert, es galt jedoch, Reich und Heer intakt zu halten. Der 9. November nahm Deutschland eine verhandlungsfähige Spitze und ließ es gänzlich schutzlos dastehen. Das wurde damals als Verrat empfunden. Diese Auffassung fand später eine unerwartete Bestätigung beim Besuch Lloyd Georges nach Hitlers Machtübernahme. Er erklärte, auch die Entente sei am Ende gewesen, noch ein paar Wochen, und sie hätte Deutschland einen vernünftigen Friedensvorschlag gemacht. Auf je-

den Fall trug nunmehr der Gesamtmarxismus in Deutschland die Verantwortung, die er durch den Staatsstreich übernommen hatte.

Es kamen die Verluste aller Kolonien, Entwaffnung, Raub von Reichsgebieten, Finanztribute, dann die Inflation, die das deutsche Spar- und Betriebsvermögen zerstörte, im Volke steigende Hoffnungslosigkeit, Anwachsen von kommunistisch geführten Aufständen, Aktionen gewisser separatistischer Kreise in Bayern und am Rhein. Als Antwort auf das alles wurden verzweifelte Versuche aktiver nationalistischer Gruppen, der Freikorps im Baltikum, in Schlesien, in Bayern, im Ruhrgebiet unternommen. Völkische Einzelgänger und Propheten meldeten sich ebenso wie die früher bestehenden sektiererischen Vereine. Die ganze alte Parteienwelt begann sich wieder zu konstituieren und erhielt durch zwei linke Flügelgruppen der Sozialdemokratie einen radikalen Zuwachs (USP und KPD). Die Deutschnationalen verblieben »im Prinzip« monarchisch, wollten aber am neuen Staat mitarbeiten. Die Deutsche Volkspartei war ähnlich eingestellt, um später eine nähere Verbindung mit der Republik einzugehen. Die Demokratische Partei identifizierte sich mit ihr, das Zentrum gleichfalls, bei weltanschaulicher Reserve. Im Bürgertum aller Schattierungen und im Marxismus aller Arten waren neben unbelehrbaren Reaktionären und volksfremden Politikern viele Millionen ehrlicher Deutscher gebunden. Der Parteienkampf begann und setzte sich die Jahre über verschärft fort. Er bot nicht das Bild klaren Wollens, auch nicht das Bild von Position und Opposition, sondern – wenn ich die spätere Entwicklung vorausnehme – einen Kampf aller gegen alle, ein Durcheinander von »Interessentenhaufen«, wie ein demokratischer Minister später seufzend im Reichstag sagte. Das heißt: Das parlamentarische System stellte sich in Deutschland am Ende in etwa 43 Parteien dar. Jede wollte eine Sonderfrage als die entscheidende hinstellen, ob es sich um Aufwertung, Bauernproblem oder Mieterschutz handelte.

Nationalismus und Sozialismus

In diesen sich entwickelnden Kampf trat nun die nationalsozialistische Partei, und Adolf Hitler wurde ihr Schöpfer. Der Ansatzpunkt seines Denkens war folgender: Wenn in beiden großen Lagern so viele ehrliche Menschen stehen, dann müssen sie, gleichviel wie die Einzelprogramme aussehen mögen, auch von anständigen Motiven getrieben worden sein. Wenn nun aber Bürgertum als Ganzes und Proletariat als Ganzes sich so feindlich gegenüberstehen, muß es doch geistige und politische und soziale Ursachen geben, die ein Verstehen, wenn nicht ein Zusammengehen in allen großen Fragen des Reiches verhindern.

Die Analyse ergab nun, wie bei fortschreitendem Forschen und Kämpfen gesprochen und geschrieben worden ist, etwa folgendes Bild:

Aus dem Naturforschen der vorangegangenen Jahrhunderte konnte das 19. Jahrhundert die technisch-praktischen Folgerungen ziehen. In steigendem Maße begann die Maschine den Menschen zu ersetzen. Der mechanische Webstuhl machte Millionen Weber arbeitslos. Möbelmaschinen ersetzten den Handwerker. Die Selbständigkeit des Einzelnen ging unter im wachsenden späteren Großbetrieb. Eine Anzahl Menschen aber trug die technische Welle auf die soziale Höhe, ebenso unternehmungslustige wie bedenkenlose Männer wurden Herren dieser Maschinen, Besitzer großer Werke, Befehlsgeber der Produktion. Um die Fabriken aber entstanden Elendsquartiere, Not, Verzweiflung und Hilflosigkeit – Schicksale, die wie eine Springflut über alle Menschen gekommen waren. Diese Lage mußte besonders schmerzlich bei jenen Völkern empfunden werden, die auf jahrhundertealte handwerkliche Überlieferungen zurückblicken konnten. Hier traf die geistige und materielle Enteignung besonders hart. Kein Staat fühlte sich der technischen Revolution gewachsen. Die Regierenden konnten sich gegen die Auswertung der Erfindungen nicht wehren, die an sich bewundernswert waren. Man wurde von einem Gründungsrausch erfaßt, als sich durch die Verkehrserleichterungen Städte in Großstädte und diese sich in Weltstädte verwandelten. Nur mühsam verhinderten polizeiliche Gesetze, daß Höfe noch kleiner, Wohnungen noch lichtloser wurden . . .

Geschichtlich gesehen, kann man nicht den Vorwurf der Böswilligkeit erheben; es war ein elementarer Vorgang, für dessen Konsequenzen die Beurteilungsmöglichkeiten fehlten. Auch die großen Gründer haben durch ihren Einsatz die nicht mehr zu umgehenden Neuerungen geschaffen und ungeachtet der persönlichen Artung zu einem neuen Staat hinübergeführt. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß durch diese technische Revolution die Volkskörper zerschnitten wurden. Die früheren Übergänge der Berufe waren unterbrochen, für weite Kreise innerhalb jeder Nation war die Klassentrennung eine Tatsache ihres Lebens geworden. Bei den um ihr Schicksal Betrogenen mußte dieser Zustand als Klassenkampf von oben empfunden werden. Dieses Schicksal zu wenden, war deshalb verständliches, selbstverständliches Wollen der Arbeiterschaft.

In den fühlbaren Beginn dieser Entwicklung dringt der Ruf von Marx: Proletarier aller Länder vereinigt Euch! Ihr habt nichts zu verlieren als Eure Ketten! – gefolgt von Darlegungen über Mehrwert, Konzentrationstheorie, dialektischen Materialismus usw. Theoretiker, Propagandisten finden sich, diese Lehre zu verbreiten, Verstaatlichung der Produktionsmittel zu fordern, die Eigentumsfeindlichkeit als Prinzip zu verkünden, den Umsturz zu proklamieren. Zugleich verwurzelt sich – das ist entscheidend – die Überzeugung, daß eine Änderung nur durch eine Arbeiter-Internationale verwirklicht werden könne. Diese wird gegründet als verführerische Hoffnung aller Entrechteten.

Wer vermag sich ganz in die Seelen der Menschen von damals hineinzuversetzen? Sie fühlten sich als Enterbte; sie sahen die Staatsführung mit jenen ge-

hen, die sie als Feinde betrachteten. Als ihre Zusammenschlüsse erfolgten, sahen sie zwar, daß man sich um sie bemühte; aber das Mißtrauen saß fest. Zudem trugen diese Bemühungen meist den Charakter der Mildtätigkeit; sie wollten aber Gerechtigkeit und Sicherheit. Darum mußte z. B. Stoecker scheitern. Hofprediger und Arbeiterführer, das war im Grundsatz nicht vereinbar, so gut das im einzelnen auch gemeint gewesen sein mag.

Bismarck sah hier natürlich tiefer: Er erblickte im Marxismus eine Bedrohung des Staates. Diese wollte er, wenn nötig mit Gewalt, unterdrücken, dafür aber vom Staate aus selbst Sozialreformen durchführen. Das ist auch geschehen, und für seine Zeit hat Bismarck Gesetze veranlaßt, die in anderen Staaten noch Jahrzehnte auf sich warten ließen. Aber auch das wurde, als »von oben« kommend, mißtrauisch als bequeme Abschlagszahlung gewertet. Im wichtigsten, im Vertrauen, waren die Klüfte aufgerissen.

Gewiß, das Leben ging über Generationen hinweg, ein allgemeiner Wohlstand brachte auch einiges in die Arbeiterwohnungen, so mancher Unternehmer sorgte selbst für Arbeitersiedlungen bei seinem Werke.

Die nationale Erhebung von 1914 einte nochmals die Nation. Aber zu groß war bereits der politische Apparat des Marxismus geworden, zu viele wollten nun mit seiner Hilfe zur Macht gelangen, ja sie wünschten soziale Erleichterungen von der anderen Seite gar nicht, um sich eine immer größer werdende Gefolgschaft zu sichern. Auf den Universitäten debattierte man die marxistischen Theorien; sie wurden nach und nach »salonfähig«, und man verschloß vielen damit die Augen davor, daß dieser Marxismus im wesentlichen keine wirtschaftliche Theorie war sondern ein politischer Machtkampf, um einen Teil der Nation, dem andern für immer verfeindet, zur Herrschaft über alles zu bringen, was Tradition, Bauerntum, Nationaleinheit bedeuteten. Und das alles kam hoch in den Hungerjahren 1917/18, nach dem »Siege«, weil die aufgespeicherten Forderungen jetzt unbekümmert erhoben werden konnten.

Über allen wirtschaftlichen Ansprüchen bejahte nun der Nationalsozialismus den Ruf nach Gerechtigkeit seitens der deutschen Arbeiterschaft. Aber immer mehr festigte sich bei ihm die Überzeugung, daß eine soziale Gerechtigkeit nur innerhalb der Nation erkämpft werden konnte und mußte. Und hier standen die Grunddogmen im Wege, die gerade bei einem Volk, das nur zu oft das Grundsätzliche gegenüber dem Praktischen betonte, besonders eindringlich gelehrt worden waren.

Überwindung des Klassenkampfes

Der Klassenkampf wurde als Tatsache empfunden, ihm hatte der Marxismus keinen höheren Gedanken entgegenzusetzen gewußt als auch nur Klassenkampf: »Aug um Aug, Zahn um Zahn«. Als zeitbedingte Tatsache war ein Kampf hinzunehmen, als Grundsatz im nationalen Leben aber konnte

ihn niemand anerkennen, dem das Deutsche Reich Heimat und Idee war, niemand, der die Opfer kannte, die um den Bau, um Gestalt und Gehalt des Reiches gebracht worden waren; niemand schließlich, dem das Volk als seelisch-biologisch-historische Einheit galt. Das Nationalschicksal ferner von Beschlüssen einer Internationale abhängig zu machen, dies mußte in jedem Fall verhängnisvoll sein. Niemand konnte die Zusammensetzung einer Internationale kontrollieren, niemand wissen, ob sie nicht schließlich Instrument politischer Gruppen werden könnte, die mit der fachlichen Lösung sozialer Probleme nichts mehr zu tun hatten. Dazu gesellte sich eine pazifistische Propaganda, die nicht eine erwünschte Friedensliebe förderte, sondern im Laufe der Zeit das Recht auf Landesverrat forderte, wie es 1918 und in den kommenden Jahren dann auch offen ausgesprochen wurde. Schließlich ergaben sich aus der Eigentumsfeindlichkeit immer neue Forderungen auf Verstaatlichung, die in wirtschaftlichen Kreisen heftigsten Widerstand auslösen mußten, vor allem aber auch im Bauerntum, dem Eigentum und Erbe die Voraussetzung seines Lebens bedeuten.

Gewiß, die Entwicklung hatte scheinbar vieles überglättet, die Gewerkschaftsbewegung sachliche Bahnen eingeschlagen, aber die politisch-weltanschauliche Grundlage schlug immer wieder durch. Dieser hatte nun Adolf Hitler Kampf angesagt. Er mußte im alten Österreich mit seinen vielen Völkern das Nationale als eine immer wieder neu zu verteidigende Kraft empfinden, anders als im Reich, wo es ein Geschenk schon in der Wiege war. Im Sudetenland war bereits eine kleine nationalsozialistische Partei entstanden – Anregung für seine eigene Gründung.

Auf der dem Marxismus gegnerischen Seite waren also Volk und Reich als Grundlage für *alle* anzuerkennen und zu verteidigen. Aber die Kritik an ihrer Vertretung hatte so manchen Ansatzpunkt, der vorurteilsfrei geprüft werden mußte.

Die deutsche Entwicklung war durch die Fürstentümer bedingt, sie blieben auch nach der Gründung des Kaiserreichs bestehen und damit eine gewisse höfische Tradition und eine Adelsverbundenheit, die bis zuletzt vielen führenden Ämtern das Gepräge verliehen hatte. Auf den Hochschulen bildeten bestimmte Korps und »Ringe« die Vorbereitung für die künftige Laufbahn adliger oder ihnen voll ergebener Kreise, vor allem im Auswärtigen Amt, aber auch in höheren innerdeutschen Verwaltungsbehörden und in der Armee.

Preußen seinerseits war eine Schöpfung des Soldatentums, seine militärische Führung rekrutierte sich überwiegend aus jenen Familien des ländlichen Adels, die einst durch preußische Könige zum Dank hier seßhaft gemacht worden waren. Sie und das Königtum bildeten eine Einheit, mit ihnen auch gewisse wirtschaftliche Interessen, die in vielem dem neuen Industriezeitalter im Wege standen. Die Führung des Reiches war also von recht abgeschlossenen Gruppen monopolisiert, auch wenn in der letzten Zeit einige Breschen geschla-

gen worden waren. Andererseits war nicht zu leugnen, daß die Stämme sich an ihre Könige und Großherzöge gewöhnt hatten. Der letzte König von Württemberg, der letzte Großherzog von Baden erfreuten sich allgemeiner menschlicher Beliebtheit bis weit in die republikanische Sozialdemokratie hinein, ähnlich in Bayern, in Sachsen.

Die nationale Entwicklung war von dieser Seite zweifellos festgefahren, ein Anlaß zu dauernden Angriffen, Klagen, bösen Witzen.

Der große Geldbesitz manövrierte zwischen den Lagern. Er rechnete mit der Monarchie, wollte aber die alten Gruppen aus der Führung bringen, um »weltwirtschaftlichen« Gesichtspunkten freiere Bahn zu schaffen.

Auf jeden Fall war der Nachwuchs aus breiten, gesunden Volkskreisen außerordentlich erschwert – und blockierte Stellungen treiben so manche Intelligenz in Opposition, auch dann, wenn die Forderungen der bereits vorhandenen Opposition ihr durchaus nicht entsprechen. Besonders nach 1900 heiratete der preußische Adel in Berlin nicht selten reich, um sich aufzugolden; eine Verquickung von Geld, Adel und nationaler Führung begann sich merklich anzubahnen.

Diese Führung sah nun jeden Angriff gegen sie als Angriff auf die Interessen des Reiches an. Zum Teil mit Recht, denn ihre Vorfahren hatten es sich erstritten, andernteils aber auch aus einem Standesdünkel heraus, der höhere Ansprüche erst auch persönlich noch im einzelnen als berechtigt zu erweisen gehabt hätte.

Importierte Demokratie

Andere Völker hatten andere Entwicklungen genommen, deshalb konnte man selbst bei Verwendung gleicher Namen und Begriffe nicht auch auf den tatsächlich gleichen Inhalt schließen. England hatte eine durch die See geschützte stetige Entwicklung, in der Neues allmählich dem Alten assimiliert wurde. Hauptsächlich waren es zwei Parteigruppen, die miteinander wechselten und durch die starke Stellung des jeweiligen Premierministers dann aber auch ein wirkliches Regieren ermöglichten. Amerika ging ohne diese Vergangenheit frisch in die neue technische Aera hinein.

In Deutschland kam die Volldemokratie erstens in der Zeit einer Niederlage und war mit dem 9. November belastet, zweitens erschien sie gleich mit einem Dutzend Parteien, die sich ständig vermehrten.

An der Front hatten Offiziere und Soldaten aus allen Schichten sich doch eine Kameradschaft gebildet. In der Not des Kampfes fielen viele Schranken, und im Allgemeinmenschlichen zeigte sich, daß die Urcharaktere sich gar nicht so fremd waren, wie die Zeitungen schrieben und die Redner redeten. Hier entstand das Wort Front-Sozialismus.

Angesichts all' dieser Kräfte und Entwicklungen stellte sich für Hitler, der in Österreich die Volkstumsprobleme erlebt und als Soldat im deutschen Heer 4 1/2 Jahre gekämpft hatte, das deutsche Volksproblem so dar: die Einheit der Nation über alles zu stellen, den Ruf nach sozialer Gerechtigkeit aber voll zur Geltung zu bringen. Ich sehe hier ganz davon ab, was sich nach 1933, besonders aber nach 1939 abgespielt hat, sondern versuche nur knapp darzustellen, mit welchen Gedanken und Zielen der Kampf begann.

Hitler erkannte, daß die Verwirklichung eines gerechten Sozialismus an sich gar nichts mit Klassenkampf oder Internationale zu tun habe. Gäbe es einen Klassenkampf, so dürfe man ihn nicht verewigen, sondern müsse ihn überwinden. Aus diesem entscheidenden Gesichtspunkt wurde er Gegner des Marxismus in allen seinen Formen und kennzeichnete ihn als eine den deutschen wahren Volksinteressen feindliche, dem Arbeitertum selbst am Ende gegnerische Ideologie. Auf der Arbeiterseite gelte es also, sich von dieser Doktrin, dazu von Bauern- und Eigentumsfeindlichkeit frei zu machen; die bürgerliche Seite aber hatte alle Ursache, auch bei sich eine strenge Revision vorzunehmen. Sie hätte dem deutschen Arbeiter in der Stunde seiner Not keine volksnahen Köpfe zur Verfügung gestellt, sondern ihn einer internationalen Propaganda überlassen. Der deutsche Nationalismus sei höfisch eingeengt worden, ein gänzlich falscher Standesdünkel hätte sich von den breiten Massen des schaffenden Volkes abgesondert. Die Angehörigen dieser Schichten müßten das alles erst von sich abstreifen, wenn sie sich eine weitere Führung noch erkämpfen wollten.

Schließlich aber sei es auch ein Unding, kirchlich-religiöse Interessen durch eigene politische Parteien vertreten zu wollen, was nur eine weitere Aufsplitterung der Nation bedeuten müßte. Er wolle deshalb die aktiven Nationalisten aus allen Parteien und die Kämpfer für eine echte soziale Gerechtigkeit aus allen Lagern versammeln, um durch eine neue Kraft den Bruderstreit in Deutschland zu mildern, zu beenden. Gelinge das nicht, dann würde die Selbstzerfleischung weitergehen, bis schließlich ein kommunistischer Staatsstreich eine furchtbare Abrechnung mit allen halten, Volk und Reich zerschlagen und das Wesentliche deutscher Kultur vernichten werde.

Hitlers Kampf

Ich lernte Hitler 1919 bei Dietrich Eckart kennen und müßte lügen, wollte ich behaupten, ich sei von ihm überwältigt worden, gleichsam als bedingungsloser Anhänger, wie es so viele erklärten, als ihm schon Leistung und Name vorausgingen. Wir hatten, soweit ich mich erinnere, eine nicht sehr ausführliche Unterhaltung über die bolschewistische Gefahr in dieser aufgewühlten Lage, und er wies dabei auf Zustände bei den späten Römern hin. Hitler fügte hinzu, wie

das Christentum damals siegen konnte, so liege auch heute eine Möglichkeit für den Kommunismus vor. Da Hitler auch in späterer Zeit darüber gesprochen hat, haben einige das als Gleichsetzung aufgefaßt. Aber natürlich war Christentum nicht Bolschewismus[1]. Hitler wollte nur sagen, daß in großen, viele Völker umfassenden Räumen viele Unzufriedene und Enterbte lebten, welche die Verbreitung einer sie alle ergreifenden Lehre ermöglichten.

Ein entscheidender Unterschied lag jedoch darin, daß die Römer selbst immer weniger wurden, während in Europa die alte Bevölkerung im wesentlichen trotz aller Kriege, Seuchen usw. erhalten war. Gefährlich wurde die Situation auf dem Kontinent jedoch dadurch, daß die meisten Völker durch den Krieg erschüttert waren, ihre Führungen schwankten und die Zahl der Unzufriedenen, auch Hungernden und Verzweifelten ungeheuer angestiegen war. Die marxistisch-demokratische Lehre hatte zudem die Revolution der Tat durchaus vorbereitet, in einem so riesigen Staat wie Rußland war sie Doktrin und Diktatur geworden.

Hitler sprach in einigen kleinen Versammlungen der Partei, die nunmehr nicht mehr DAP hieß sondern Nationalsozialistische DAP. Dadurch sollte die innere Wende, die Vereinigung eines gesäuberten Nationalismus und eines gereinigten Sozialismus, zum Ausdruck kommen. Ich hörte einen Vortrag im Gasthaus »Zum Deutschen Reich« in der Dachauer Straße (das ich nach 15 Jahren einmal suchte, aber nicht mehr finden konnte). Es waren 40–50 Menschen im Saal. Hitler führte aus: Genauso wie vor Luther alle mit alten Formen unzufrieden gewesen wären, bis sein Wort zündete, hätten auch heute Millionen das Gefühl, daß in allen Schichten ein Umdenken nötig wäre. Dazu aber müßten wir den Mut aufbringen. – Er sprach gut, aus dem Herzen kommend, ich hatte ihm beigestimmt, voller Freude, daß ein kluger, leidenschaftlicher Mann aus dem Volke und ein Frontsoldat, ganz auf sich gestellt, einen solchen Kampf um die Sache der deutschen Nation auf sich nahm.

Partei und Programm

In der nächsten Zeit sprach Hitler dann in allmählich größer werdenden Versammlungen, bis er am 24. 2. 1920 im großen Hofbräuhaus-Festsaal das Programm der Partei verlas und begründete. Ich habe an der Fertigstellung des Programmes nicht mitgearbeitet, glaube aber, daß neben Hitler und Drexler noch Feder zur Festlegung eines Punktes herangezogen worden war. Es wurden hier Forderungen erhoben, die wohl die meisten, hier und da nach Aufklärungen, hätten unterschreiben können. Anstelle von Klassen und Ständen stand hier das Interesse des ganzen schaffenden Volkes im Zentrum des Denkens. Vielleicht wäre bei größerer Reife einiges anders formuliert worden, vielleicht war die Aufeinanderfolge der Paragraphen nicht ganz einprägsam

(Hitler hat das später in Gesprächen selbst einmal ausgesprochen), aber angesichts der ganzen Lage war es richtig, wenigstens ein Gerüst zu besitzen, an das sich Leben ansetzen sollte.

Es meldeten sich aus Bayern, aber auch aus andern Ländern Menschen, die nähere Aufklärung haben wollten. Hitler begann nun auch außerhalb Münchens zu werben: in Rosenheim, Landshut, Ingolstadt. Überall entstanden Zellen eines neuen Willens. Er ging hierbei anders vor als die Vertreter der anderen Parteien. Wandten die sich an die Interessen ihrer aus bestimmten Kreisen stammenden Zuhörer, um das Versprechen abzulegen, diese gegen andere zu vertreten, so sprach Hitler jeweils für die Abwesenden. D. h. vor roten Arbeitern erklärte er die Notwendigkeit eines gesunden Bauerntums und verteidigte den deutschen Offizier. Vor Offizieren kritisierte er das Verhalten jener Intelligenzkreise, die sich um den Arbeiter nicht gekümmert, ihn seinem Schicksal überlassen hatten. Es sei jetzt hohe Zeit zur Einkehr, um den Weg zum Menschen über alte Vorurteile hinweg zu finden.

Dann erschienen in München die großen roten Plakate, auf denen nicht nur Versammlungen angekündigt wurden, sondern schon ein Text auf den Inhalt aufmerksam und neugierig machte. Da diese Plakate polizeilicher Genehmigung bedurften, zeigte sich hier die Einstellung des damaligen Polizeipräsidenten Pöhner. Er sagte sich, daß er mit seiner Polizei ja allein den Kommunismus nicht unterdrücken könne; meldeten sich aus dem Volke selbst aber Idee, Wille und Widerstand, dann habe er zumindest die Pflicht, hier nicht noch hindernd im Wege zu stehen. Die Erlebnisse vom April 1919 waren noch in zu frischer Erinnerung.

Die Neugründung in München begann bekannt zu werden. So mancher Zugereiste besuchte Hitlers Versammlungen und erzählte darüber zu Hause. Viele, die für sich allein über die Dinge nachgedacht hatten, meldeten sich als Mitarbeiter, Bünde und Vereine völkischer Art erstrebten ein gemeinsames Wirken. So mancher Freikorpsangehörige fragte an, was denn eigentlich sich in München tue. Es konnte somit nicht ausbleiben, daß Hitler, aber auch Eckart Besuche und Besprechungen hatten. Wenn ich auch nicht an diesen dienstlichen Unterredungen Hitlers teilnahm, so lernte ich doch den einen oder anderen kennen. Aber sie alle kann man auch nur verstehen, wenn man sie in eine ergänzende geschichtliche Schau einreiht.

Eine Opposition gegen das offizielle, konservativ-nationalliberale Deutschland meldete sich nur in der Sozialdemokratie. Auch einzelne nationalistische Persönlichkeiten traten als Warner auf. Wenn ich hier von Nietzsche absehe, der eine Krisis der gesamten Kulturwelt voraussah, sich aber nicht konkreter mit deutschen Fragen befaßte, so ist es vor allem *Lagarde* gewesen, der seine warnende Stimme erhob: ein Fachgelehrter für Orientalistik, aber ein glühender, unbefangener Patriot. Er schrieb heftig, das Reich sei ja gar nicht aus Blut und Eisen, sondern aus Lehm und Eisen gemacht. Die gesellschaftlichen

Zustände, die Pressereptilienfonds, das Überhandnehmen des reinen Bankwesens seien alles andere als hoffnungserweckend. In seinen »Deutschen Schriften« hatte Lagarde sein, von der Mitwelt fast gänzlich überhörtes Vermächtnis niedergelegt.

In einem gewissen Sinne war auch der Bayreuther Gedanke ein lebendiger Protest gegen ein oberflächlich werdendes Zeitalter, ein Versuch einer neuen kulturellen Grundlegung. *H. St. Chamberlains* Werk gehört als Gesamtheit hierher und hatte wesentliche geistige Linien für eine ganze Generation gezeichnet.

Völkische Sektierer

Hier aber entstanden auch Sondererscheinungen, welche nicht selten drohten, einen sektiererischen Charakter anzunehmen. Verschiedene Germanen-Bünde, Mitgard-Vereine, Forschergruppen für Vorgeschichte richteten ihren Blick nicht nur wissenschaftlich in fernste Vergangenheit, sondern glaubten darüber hinaus, auch noch Formen verklungener Welten in einer neuen Zeit wieder lebendig machen zu können. Diese Erscheinungen waren nur möglich, weil weder das offizielle noch das oppositionelle Deutschland eine stets vorhanden gewesene Sehnsucht zu befriedigen vermocht hatten. Denn die bis dahin herrschenden Vorstellungen über die europäische, germanische Vorgeschichte waren falsch. Die Theatergermanen waren eine bösartige Parodie auf ein schlicht gekleidetes Bauernvolk der Vergangenheit. Schwerter und Schmuck frühester Zeit zeigten jedoch eine hohe Kunstfertigkeit; die Wanderungen der Völker von Zentraleuropa nach Iran-Indien, Griechenland-Rom wurden durch das Erforschen der Geräte und Ornamente zur Gewißheit. Was einst die Sprachforschung entdeckt, aber nicht gedeutet hatte, wurde hier durch eine exakte Methode fest untermauert. *Kossinnas* Werk ist dabei bahnbrechend gewesen. In seinem Gefolge aber traten auch Männer auf, die zu phantasieren begannen, um manchen an sich richtigen Gedanken spielerische Kombinationen rankten, so daß hier immer wieder kritische Vorsicht notwendig war, um eine junge, moderne politische Bewegung nicht mit verstiegenen Vorstellungen zu belasten.

Zur damaligen romantischen Bewegung gehörte auch der »Wandervogel«. Er war eine echte Jugenderhebung gegen Staub und Asphalt der Großstadt; die Jugend begann sich die deutsche Heimat zu erwandern und damit innerlich anzueignen. Volkslieder wurden in Städterherzen lebendig, neue Weisen kamen hinzu. Zahlreiche Bünde wetteiferten miteinander. Alles, was sich zu Walter Flex und Gorch Fock bekannte, gehörte irgendwie dazu. Daß der Wandervogel angesichts der großen Not nicht vorwärts wußte, bedeutet keinen Vorwurf; viele Bünde traten bald wieder in Erscheinung, z. T. mit durchaus jungem vorwärtsdrängendem Wollen.

Als einzige große, bürgerlich-nationalistische Opposition ist nur der Alldeutsche Verband zu nennen, der sich Verdienste um die Kenntnis der Volksdeutschen jenseits der Grenzen erworben hatte und viele ausgezeichnete Menschen umfaßte (der Verleger I. F. Lehmann in München und sein Kreis gehörten ihm an). Ob er in der Vergangenheit außenpolitisch glücklich beraten war, vermag ich nicht zu beurteilen.

An Einzelpersonen, soweit ich mich dieser jetzt so fernen Zeit ohne irgendwelche chronologische oder literarische Unterlagen zu entsinnen vermag, waren folgende zu nennen: Rudolf John Gorsleben hatte eine durchaus gelungene Edda-Nachdichtung geschrieben. Er gab eine Zeitlang eine Wochenschrift »Deutsche Republik« heraus, in der ich einige Aufsätze veröffentlichte. Ein stiller, sehr sympathischer Mensch, der dann ein dickes Buch über germanische Vergangenheit schrieb. Dabei hatte er verblüffende Gedanken, ließ aber phantastische Wortspiele nebenher laufen, so daß ich mich fragte, wo der Ernst aufhöre und das Spintisieren beginne, ein Gefühl, das später beim Lesen des Herman Wirthschen Buches wieder besonders lebendig wurde. Gorsleben starb, ziemlich jung, so daß sein Lebenswerk unvollendet blieb.

Es war leicht, derartige Dinge lächerlich zu machen, wie sie es als sektiererische Erscheinungen auch waren. Und doch war in dem allen ein echter, schöner Untergrund; wenigstens ein Suchen, besser als manches, was sich in der Weltstadt brüstete und Schmutzerzeugnisse als deutsche Literatur anpreisen ließ[2].

Einer Hauptgefahr bin ich bei dieser Beschäftigung mit diesen nicht immer klar erfaßbaren Problemen der Vergangenheit begegnet, die nicht selten auch in Reden zum Ausdruck kam. Man glaubte an ein ehemaliges, goldenes Zeitalter, das nach und nach unter dem Ansturm fremder Gewalten verfiel. Unter diesem Gesichtpunkt einer pessimistischen Schau war die deutsche Geschichte ein Abstieg, ein Verfall aus einer »Hoch-Zeit der Menschheit«. So sehr der Schmerz über den 30jährigen Krieg und über den Zusammenbruch von 1918 in unser aller Bewußtsein lebendig war, so riefen wir doch alle Energien der Hoffnung auf und begannen immer fester an eine Idee zu glauben und für sie zu wirken. Die Tatsache, daß nach einem Verfall wie 1648 doch ein Weimar kam, Bach und Beethoven, Kant und Schopenhauer geboren wurden, gab uns die Hoffnung auf eine neue Wiedergeburt. Und bei aller Liebe und Pflege der frühgeschichtlichen Forschung haben wir die Gegenwart nie mißachtet.

Eine Persönlichkeit, die längere Zeit in der NSDAP wirkte, drohte gefährlich zu werden. Das war Dr. Artur Dinter. Er hatte einen vielgelesenen Roman verfaßt, glaubte sich nun zu einem neuen Reformator berufen. Er wollte Luthers Reformation vollenden und verfaßte »197 Thesen«, die diese Tat begründen sollten. Dinter trennte sich vom Alten Testament, betonte aber die Persönlichkeit des Stifters des Christentums. Damit verband er dann seine so-

genannte Geistlehre mit *spiritistischen* Anschauungen. Er gründete später eine Gemeinde und unternahm zahlreiche »Missionsreisen«. Solange das persönliche Überzeugungssache blieb, konnte sie im Wettstreit der Meinungen mitgehen wie andere auch. Aber Dinter wollte in steigendem Maße, das stellte sich besonders nach 1926 heraus, die Partei selbst zum Schauplatz seiner Mission machen, sie gleichsam nach und nach auf seine Lehre amtlich verpflichten. Das führte schließlich zum Bruch.

Hitler hat sich von Anfang an gegen völkische Sektiererei gewehrt und sogar in Versammlungen manches sarkastische Wort gegen sie gebraucht. In seinem Buch ist er scharf von ihr abgerückt. Sogar die Vorgeschichte, die ich stets gepflegt habe, war ihm etwas verdächtig. Er sah im griechischen Tempel den Ahnherrn der europäischen Baukunst und nicht in den bescheidenen Hütten, welche die Vorgeschichte rekonstruierte. Mich interessierte aber hierbei vor allem die Frage, wie die Griechen dazu gekommen waren, auf die runden Mauerreste der eroberten Burgen rechteckige Bauten zu setzen. Das wies auf den Bau des Holzhauses, das natürlich ein Rechteck ist. Und eben diesen Pfostenbau hatten die Griechen als Erbe aus dem Norden mitgebracht. Aus ihm haben sie dann in Stein ihren Tempel entwickelt, d. h. aus dem Baustoff des eroberten Landes.

Auch die Herkunft des Hakenkreuzes gehört hierher. Früher als theosophisches Zeichen gebraucht, konnte erst die exakte Spatenforschung feststellen, daß der älteste Fundort in Siebenbürgen aus der Zeit etwa 3000 Jahre v. Chr. stammt. Von Europa wandert es als Heilszeichen nach Troja, wo es Schliemann in der 6. Schicht fand (und das Zeichen auf seinem Haus in Athen anbringen ließ). Auf griechischen Vasen erscheint es oft. Es kommt nach Iran, nach Indien, wird ein heiliges Zeichen Buddhas und geht mit dem Buddhismus nach China und Japan. In anderer Marschrichtung kommt es nach Rom. Es ist auf Römerlanzen zu finden und in den Katakomben. In Germanien selbst wird es auf Schilde geschnitzt, es zieht sich durchs Mittelalter auf Altardekken, Bischofsmützen, Holzschnitzereien. Bei Jahn tritt es auf. Die Baltikumer Freikorps zeichnen es auf den Stahlhelm. Es wird dann von der NSDAP übernommen, in die Fahne des Reiches bis 1945. Das Hakenkreuz ist also kein einseitig antijüdisches Symbol, sondern war gedacht als altüberliefertes Zeichen des aufsteigenden Lebens.

Vorkämpfer

Dann kamen aus Westfalen und Sachsen Wanderpropheten. Der eine war ein einsamer Teufel mit einem großen Rucksack. »Gebt mir Werbematerial und klärt mich auf«, sagte er. »Ich fahre gleich wieder in die Heimat und gehe von Dorf zu Dorf, um Eure Drucksachen zu verschenken.« Der andere holte ein schmutziges Manuskript heraus und sagte: »Wenn ich das verwirklichen

könnte, wäre Deutschland gerettet.« Dann liefen Briefe ein mit Ratschlägen, Programmen, Gedichten – fortlaufend alle Jahre hindurch; sie werden kaum aufbewahrt worden sein. Teilweise eine geistige Folterkammer und doch immer wieder: welche unterdrückte Liebe, die nur keine Wege wußte, sich auszusprechen, wieviel Not und Verzweiflung, die Ausdruck suchten und sich anklammern wollten!

Bruno Tantzmann kam aus Thüringen. Auch voller Ideen, später stets mit seinem Kalender beschäftigt. Mitarbeiter von Theodor Fritsch stellten sich ein. Ganz junge Leute kamen aus Elberfeld und fragten mich aus. Aus Württemberg kam Dr. Emil Gausser. Er war Chemiker und hatte für die deutsche Kriegswirtschaft gearbeitet. Jetzt war er halb beurlaubt, halb entlassen, fand sich nicht ganz durch in allen Konflikten, die daraus später entstanden. Ein kleiner lebendiger Mann mit hellen scharfen Augen, schon weißhaarig, mit weißem Schnurrbart. Er kaufte sich alles zusammen, was irgendwo neu erschien, strich es mit der stets mitgeführten Kollektion von Bleistiften blau, rot, grün, gelb an – nach einem undefinierbaren Schlüssel – und legte uns die Sachen auf den Tisch, meist aus innerster Empörung, daß so etwas in Deutschland möglich sei, dann wieder voller Freude, wenn er glaubte, etwas Schönes entdeckt zu haben. Er war ein Mensch von stets sich gleichbleibender Selbstlosigkeit und Anständigkeit bis zu seinem Tode.

Die nahezu 25 Jahre, die ich habe erleben und beobachten können, zeigten mir, was alles auf dem inneren Boden eines Menschen schlummern kann, Gutes, aber auch gänzlich unerwartet Schlechtes, ja Furchtbares, so daß ich beim Gedenken an den alten guten Dr. Gausser immer ein Gefühl der Wärme und Dankbarkeit habe. Er hatte aus seiner Arbeit heraus so manchen wertvollen Bekannten, den er Eckart, dann Hitler zuführte. Seine Augen strahlten, wenn er wieder etwas vermittelt hatte, und viele trübe Stunden hat er uns durch seine geradezu kindliche Heiterkeit verscheucht. Persönlich war er immer in Geldsorgen. Er war der festen Überzeugung, daß seine Firmen verpflichtet seien, ihm sein Honorar in recht respektabler Höhe auszuzahlen, so daß er daraufhin mehrere Stellen um größere Beträge angepumpt hatte. Als später seine Hoffnungen sich nicht zu verwirklichen schienen, hat ihn das seelisch so gequält, daß ihn dieser Albdruck bis in alle Träume einer späteren Krankheit verfolgte. »Man hat mir auf Treu und Glauben geholfen, und ich habe nicht Wort halten können«, sagte er. Der Führer setzte ihm später eine Rente aus, so daß er ohne Sorgen sein konnte, aber er ist durch seine Geldangelegenheiten, Enttäuschungen und Selbstquälereien zerrüttet worden. Er war uns allen ein Kamerad und Helfer, gerade in der ersten schweren Zeit.

Anderer Art waren natürlich jene, die unmittelbar aus dem Arbeiterstande kamen. Da war Körner, der zweite Vorsitzende der Partei. Ein etwas kurz angebundener, durchaus unsentimentaler Mann. Er stand, wenn man so sagen kann, auf dem radikalen Standpunkt und vereinfachte die Fragen, die

mir nicht immer klar gelöst schienen. Körner hatte später beim »VB« manches an der Berichterstattung auszusetzen. Er tat das aber taktvoll so, daß er bei einer ausführlichen Darstellung einer Rede von Hitler mir sagte: So ist es richtig. Damit war eine Kritik des früheren deutlich miteingeschlossen. Auf der Fahrt nach Coburg 1922 war er mit an der Spitze. Am 9. November 1923 wurde er vor der Feldherrnhalle, neben mir marschierend, durch Kopfschuß getötet. Ich habe seiner stets als eines ehrlichen Kämpfers gedacht.

Gewöhnlich trafen wir uns im Sterneckerbräu, wo ein dunkles Zimmer zugleich das Geschäftslokal der Partei war. Hitler sprach gewöhnlich hier; auch ich habe einige Male das Wort zu einem Vortrag ergriffen. Bei einem Glase Bier sprachen wir dann hier alle Fragen der Tage durch. Manchen dieser alten Runde habe ich später aus den Augen verloren, als ich an den Redaktionssessel angeschmiedet war; aber ich bewahre die Erinnerung an ein vorbehaltloses Entgegenkommen, an die Bereitwilligkeit, alles anzuhören und gemeinsam zu durchdenken. Der eine war früher Sozialdemokrat, der andere noch gar nicht politisch tätig gewesen, der dritte gestand, etwas beschämt und beglückt, daß er in der Räterepublik noch hinter den Kommunisten hergelaufen sei. Jetzt fühle er sich froh und zufrieden; er hatte in sein Inneres Ordnung gebracht, Instinkt und Einsicht waren zusammengegangen, ein Vorläufer für viele Tausende, denen es auch so gehen sollte.

Dann kamen aus Hattingen zwei: ein Ingenieur und ein Bergmann. Tag um Tag fuhr der Bergmann dann in seinen Schacht, den Angriffen aller andern ausgesetzt. Aber er blieb fest. In Kürze entstand hier eine der aktivsten Ortsgruppen im Norden.

Die öffentlichen Versammlungen konnte Hitler nicht ohne Kampf durchsetzen. Was er verlangte, war nur das gleiche Recht auf Redefreiheit, das Sozialdemokraten und Kommunisten für sich beanspruchten. Er sagte auch Diskussionsfreiheit zu. Die Antwort aber waren Versuche, ihn überhaupt nicht zu Worte kommen zu lassen, die Versammlungen gewaltsam zu sprengen. Mit Bleirohren und Totschlägern erschienen aufgestachelte Kolonnen. Es gab beiderseits blutige Köpfe. Hitler begann seinen Saalschutz zu organisieren. Das war die aus der Verteidigung geborene SA (Sturm-Abteilung).

Das politische Leben in Deutschland zeigte sich nicht nur in Parlamentsreden, sondern vor allem darin, daß der extreme Marxismus das Recht für sich beanspruchte, die Straße allein zu beherrschen und jede mißliebige Versammlung zu verhindern. Und der neue Staat sah sich nicht in der Lage, seine verkündete allgemeine Redefreiheit zu sichern. So war die in allen Ortsgruppen entstehende SA ein Akt der Notwehr. Sie wurde dann aber auch besonders von Offizieren der Brigade Ehrhardt ausgebildet, und schließlich stellte sich Fliegerhauptmann Hermann Göring Adolf Hitler dafür zur Verfügung.

In diesem Zusammenhang darf auch die Mithilfe der Frauen nicht vergessen werden. Sie kamen weniger auf Grund bestimmter Programmpunkte als

aus Gefühlsmomenten. Der Mann, der als einzelner es wagte, gegen die gesamte Parteienwelt aufzutreten, hatte sich ihre Sympathien erworben, und der Redner hatte sie sich erhalten. Eine ganze Anzahl Münchner Frauen war bei jeder Versammlung anwesend und warb Besucher für die neuen. Sie halfen und opferten, wo sie konnten. Das gleiche wiederholte sich in den anderen Städten. Es war eine ungeheure Summe von Mut, Opferwillen und Einsatzbereitschaft, die sich in der jungen Bewegung offenbarte: das Geheimnis aller späteren Erfolge. Ein neuer sozialer Glaube siegte immer wieder über die Ideologien der früheren Parteienwelt.

»Völkischer Beobachter«

In München gab es ein lokales Wochenblatt, den »Münchner Beobachter«. Durch eine Gruppe völkischer Persönlichkeiten wurde er erworben. Es war natürlich, daß die junge Partei sich ein Presseorgan schaffen wollte und Ausschau nach Möglichkeit hielt. Man kam mit dem »MB« ins Gespräch, und mit Hilfe auch Dietrich Eckarts wurde er Ende 1920 Eigentum der NSDAP. Verlagleiter wurde Max Amann. Amann war im Kriege der Feldwebel Hitlers gewesen. Er hat oft davon erzählt. Immer, wenn ein besonders schwerer Auftrag zu erfüllen war, meldete sich Hitler. Stets wies er Familienväter zurück und erfüllte als Meldegänger wortlos seine Soldatenpflicht.

Einmal traf Hitler nun Amann 1920 auf der Straße in München und erzählte ihm von seinem Plan, eine neue Partei ins Leben zu rufen mit bestimmten Grundsätzen. Er bat ihn damals schon, doch die Geschäftsführung zu übernehmen. Hitler kannte Amann als einen streng gewissenhaften Menschen. Amann hatte erst kürzlich eine gute, feste Stellung gefunden. Er gab diese auf und stellte sich, nur im Vertrauen auf Hitler, diesem zur Verfügung. Er leitete bis Ende 1923 sowohl die Verwaltung der Partei wie die der Zeitung. 1925 übergab er die erstere Fr. X. Schwarz, um sich ganz dem Verlagswesen zuzuwenden, das er für die Partei gründete. Amann entwickelte große Umsicht und Sparsamkeit, was den Redakteuren oft viel Kummer bereitete, zeigte aber bei den ersten Möglichkeiten Großzügigkeit und Unternehmungsgeist, so daß die Dinge des Verlages später auf festen Füßen standen.

In die Redaktion des »Völkischen Beobachter« kamen anfangs mir wenig bekannte Persönlichkeiten. Ich lieferte nur als externer Mitarbeiter ab und zu einen Aufsatz. Nachdem die Dinge sich hier nicht zum besten entwickelten, entschloß sich Eckart, seine Zeitschrift eingehen zu lassen, die Abonnenten dem »Völkischen Beobachter« zuzuführen und zugleich dessen Hauptschriftleitung zu übernehmen. Ich zog mit ihm in die Redaktion in die Schellingstraße 39, in das Haus des Druckereibesitzers – und bin dort bis Ende 1932 geblieben.

Es war zunächst ein dürftiges, zweimal in der Woche erscheinendes Blättchen, fast ohne Mitarbeiter, oft auf etwas kleinliche Tagespolemik angewiesen,

aber immerhin ein Sprachorgan, das man im Reich verwenden konnte, um eine fortlaufende Stellungnahme zu ermöglichen. Daß Hitler eine Tageszeitung haben wollte, versteht sich von selbst. Und hier half ihm vor allem eine Frau mit ihrem Vermögen. Sie besaß, wenn ich nicht irre, Aktien finnischer Papierfabriken. Von diesen schenkte sie der Partei so viele, daß das Risiko einer Tageszeitung gewagt werden konnte. Da Eckart für regelmäßige Arbeit keine Ader besaß, so hatte ich von Anfang an alles Fortlaufende erledigt und entlastete ihn praktisch von der ganzen Redaktionsarbeit.

Als nun die Tageszeitung akut wurde, ging Hitler mit mir einkaufen. Ich sollte mir selbst einen Schreibtisch aussuchen und wählte einen mit versenkbarer Platte, angesichts meiner Unordentlichkeit eine notwendige Einrichtung. Hitler machte das alles eine geradezu kindliche Freude. Wieder einen Schritt vorwärts gekommen, das erfüllte ihn mit neuer Tatkraft.

In diesen Jahren hatte er meine Achtung und Loyalität erworben. Ich sah einen Menschen unentwegt um die Seele seines Volkes ringen; ich erlebte, wie er reifte, wie es fortlaufend bei ihm im Innern arbeitete, wie er dann oft plötzlich und verblüffend Antworten auf herantretende Fragen fand, die immer wieder einen scharfen Instinkt und natürliche Klugheit offenbarten. Eckart sprach mit wachsender Verehrung von ihm, und das wollte bei Eckart viel besagen.

Ich bin hier in der Zeitungsfrage etwas vorausgeeilt, denn der »VB« erschien als Tageszeitung, glaube ich, erst Anfang 1923. Mittlerweile aber hatte sich eine Reihe anderer Dinge abgespielt.

Dietrich Eckart

Eckart hatte es ermöglicht, in Nymphenburg, in der Richildenstraße, ein Haus, richtiger einen Hausabschnitt, in einer Siedlung zu erwerben. Ich suchte mir in der Nähe ein möbliertes Zimmer. Hier hatte nun Eckart Muße, seinen dichterischen Neigungen nachzugehen. In seinem schmalen Gärtchen ging er auf und ab und sinnierte über seine Einfälle oder schlug im Gehen mit der Hand den Takt zu seinem Versmaß. Als ich manchmal morgens kam, traf ich ihn mir schon entgegenkommend auf der Treppe: Er las mir dann gleich sein neuestes Erzeugnis vor. Es waren dies jene Gedichte, die 1920 in seiner Zeitschrift abgedruckt wurden. Oder Eckart hatte wieder eine schöne Stelle in seinem geliebten Schopenhauer gefunden, die er mir unbedingt vortragen mußte. Vor allem was Schopenhauer über die deutsche Sprache sagte, ist immer wieder lehrreich gewesen. Auch hierin bin ich Eckart zu Dank verpflichtet. Den Balten fehlte das bäuerliche Element als sich immer wieder erneuernder Sprachborn. Sie schrieben literarisch, meist ein Zeitungsdeutsch mit viel zu viel unnützen Fremdwörtern. Eckart machte sich die Mühe, meine Aufsatzmanu-

skripte daraufhin zu überprüfen, und hat mir dabei wertvolle stilistische Ratschläge gegeben. Manchesmal allerdings legte ich schüchtern Einspruch ein, wenn er einem Artikel dramatische Zuspitzungen zu geben begann. Dadurch wurde der Charakter der Sätze geändert, was mir doch wieder nicht paßte. –

Plötzlich hieß es eines Tages, in Berlin sei eine Gegenrevolution ausgebrochen unter Kapp. Ebert und seine Regierung seien geflüchtet, General von Lütwitz in die Hauptstadt eingezogen. Wir warteten nun fieberhaft, was in Bayern geschehen werde. Zunächst wurde die Einwohnerwehr aufgerufen. Und wie einst in Reval, hatte ich mit einem mir recht unbekannten Gewehr Nachtpatrouille. Mein Standquartier war am Nymphenburger Kanal. Dort traf ich einen jungen Kameraden namens Diebitsch, einen Nachkommen des russischen Generals deutscher Herkunft, der einst mit Yorck die Konvention von Tauroggen abgeschlossen hatte.

Hitler und Eckart waren nach Berlin geflogen. Als sie nach einem furchtbaren Flug dort ankamen, war das Unternehmen gescheitert. Der proklamierte Generalstreik hatte Kapp lahmgelegt, auch außenpolitisch drohte wohl Nichtvorhergesehenes. Eine Gewaltdiktatur wollte und konnte Kapp nicht wagen. Als er bei den Ländern keine Hilfe fand, gab er auf und emigrierte nach Schweden. Das war der Kapp-Putsch, ein Versuch, das Schicksal zu wenden, erklärbar auch nur aus der Not der Zeit, den verfahrenen Zuständen im Reich. Die Arbeit in München aber ging den einmal eingeschlagenen Weg weiter.

Ludendorff

Nach München war auch Ludendorff gekommen. Ein Verehrer seiner Persönlichkeit hatte ihm in Prinz-Ludwigshöhe an der Isar sein Haus als Wohnsitz angetragen, und Ludendorff hatte das Anerbieten, fern vom Berliner Betrieb, angenommen. Wir hatten ihm unsere Arbeiten geschickt, und er schrieb mir einige freundliche Dankeszeilen. Sein ganzes Leben war soldatischer Dienst gewesen, Staatsform, Kirchenformen hatte er als festgefügte Überlieferungen im Ganzen akzeptiert, ohne sich genötigt zu fühlen, der vorliegenden Problematik näher nachzugehen; das war Sache der andern. Der Krieg zwang nun das Große Hauptquartier, sich mit der Politik des Reiches zu befassen. Daß da so verschiedene Charaktere wie Ludendorff und Bethmann-Hollweg nicht zusammenpaßten, ist verständlich. Die Forderungen der Armee schienen Ludendorff in der Heimat noch lange nicht genug berücksichtigt.

Bei aller Gegnerschaft waren wohl alle darin einig, in ihm einen großen Feldherrn und einen Mann von nimmermüder Energie zu sehen. Jetzt hatte er sich, verbittert und täglich von den innenpolitisch siegenden Parteien angefein-

Vor Schulungsleitern in Österreich

Nach einem Vortrag an der Universität Köln

in Vorträgen warme Worte fand. Dieser Mann erhielt nun von seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde ein Redeverbot.

Zwei andere Erlebnisse auf diesem Gebiet sind mir noch in Erinnerung. In einem Kabarett sang ein Coupletist ein wirklich unanständiges Lied mit dem Refrain: »Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .« Ich stand auf und erklärte laut, es sei unerhört, sich in dieser Weise einer öffentlichen Verspottung zu erfrechen. Einige Zeilen darüber im »VB« veranlaßten auch das Organ der Bayerischen Volkspartei, sich dem Protest anzuschließen, worauf das Lied verschwand.

Auf einer großen Münchener Gewerbeschau war u. a. auch ein geschnitztes Kruzifix ausgestellt. Es war dermaßen gliedverzerrt, jammervoll, mit blöde glotzenden Augen, daß wir es als eine Verhöhnung empfanden. Hitler wies in einer öffentlichen Versammlung darauf hin, wonach denn auch die regierenden Kreise den gleichen Eindruck hatten und das Werk zurückzogen.

Ich vermerke diese Dinge, weil ich weiß, daß die junge Partei, ungeachtet einer freien Denkungsweise, bereit war, einer merklich von Berlin ausgehenden öffentlichen Verhöhnung nicht nur nationaler, sondern auch religiöser Heiligtümer gegebenenfalls entgegenzutreten. Dieser Versuch eines wenigstens teilweisen Zusammengehens wurde kirchlich-politischerseits klar abgewiesen, schon damals, erst recht später. Das hat in der Anhängerschaft der NSDAP dann ebenfalls zu einer gegnerischen Haltung geführt. Uns schien es, als ob beide Konfessionen hier einen geschichtlichen Augenblick versäumten.

Bei Dr. von Scheubner-Richter, der später an der Feldherrnhalle fiel, traf ich einmal zufällig den Baron von Cramer-Klett, einen Führer innerhalb des bayerischen Katholizismus. Er äußerte sich durchaus verständnisvoll über die NSDAP und sagte, es sei dabei sehr weise von einer politischen Partei, gleich zu Beginn in ihrem Programm zu erklären, sie verneine den Unsterblichkeitsanspruch einer politischen Organisation. Cramer-Klett sah auf jeden Fall eine Kampfnotwendigkeit ein, wollte aber offenbar für die Zukunft wieder ein Leben in alten Geleisen befürworten.

Einer Persönlichkeit möchte ich gedenken, die sich damals in der Partei rührte, Kurt Lüdecke. Er hatte Geld, Devisen, und stellte davon der Partei einige zur Verfügung, kleidete sogar auf eigene Kosten einen Trupp der SA ein. Er wirkte etwas extravagant, war immer in allerbesten Schneideranzügen und auch sonst sehr gepflegt. Ich hatte mich mit ihm sehr gut vertragen, glaubte an seine ehrenhafte Gesinnung und an das beste Wollen. Von irgendwo, vielleicht sogar von polizeilicher Seite, wurde Hitler gewarnt: Lüdeckes Devisen könnten französischer Herkunft sein. Angesichts der ganzen damaligen Lage mußte Hitler vorsichtig werden. Er deponierte deshalb vor Zeugen die Gelder, bis sich die Dinge geklärt hätten. Später wurde Lüdecke auf Grund irgendwelcher Angaben verhaftet. »Geheime« Notizen seines Taschenkalenders wurden ihm zur Last gelegt. Er konnte die Harmlosigkeit nachweisen und kam

frei. Aber ein Hauch von Verdacht war geweckt; er fühlte das, und es bedrückte ihn. Den Marsch nach Coburg machte er noch mit, ging später aber wieder in die USA, wo er heiratete. Er arbeitete extern etwas für den »VB«, kam nach der Machtübernahme erneut ins Reich, um seine Arbeit anzubieten.

Er war in meinem Umkreis tätig und stellte sich die Aufgabe, amerikanische und deutsche Mentalität zur Verständigung bringen zu helfen. Und hier traf ihn das Unglück zum zweiten Mal. Er wurde auf Hinweis eines Mitarbeiters in der Reichskanzlei festgenommen. Aus der Haft durfte er mich zweimal besuchen. Ich sagte ihm beim zweiten Mal, ich hoffe, den Führer in den nächsten Tagen persönlich zu sprechen und würde dann den ganzen Fall zur Sprache bringen und Klarheit schaffen. Lüdecke war sehr niedergedrückt. Einige Tage später hörte ich, er sei entflohen, nach Prag, dann nach Amerika.

Ich sah den Führer auch, wohl selbst verdächtigt, als ob ich ihm zur Flucht verholfen hätte, und sagte Hitler meine Meinung, daß man so doch nicht mit Lüdecke hätte umgehen dürfen. Der Führer bedauerte das auch, ihm war von der Verhaftung offenbar nichts bekannt gewesen. Aber die Dinge waren nicht mehr zu ändern, Lüdecke wäre wohl auch nicht mehr zurückgekehrt. Ich denke an diesen Fall, weil er zeigt, wie ein Mensch besten Willens unter ganz anderen Regimen vom gleichen Schicksal verfolgt werden kann. Er hat später ein Buch über seine Erlebnisse geschrieben: »Ich kannte Hitler«. Wie mir mitgeteilt wurde, schrieb er mit Selbstbeherrschung. Ich hoffe, daß es ihm gut ergangen ist in seinem Leben, gehört habe ich nichts mehr von ihm.

Entscheidung in Coburg

Nach Coburg hatten mehrere völkische Verbände einen sogenannten Deutschen Tag einberufen. Eine Genehmigung erhielten sie vom Stadtrat nur unter der Bedingung, daß sie in geschlossenen Räumen tagten; also Verbot für nichtmarxistische Vereinigungen, etwa unter freiem Himmel eine Versammlung abzuhalten. Man lud auch Hitler ein. Er sagte zu, erklärte aber, die Straßen Deutschlands seien für alle Deutschen gleichmäßig da. Er mietete einen Sonderzug, und wir fuhren mit etwa 600 SA-Männern nach Franken. Das Weitere hat Hitler in seinem Buch geschildert. Jene, die uns mit Wasserrohren und schweren, nagelbewehrten Latten erwartet hatten, waren nicht mächtig genug, um unsern Zug auflösen zu können. Im Gegenteil, bei ihren Überfällen wurden sie schwer zusammengeschlagen. Auch Hitler sprang mehrmals heraus und schlug mit seinem Stock zu. Ich war irgendwie naiv gewesen und hatte keinen Stock mit, nur eine Pistole in der Tasche, die aber natürlich bei der Lage nicht gebraucht werden durfte; es sollte auch nur äußerste Selbstverteidigung sein. Jedenfalls eroberte sich die Partei in Coburg erstmalig die Straße; es war ein Symbol, das in Deutschland nicht ohne Eindruck blieb. Wir

saßen dann oben auf der Feste und schauten von den hohen Mauern weit ins Land.

Im Versammlungslokal »tagten« inzwischen die andern. Abends wurde auf der Burg ein völkisches Schauspiel geboten, gespielt von Liebhabern. Es war gut gemeint, aber furchtbar, was der »Bruder Teut« da sprach. Am nächsten Vormittag fand in einem mäßig großen Zimmer eine Vorlesung aus einem völkischen Drama statt, wenn ich nicht irre, »Der weiße Herzog«. Abends sprach Hitler in einem größeren Saal. Die Veranstalter hatten alles gut und ehrlich gemeint, aber der Macht des jetzt herrschenden Marxismus gegenüber fehlte es sowohl an modernen Gedanken wie auch am politischen Willen. So war der Tag in Coburg für mich in mancher Hinsicht lehrreich.

Von vielen Seiten wurde nach Erläuterungen zum Programm gefragt. Ich verfaßte eine knappe Gedankenführung und sprach mit Hitler darüber. Es fiel mir dabei auf, welches Gewicht er auf eine Altersversorgung legte. Ein sorgenfreies Alter nach ehrlicher Lebensarbeit schien ihm eine besonders wichtige soziale Forderung zu sein, also etwa so, daß die Invaliden der Arbeit gleichzustellen seien den Invaliden des Krieges und den Pensionären des Beamtentums. Die »Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP« sind gewiß ein noch lange nicht reifes Werk; sie tragen eben den Charakter sowohl eines jungen Verfassers wie einer jugendlichen Bewegung; aber sie waren immerhin ein Leitfaden, den jeder nach Kenntnis und Erfahrung auf den Sondergebieten dann erweitern konnte.

Es mag bei Beurteilung einer neu auftretenden politischen Erscheinung wohl immer so sein, daß Angehörige anderer Staaten sie mit andern Augen anschauen als jene, denen sie Überzeugungssache geworden ist. Und da in der Epoche einer Gärung sich auch menschliche Unzulänglichkeiten, ja auch Schädlinge bemerkbar machen, so werden meist diese als charakteristisch für das neue Unbequeme ausgegeben und nicht der eigentliche Gehalt anerkannt, um den gerungen wird. Für das eine Land ist das, was es Demokratie nennt, organisch gewachsen und gefestigt, für ein anderes erscheint es in gänzlich anderer Gestalt. Die Gefahr wiederum, gegen die *ein* Volk sich wehren muß, ist in einem andern Staat gar nicht oder doch nur im geringen Maße vorhanden. Hätten andere Völker die Kämpfe von 1918/19 erlebt, die bolschewistischen Aufstände verzweifelter, aufgereizter Massen, auch sie hätten dann nach härteren Mitteln nationaler innerer Selbstverteidigung Umschau gehalten, als sie diese bis dahin für nötig befunden hatten.

Das deutsche Volk aber ist in der damaligen Zeit zunächst noch durch zurückkehrende Soldaten gerettet worden, nicht durch die neu errichtete Staatsform. Das war aber keine dauerhafte Heilung. Es mußte eine tiefere, neue Form für das soziale Leben gefunden werden, da die alten bürgerlichen Parteien eine solche nicht mehr zu geben vermochten.

Dies zeigte sich bei der später auftretenden Arbeitslosigkeit, die zu fast 7 Millionen Arbeitslosen führte und zu einer unvorstellbaren Katastrophe geworden wäre, wenn nicht inzwischen die neue Idee andere Millionen festgefügt um Hitler versammelt hätte. Dadurch wurde Deutschland 1933 zum zweiten Mal gerettet. Das war auch ein Hauptgrund, warum die deutsche Nation Hitler ein Vertrauen entgegenbrachte wie selten einem Menschen.

Hauptschriftleiter des »VB«

Meine Frau war mittlerweile aus der Schweiz zurückgekehrt und suchte Heilung in Deutschland. Wir waren übereingekommen, uns zu trennen. Sie sagte, sie habe mir vielleicht etwas helfen können, jetzt hätte ich meinen Weg genommen. Sie sei krank, wohl für immer an andere Menschen, andere Umgebung gebunden. Im Frühling 1923 wurde die Scheidung ausgesprochen. Später fuhr sie zu ihren Eltern nach Reval, suchte dann letzte Heilung in Frankreich, wo sie starb.

Im Februar 1923 etwa hatte ich endlich meine amtliche Bescheinigung in der Tasche, daß ich als Angehöriger des Reiches aufgenommen worden sei. Zwar war das nur eine formale Sache, doch gab sie mir das Bewußtsein einer allseitigen Zugehörigkeit, die ich vorher noch immer nicht hatte. Eckart war in diesen Monaten überhaupt nicht mehr in der Redaktion gewesen, er saß viel mit Gästen aus Norddeutschland zusammen, sprach öfters über einen humoristischen Lebensroman. Hitler sagte mir einmal, ich machte die ganze Arbeit, ich sollte auch für sie zeichnen. Ich rief Eckart an und sagte ihm, daß ich nun formgerecht deutscher Staatsbürger sei und daß nun frühere Bedenken fortfielen. Ich glaubte, er habe mich verstanden, und teilte nun im »VB« mit, daß ich die Hauptschriftleitung übernommen hätte. Als ich nun Eckart bald darauf traf, sagte er mir, seine Freunde hätten ihn gefragt, ob wir uns verfeindet hätten, da er wortlos ausgeschieden sei. Er hätte sich anfangs auch nichts gedacht, aber nach diesem Eindruck frage er sich doch, ob es von mir richtig gewesen wäre. Ich war schwer betroffen: Eckart gegenüber als undankbar zu erscheinen, das war das denkbar Schlimmste für mich. Ich sagte ihm das, er war ja auch beruhigt; ein gewisser Stachel aber ist, jedenfalls bei mir, für immer zurückgeblieben. Nachträglich im »VB« einen Dankartikel zu verfassen hätte die Sache nur verschlimmert.

Eckart hatte im »VB« ein Spottgedicht mit Illustrationen gegen Ebert veröffentlicht und sollte sich aufgrund des Gesetzes zum Schutz der Republik in Leipzig verantworten. Da er sowieso schon schwer leberkrank war, zog er sich unter anderem Namen auf eine einsame Alm beim Obersalzberg in Berchtesgaden zurück.

Als ich eines Abends im Sommer die Schellingstraße entlang ging, sah ich vor mir eine schlanke, schöne Dame im dunklen Kostüm, mit großem schwarzem Hut mit schottischem Band. Ich war plötzlich interessiert; sie ging in das kleine Restaurant der Griechin Vafiadis, wo ich auch öfters zu Mittag aß – und ich ging auch dorthin. Wir lernten uns kennen, machten manche Spaziergänge im Englischen Garten. Es war Hedwig K., die dann in der Zeit der späteren Verfolgung immer kameradschaftlich zu mir hielt. Sie wurde am 3. Januar 1925 meine Frau, die Mutter meines gleich wieder verstorbenen Sohnes, die Mutter von Irene. Am Morgen des 21. 4. 1945 begleitete sie mich nach Flensburg . . .

Vertreter Hitlers

Das Jahr 1923 war das Jahr der großen Inflation. Was an deutschem Sparkapital vorhanden gewesen, wurde vernichtet, innere Schuldverpflichtungen wurden gestrichen. Es ist nie eine Untersuchung darüber geführt worden, w e r für diese furchtbare Entwicklung verantwortlich war. Die einen sprachen später von einer Naturkatastrophe, aber irgendwo saßen doch Menschen, welche die Weisungen zum endlosen Notendruck gaben. Warum wurde nicht ein Preisstopp eingeführt? Alles dies blieb unerforscht, bis – nach dem »Hitlerputsch« – die Rentenmark eingeführt wurde und ein Element des Vertrauens zurückkehrte.

Über die Art meiner Teilnahme am 8. und 9. November 1923 habe ich in einem Aufsatz berichtet (abgedruckt in »Blut und Ehre«). Ergänzend dazu folgendes:

Als ich nach der vergeblichen Suche in die Redaktion des »VB« ging, fand ich dort meine Mitarbeiter, ich glaube auch Eckart und Feder. Noch hatte man hier nicht gesucht. Ich erhielt von einer älteren Dame die Aufforderung, doch bei ihr Quartier zu nehmen, was ich mit Dank annahm. Sie hat mich die nächsten Monate in rührender Weise bemuttert. Von den andern hörten wir dann, daß sie verhaftet oder nach Österreich geflohen seien. Wenn es Nacht wurde, fuhr ich, hinten im Dunkel der Elektrischen stehend, den Hut tief heruntergezogen, in die Stadt und traf dort den einen und den anderen.

Hitler hatte kurz vor seiner Verhaftung an viele einige Zeilen geschrieben. Ich erhielt ein Stück Papier, darauf stand mit Bleistift etwa: »Lieber Rosenberg! Führen Sie ab jetzt die Bewegung.«

Ich war doch erstaunt. Mit Fragen organisatorischer Art hatte Hitler mich nie betraut, ausgerechnet jetzt sollte ich hier etwas beginnen. Die Partei war verboten, ein Neubeginn unter schwere Zuchthausstrafe gestellt, und die Deutschen, besonders auch die Bayern, waren alles andere als eine auf Verschwörungsarbeit eingestellte Menschenart. Im übrigen zeigte sich sehr bald, daß es im eigentlichen Sinne noch keine durchorganisierte Partei gegeben hatte, son-

dern (mit Ausnahme Münchens) mehrere Stützpunkte mit einer sich vergrößernden Anhängerschaft.

Die Stimmung der Bevölkerung stand aber zweifellos auf unserer Seite, so daß die bayerische Regierung keine große Verhaftungswelle über das Land laufen ließ, sich vielmehr mit der bisher festgesetzten Führerschaft begnügte und nur nach dem Einen oder Anderen noch fahndete. Auch als sich in München eine »Großdeutsche Volksgemeinschaft e. V.« anmeldete, die auf Initiative eines Sektionsleiters der Partei gegründet werden sollte, wurde dies genehmigt, offenbar, um sich auch selbst die Beobachtung zu erleichtern, dann aber auch aus dem Grunde, eine Zersplitterung der ja doch vorhandenen Anhängerschaft zu fördern. Diese Rechnung war nicht falsch, denn es konnte nicht verborgen bleiben, daß so manche Gerüchte über das Verhalten des Einen oder Anderen herumgetragen wurden, der nun, entweder geflohen oder in Haft, sich dagegen nicht wehren konnte. In meiner Abgeschiedenheit hörte ich von diesem Gerede nur einiges und versuchte, die Leute, wenn ich sie traf, zu beruhigen.

Aber wie das so ist, es braucht Zeit, bis sich die Gemüter wieder beruhigen. Die allgemein menschliche Kleinheit allerdings, die trat jetzt und im Jahr 1924 doch schmerzlich in Erscheinung: der Mangel an Verantwortung gegenüber den ernsten Ereignissen und der jungen Bewegung. Die in Österreich Lebenden hörten die Gerüchte, wie immer in der Emigration, in verdreifachter Stärke. Mir wurde der Vorschlag gemacht, ob ich nicht über die Grenze gehen wolle, um die Leute in Salzburg zu beruhigen; die Möglichkeit dazu wäre gegeben. Ich stimmte zu, fuhr nach Bad Reichenhall zu einer angegebenen Persönlichkeit. Diese führte mich nun in der Nacht nach Österreich hinüber. Es ging dann durch dichtverschneiten Wald, über eine große Ebene, und etwa drei Uhr morgens langte ich in Salzburg an. Die Nationalsozialisten in Österreich waren natürlich über die Münchener Ereignisse sehr bestürzt gewesen, hatten sich jedoch der Geflüchteten in vorbildlicher Weise angenommen und darüber hinaus Sammlungen für die in München stellungslos Gewordenen veranstaltet. Ich sprach nun einen Kameraden nach dem anderen und versuchte, ihnen wieder Mut zu machen, dann sie auch über die Gerüchte zu beruhigen. Ich sagte zu, nach meinen Kräften für eine Neuordnung zu sorgen.

Am nächsten Tag traf Herr von Gräfe in Salzburg ein, um Unterhandlungen über ein künftiges Zusammengehen zu führen. Von Gräfe hatte sich mit ein paar anderen Abgeordneten von der Deutschnationalen Reichstagsfraktion abgespalten und die »Deutschvölkische Freiheitspartei« gegründet. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich auf einige radikalere bürgerliche Kreise, ohne recht Fuß fassen zu können. Fühlung mit Hitler hatte von Gräfe schon lange aufgenommen, am 9. November ging er mit zur Feldherrnhalle. Ziel dieser norddeutschen Gruppe war nun, gewissermaßen die Führung, vor allem im Norden, zu übernehmen und die dortigen Nationalsozialisten zu veranlas-

sen, sich dieser Führung einzugliedern. Ich sollte zu einem Abkommen über Zusammenlegung der Landesverbände usw. meine Zustimmung geben. Die Unterhandlung zog sich bis spät in die Nacht hin. Um eine gewisse Einheit zu sichern, waren wir zu einigen Zugeständnissen bereit, bis auf einen Punkt. Ich wollte das am nächsten Tage besprechen und ging schlafen. Da hörte ich, meine angebliche Zustimmung sei schon im Reich gemeldet worden. Gegen diese Überrumpelung habe ich mich sofort zur Wehr gesetzt und dementiert, sehr zur Erleichterung unserer Nationalsozialisten. Aber das Verhältnis zu Gräfe und seinen Leuten verschlechterte sich.

Ich wurde dann am Tage an die Grenze geleitet und von einem österreichischen Zollbeamten gesehen; mein Begleiter zog auf Skiern nach Hause. Im Wärterhäuschen klärte ich den Beamten auf und bat ihn, ein Einsehen zu haben. Ich hätte nur einige Kameraden aus München besucht. Ich wurde dann auch freigelassen, und da auf bayerischer Seite niemand da war, kam ich wieder glücklich in München an.

Gegen Hitler entschieden

Ein Punkt war es, der uns sofort zu beschäftigen begann: Sollten wir uns an den kommenden Landtags- und Reichstagswahlen beteiligen oder nicht? Wer die Dinge nüchtern sah, eine Untergrund-Partei als Unmöglichkeit begriff, die Aktivität aller Nationalsozialisten beleben wollte, mußte die Frage mit Ja beantworten.

Die Bedenken bestanden in der Tatsache, daß wir keine zu großen Aussichten, keine erprobte Menschenauswahl hatten, wenig Geld. Darüber hinaus gab es Einwände im Grundsätzlichen. Wollte man davon abgehen, eine Volksbewegung außerhalb des Parteienstreits im Reichstag aufzubauen? Bei unseren Besprechungen in München war die Ansicht recht einheitlich: für eine Wahlbeteiligung. Allerdings verstimmten mich die Motive, die dabei sichtbar wurden. Man sah sich schon als Abgeordneter und erwartete allen Ernstes von den dann zu haltenden Reden tiefgreifende Änderungen, auch gewisse persönliche Sicherungen . . .

Die Frage wurde an Hitler über seinen Rechtsanwalt herangetragen. Hitler erklärte sich scharf gegen jede Wahlbeteiligung. Er schrieb mir dann einen langen Brief, in dem er alle Punkte anführte, die gegen den Eintritt ins Parlament sprächen. Ich antwortete, auch wenn diese Gefahren vorhanden wären, sei eine Wahl die einzige Möglichkeit, aktiv zu werden. Unsere Anhänger ohne solche Aktivität liegen zu lassen, wäre schlimmer als alles andere. Ich müsse angesichts der Lage also für eine Beteiligung eintreten und bäte Hitler, mich später dafür verantwortlich zu machen[3].

Die verwandten Verbände taten sich unter dem Namen »Der Völkische Block« zusammen; in den andern Ländern meist unterm Namen Völkisch-Sozialer Block. Als Organ entstand die »Großdeutsche Zeitung«, ermöglicht durch Eingreifen einer reicheren Familie, die damit Hitler im kommenden Prozeß helfen wollte. Alle die Besprechungen über Kandidaten usw. waren für mich unerfreulich, kam doch das Allzumenschliche hier oft nicht sehr angenehm an die Oberfläche. Hitler hatte sich mit der Lage abgefunden, wollte nunmehr aber auch, daß ich kandidierte. Das aber wollte gerade ich nicht – und zwar aus zwei Gründen:

Erstens wollte ich mir in Zukunft nie vorwerfen lassen, ich hätte für eine Wahlbeteiligung gestimmt, um selbst MdR zu werden. Als MdR hatte man freie Fahrt auf der Reichsbahn, 500 oder 600 Mark Diäten, und war immun, konnte jedenfalls nur schwer wegen politischer Reden vor Gericht gezogen werden. Alle diese Annehmlichkeiten hätten einem späteren Vorwurf einen unangenehmen Beigeschmack gegeben.

Zweitens aber hatte ich Besuch eines Nationalsozialisten aus einer oberbayerischen Kreisstadt, der mir sagte, daß er mich schätze, aber die bayerische Mentalität sei nun einmal so, daß man ihr nur bekannte Menschen aus dem eigenen Lande als Kandidaten für den Landtag und als politischen Führer vorsetzen könne. Der Mann hatte vollkommen recht, aber es schmerzte doch. Ich war doch nicht genügend eingewurzelt, und wenn dies auch für die Reichstagsliste nicht so wichtig war, so bestärkte mich dieser Besuch in meinem Willen, nicht auf der Liste zu stehen. Ich hoffte, daß später auch Hitler diesen Standpunkt verstehen würde.

Legale Partei

Die Stimmung in München hatte sich allmählich beruhigt, der »Hitler-Prozeß« stand vor der Tür. Aus allem, was man hörte, ergab sich, daß die bayerische Regierung nicht zu scharf vorgehen wollte. Einmal wegen des Namens Ludendorff, dann aber auch, um keine Märtyrer zu schaffen, angesichts der nun einmal bestehenden Sympathie für die Angeklagten. Neben Hitler standen Oberst Kriebel, Polizeipräsident Pöhner, der Führer des Bundes Oberland Dr. Weber, lauter angesehene Männer. Der Prozeß wurde ein eindeutiger Sieg Hitlers; seine Rede hatte selbst Gegner bewegt. Die fünf Jahre Festung mit dem Vorschlag, nach einem Jahr Bewährung eintreten zu lassen, waren ein Urteil, gegen das niemand Protest einlegte.

Angesichts dieser ganzen Lage hatte ich mich auch wieder in der Stadt eingerichtet. Die Polizei hatte mich dann zu einer kurzen Vernehmung bestellt, aber nichts weiter veranlaßt. Ich konnte Hitler während der Prozeßvorbereitung in München, Blutenburgstraße, besuchen. Mit der Tatsache der Wahl-

beteiligung war er jetzt einverstanden; er hatte auch gehört, daß die Versammlungen starken Zulauf fanden. Nur über die Wahlorganisation »Völkischer Block« machte er abfällige Bemerkungen. Ich sagte, daß unter dem Namen NSDAP eine rechtzeitige Vorbereitung unmöglich gewesen wäre. Im übrigen müsse man abwarten, bis die Partei wieder ganz legal neugegründet werden könne.

Ludendorff war ein Verfechter der Verschmelzung von NSDAP und »Deutschvölkischer Freiheitspartei«. So sehr ich für eine gewisse Zusammenarbeit bei Wahlen eintrat, ich war doch ein Gegner einer solch mechanischen Einschmelzungstheorie. Einmal besuchten wir Hitler in Landsberg gemeinsam. Hitler sagte, die Gefahren eines Zwistes seien doch wohl bei einer Vereinigung geringer, aber das müsse genau abgesprochen werden. Ludendorff hörte befriedigt nur den ersten Teil, während ich mir den entscheidenden Zusatz merkte. Zunächst gelangte die vereinigte Liste mit 32 oder 34 Sitzen in den Reichstag, ein sehr bemerkenswerter Erfolg, der zweifellos vor allem auf Hitlers Haltung im Prozeß zurückzuführen war.

Alles Spätere, was sich völkischer Zwist des Jahres 1924 nannte, liegt so weit zurück, ist so unwesentlich, daß seine nähere Darstellung nicht notwendig erscheint. Nur was mich persönlich betrifft, so konnte ich feststellen, daß Hitler mich zwar in einer schweren Stunde beauftragt hatte, die zurückgebliebenen Splitter zu führen, daß aber Parteigenossen, die meine Gegner waren, ebenfalls von ihm empfangen wurden und sich als die besonders Vertrauten aufspielten. Ich schrieb darauf Hitler, ich bäte ihn aus Ehrgefühl um Aufhebung des Auftrags und empfahl Gregor Strasser. Hitler gab darauf die öffentliche Erklärung ab, daß niemand in seinem Namen sprechen könne, da er aus der Festung die Verhältnisse nicht zu überblicken vermöge. Es folgte die Führerschaft Ludendorff-Gräfe-Strasser.

Ich hatte mich aus der unmittelbaren Parteiführung zurückgezogen, unterhielt nur nähere Beziehungen zu Strasser, den ich als aktiven und ehrlichen Menschen schätzte. Die »Großdeutsche Zeitung« war mittlerweile eingegangen, dafür waren zwei andere Blätter entstanden. An einem, dem »Völkischen Kurier«, wurde ich ständiger Mitarbeiter. Außerdem gab ich, einer Anregung meines Verlegers folgend, den »Weltkampf« als Monatsschrift heraus. Nebenbei widmete ich mich wieder allerhand Studien in der Staatsbibliothek.

Tragödie Strasser

Hier mag die wahre Tragödie Strassers angedeutet werden, soweit ich sie überblicke. So mancher war gekommen und gegangen; der Röhm-Putsch hat die Bewegung schwer erschüttert, aber der Haltlosigkeit und Wüstheit der Röhmschen Sache haftet keine echte Tragik an. Ganz anders bei Strasser! Ur-

sprünglich Apotheker, wird er schon früh SA-Führer in Landshut. Er nimmt als solcher teil am 8./9. November 1923 und betätigt sich aktiv als Redner. Eine große, mächtige Gestalt, urwüchsig, mit natürlichem, gesundem Menschenverstand, ein sehr volkstümlicher Redner, mit steigendem Willen, Einfluß zu gewinnen. Er tritt 1924 merkbar führend empor; sein Urteil in manchem Grundsätzlichen schwankt, er stimmt oft mir zu; aber auch sein jüngerer Bruder Otto ist intellektuell nicht ohne Einfluß.

Dieser tritt der Partei bei, sie gründen den Kampf-Verlag und geben eine ganze Anzahl Wochenblätter mit dem Sitz in Berlin heraus. Hier beginnt der Konflikt. Goebbels, als dortiger Gauleiter, fordert die politische Oberleitung der in seinem Gau erscheinenden Zeitungen; Strasser betont seine übergeordnete Stellung als Reichsorganisationsleiter. Einmal hieß es, Dr. Goebbels hätte einigen erklärt, Strassers Mutter sei Jüdin. Ich schrieb damals dem in Berlin weilenden Hitler, derartige Methoden seien untragbar, richtig wäre es, wenn Dr. Goebbels abberufen würde. Hitler sagte mir später, die Herren müßten eben zusammenwirken; er werde die Angelegenheit mit ihnen regeln. Später kam dann eine formelle Aussöhnung zustande, aber der Gegensatz schwelte weiter.

Strasser unternahm nun zwei Schritte, die zweifellos nicht richtig waren. Er hatte 1924 eine sog. Norddeutsche Arbeitsgemeinschaft der NSDAP gegründet, was im Prinzip nicht möglich war. Dann verschickte er an eine größere Anzahl von Parteigenossen eine Neufassung des Programms. Ich hielt diese Neufassung, an der wohl sein Bruder stark beteiligt gewesen ist, in vielen Punkten für unglücklich, wenn mir das Einzelne eben auch nicht in Erinnerung geblieben ist. Otto Strasser war wohl aus dem sozialdemokratischen Lager gekommen, mit naher Verbindung zu den Nachfolgern Moeller van den Brucks. Ich hatte das Gefühl, daß er weniger der NSDAP folgen als seine noch unausgegorenen Gedanken in ihr propagieren wolle. Da er mir gegenüber einst eine neue Wirtschaftsstruktur als notwendig betonte, sagte ich ihm, es genüge nicht, einige Aufsätze zu schreiben; er solle dann schon ein abgerundetes durchdachtes Buch verfassen, damit man sich allseitig mit seinen Gedanken befassen könne.

Das geschah nicht; der Konflikt brach aus, obgleich Hitler sich bemühte, Otto Strasser zu halten. Dieser verließ mit einigen Anhängern die NSDAP. Gregor Strasser blieb. Ich erinnere mich noch, Hitler kurz darauf gesprochen zu haben: »Gott sei Dank, Gregor Strasser ist uns erhalten geblieben, eine wahrhafte Freude für uns alle.« Hitler hatte eine wirklich ehrliche Liebe für ihn, wie er auch geradezu persönlich-brüderlich von Gregor Strasser getröstet wurde, als seine Nichte aus mir heute noch unbekannten Gründen aus dem Leben schied und Hitler eine Zeitlang seine politische Laufbahn als beendet ansah.

Strasser hatte die Reichsorganisationsleitung so ausgebaut, daß praktisch er die laufenden Geschäfte der Partei führte; sein Dienstsitz im ehemaligen »Reichsadler« war eine Macht für sich.

Die Verschickung des neuen Programmentwurfs aber hatte Hitler nicht übersehen. Er berief eine Gauleiterversammlung nach Bamberg und kritisierte das Vorgehen Strassers, sprach sich auch gegen viele Punkte sehr ablehnend aus. Besonders unterstrich Hitler die Notwendigkeit einer Verständigung mit England und Italien. Feder kritisierte dann die wirtschaftliche Seite, allerdings in einer wenig ansprechenden, süffisanten Form, wobei er sich gleichsam als »Programmatiker« der Partei hinstellte. Strasser antwortete nur kurz und sagte mir, da ich am gleichen Tisch saß: »Ich müßte jetzt aus der Partei austreten, aber mit mir würden mehrere Gauleiter mitgehen, das kann ich also nicht tun.« Daß er eine Illoyalität begangen hatte, war nicht zu leugnen; er war da hineingetappt und mußte eben die Antwort darauf einstecken.

An Strasser hatte sich nun eine andere Persönlichkeit nahe angeschlossen, der frühere Oberleutnant Schulz. Dieser verfügte über viele Beziehungen zu Offiziers- und Beamtenkreisen. Mit denen machte er Strasser in Berlin, Köln usw. bekannt. Diese Kreise hatten nun bei mancher menschlichen Schwäche angesetzt und Strasser als einen annehmbaren Partner für eine eventuelle Regierungsbildung umschmeichelt.

Hier setzt nun nach den vorhergehenden Ereignissen die Tragödie Strasser ein. Er fühlt sich nicht genügend herangezogen, glaubt, daß Göring und Goebbels zu Verhandlungen herausgestellt werden, ist von den Fähigkeiten des Letzteren nicht überzeugt – im Gegenteil. Und da hat er offenbar hinter dem Rücken Hitlers mehr entgegenkommende Schritte gemacht, als er hätte tun dürfen. Es begann ein Gerücht vom »Verrat Strassers« umzulaufen.

Als ich das hörte, sagte ich, aber das sei doch ganz ausgeschlossen! Wie weit nun Strassers Unterhandlungen mit Schleicher usw. gegangen waren, weiß ich auch heute nicht, jedenfalls versuchte er öffentlich keine Revolte. Als ich eines Vormittags in den »Kaiserhof« ins Vorzimmer Hitlers kam, traf ich ihn. Ich wollte ihn begrüßen, er machte eine hoffnungslose Handgebärde und ging hinaus. Ich hörte: Strasser hat soeben alle seine Ämter niedergelegt! Das war ein schwerer Schlag. Ich erinnere mich noch mancher seiner Reden, die er mit den Worten schloß: »Als Hitler-Mann habe ich gekämpft, als Hitler-Mann will ich dereinst in die Grube fahren[4].«

Das war jetzt aus. Zur offenen Rebellion fehlte ihm wohl die klare Vorstellung eines wirklich anderen Wollens, dazu kam die innere Anhänglichkeit, die er eben doch zur Bewegung hatte. Er ging; Hitler hatte nichts Disziplinäres gegen ihn veranlaßt. Nach der Machtübernahme wurde Strasser auf seinen Befehl auch in keiner Weise behelligt, im Gegenteil, er erhielt eine leitende Stelle in der pharmazeutischen Vereinigung.

Beim Röhm-Putsch wurden Strasser und Schleicher erschossen, wir alle nahmen an, daß sie irgendwie an der ganzen Sache mitbeteiligt gewesen waren; aber die Polizei schwieg auch hier wie ein Grab. Der Führer verfügte eine materielle Sicherstellung der Witwe, einer außerordentlich sympathischen Frau.

Im zweiten Weltkrieg fielen beide Söhne Strassers als Offiziere an der Front.

Das ist eine wirkliche Tragödie, wie sie das Leben in einer Revolution schreibt. Immer, wenn ich in diesen Jahren an Strasser dachte, ist mir seine große Gestalt mit den hellen, gutmütigen Augen in Erinnerung, seine Urwüchsigkeit, aber manchmal auch innere Unsicherheit, die ihm zum Verderben wurde.

Wie mir der Führer einmal sagte, wollte er Strasser später zum Innenminister ernennen. Es wäre vielleicht manches dann anders gegangen.

Hitlers Kompromiß

Hitlers Festungsjahr war 1924 abgelaufen, die vorgeschlagene Bewährungsfrist trat in Kraft; von uns allen wurde er mit Freuden empfangen. Meine notwendige Eigenmächtigkeit auf dem Gebiet der Wahlbeteiligung, d. h. des streng legalen politischen Konzeptes, billigte Hitler nunmehr, wenn er auch über die Form der Durchführung noch seine Vorbehalte hatte, ohne das jedoch zu erwähnen.

Im Lauf des Jahres 1924 hatten ein paar Parteigenossen es für nötig befunden, mich verschiedener Dinge zu verdächtigen. Nachdem ich das eine Zeitlang übersehen hatte, mußte ich schließlich eine Klage einreichen. Hitler bat mich nun, diese Sache nicht durchzuführen, er werde mir einen Brief schreiben, der mir doch wohl mehr genügen würde als ein Prozeß. An meiner Integrität sei nicht der geringste Zweifel; man müsse alles der Nervosität der Zeit zuschreiben. Im Interesse der Bewegung stimmte ich zu und erhielt dann besagtes Schreiben. Am 24. Februar 1925 wurde die Partei legal neu gegründet. Hitler sprach auf einer großen Versammlung und rief zur erneuten Einigkeit auf. Verschiedene, die sich hart bekämpft hatten, reichten sich die Hand zur Versöhnung. Da ich einen solchen öffentlichen Akt befürchtet hatte, war ich der Versammlung ferngeblieben. Ich hatte getan, was notwendig schien, aber von Dingen, die leicht einen theatralischen Anstrich haben konnten, habe ich mich möglichst ferngehalten.

Dietrich Eckart lebte nicht mehr. Er war verhaftet worden, aber diesen ungebundenen Menschen hatten der ganze Zusammenbruch und dieses enge Gefängnis so mitgenommen, daß sein altes Leberleiden sich wieder verschlimmerte. Um ihn nicht in der Haft sterben zu lassen, entließ ihn die Regierung.

Ich hörte davon, es war Mitte Dezember 1924, und besuchte ihn spät abends in dem Hause, wo er untergebracht worden war. Er war müde, sehr zusammengefallen, aber ein altes Lächeln kam ihm doch wieder, als ich ihn aufmunterte. Er fuhr wieder in sein geliebtes Berchtesgaden; dort starb er am 26. Dezember.

Ich wollte diese Meldung gar nicht glauben, zu nahe stand mir noch seine ganze Lebenskraft und Unverwüstlichkeit. Nur langsam mußte ich mich an die Vorstellung gewöhnen, daß der Mann, dem ich so viel zu verdanken hatte, der mich so generös empfangen und gefördert hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Hitler hatte in Eckart einen treuen Verehrer verloren, was er darin zum Ausdruck brachte, daß er ihn in seinem Buche besonders hervorhob. Auch später hat er oft mit großem Dank von ihm gesprochen.

Der Beginn der neuen Tätigkeit Hitlers stand unter keinem guten Stern. In einer Rede hatte er, wie früher, den Marxismus als seinen eigentlichen Gegner bezeichnet und dabei die Wendung gebraucht, die Freiheit käme nur über »die Leiche des Marxismus«. Die bayerische Regierung war nicht gesonnen, den neuen Beginn hinzunehmen, sondern suchte nach Möglichkeiten, Hitlers erneute Wirksamkeit zu behindern. Auf Grund dieser Rede verhängte sie ein Redeverbot, das ein oder zwei Jahre in Kraft blieb; andere Länder des Reiches folgten diesem Beispiel. Hitler legte gegen dieses Vorgehen Protest ein und erläuterte seine Rede. Man wies ihn auf den Bericht des (jetzt wöchentlich erscheinenden) »VB« hin, der obige Worte gebracht hatte. Die Regierung blieb bei ihrem Redeverbot in der richtigen Annahme, damit Hitlers stärkste öffentliche Waffe lahmzulegen.

Der »VB« wurde damals noch von einem früheren Schriftleiter geführt. Als er wieder Tageszeitung wurde, übergab mir Hitler erneut die Hauptschriftleitung des Blattes, das jetzt wieder ganz klein und sparsam beginnen mußte.

Überblickt man die vergangenen Jahre von 1919-1925, so standen sie im Zeichen aus instinktiven Regungen entstandener Proteste, die zwar mit einer gedanklichen Kritik und Vorschau verbunden wurden, aber in der Anhängerschaft sicher ganz überwiegend emotional bestimmt waren. Alles drängte irgendwie zur Entladung. Jetzt hatte es sich zu erweisen, ob die Nation über das alles hinaus willig war, andere Wege einzuschlagen als die bisherigen Parteien sie gingen oder ob sie nach Erprobung und Abwägung aller Möglichkeiten sich zu dem bisher eingeschlagenen Kurse bekannte. Mit diesem Problem begann die eigentliche Arbeit einer Bewegung, die in wenigen Jahren viele kataraktartige Erlebnisse hinter sich gebracht, jedoch keinen nachhaltigen Erziehungsprozeß durchlaufen hatte.

Es bedeutet wohl das Schmerzlichste in einem menschlichen Leben, sich fragen zu müssen, ob das, wofür man 25 Jahre gearbeitet, gekämpft hat, Freiheit, ja auch das Leben aufs Spiel setzte, dessen wert gewesen ist. Ob man auch selbst wert war, diese Arbeit zu leisten, ob sie innerlich sauber, ehrenhaft, richtig, oder ob alles nur aus Irrtum, Phantasterei, Machtgier, Verblendung entstanden war. Diese Frage greift vor allem deshalb so an das Innerste, weil ja nicht nur das persönliche Schicksal hier erscheint, sondern weil mit der Bewegung, der man diente, Aufstieg, Erfüllung, aber auch der katastrophale politisch-militärische Zusammenbruch des Deutschen Reiches historisch verknüpft sind – mit allen Menschenverlusten und der Vernichtung von Kultursymbolen, die z. T. schon tausend Jahre in deutschen Gauen standen, hinzugerechnet all die menschliche Verzweiflung der Zurückgebliebenen, der Zusammenbruch an Glauben und Vertrauen, schließlich noch die schweren Schatten polizeilicher Maßnahmen, die bekannt wurden, und, wenn sie im größeren Umfange stimmen, das Gegenteil dessen darstellen, wofür 25 Jahre gekämpft wurde.

Grundsätzlich kann man sagen, daß das Opfern nur den guten Willen, persönlichen Glauben und Einsatzkraft beweist, aber noch nicht ohne weiteres die Richtigkeit der verteidigten Überzeugung. Die Richtigkeit wiederum bedarf irgendeines Maßstabes, an dem sie ihrerseits gemessen werden kann. Viele Anhänger der KPD waren einsatzwillig; sieht man von dem bloß radaulustigen Mob ab, so wollten viele ehrliche kommunistische Arbeiter ihre Überzeugung auch durch die Tat beweisen. Mit diesen haben sich unsere SA-Männer später oft am besten verstanden, und ihre Einsatzbereitschaft für den Nationalsozialismus entsprach dann ihrer früheren Kraft. Der Maßstab aber war hier die Verwirklichung einer sozialen Gerechtigkeit.

An der fortlaufenden Beobachtung der Sozialdemokratie konnte die schaffende Nation zunächst feststellen, daß die Lage nicht besser, sondern schlechter wurde. Die Sozialdemokratie wies auf den verlorenen Krieg, auf die Finanzkatastrophen hin. Hier aber begann die eigentliche Kritik: weil ihre Machtübernahme eine deutsche Katastrophe zur Voraussetzung hatte. Das aber bedeutete wieder, daß eine soziale Gerechtigkeit ohne nationale Freiheit nicht zu verwirklichen war. Aber die Internationale? Sie bestand eben auch aus Angehörigen bestimmter Völker und nicht aus abstrakten »Menschen«. Selbst wenn der eine oder andere die Ungerechtigkeiten einsah, so hatte er gar nicht die politische Macht, diese Erkenntnis durchzusetzen und in seinem Volke große Parteien zu mobilisieren. Das fiel keinem im Ernste ein. Und um ganz ehrlich zu sein, mußten sich dann viele Marxisten sagen, daß man eben in früheren Zeiten von einer Internationale Dinge erwartet hatte, die man an sich gar nicht erwarten durfte, daß also die marxistische Propaganda jahrzehntelang ein Phantom als politische Tatsache hingestellt hatte.

Blieb also die totale Ab- und Umkehr von den ursprünglichen marxistischen Dogmen oder Flucht in das radikale Lager der roten Diktatur. Die Nachrichten aus Moskau aber waren trotz aller Tünche nicht erfreulich. Nicht ein Paradies entstand da, sondern für die Arbeiter allerhärteste Arbeit. Wohl hieß es: Ja, aber Arbeit für uns selbst. Dieses »uns« war aber nicht der Arbeiter, sondern der Staat. Dieser neue Staat forderte viel mehr und gab weniger als der frühere.

So entstand wieder die Frage: Ist es bei der Kompliziertheit des deutschen industriellen Lebens und der Ernährungslage überhaupt möglich, ein Experiment wie in der Sowjet-Union zu wagen? Viele, die nüchtern dachten, verneinten das. Aufgabe der NSDAP war es, diese Menschen um die neue Form einer alten, gerechten Idee zu sammeln. Aber die Gefahr an sich blieb bestehen: Auf der einen Seite ein Riesenstaat, in dem sich der Kommunismus wenigstens dem Prinzip nach behauptete, auf der anderen Seite soziale Not (nicht nur in Deutschland), Arbeitslosigkeit, gefolgt von erneuter Verzweiflung und dann vermutlich aus diesen Gefühlen heraus wieder rote Aufstandsversuche.

Klar war dabei, daß die Siegerstaaten alle diese Probleme gar nicht oder nur im geringeren Maße verspürten. Wie in der Physik vollziehen sich auch im menschlichen Leben Entwicklungen unter starkem Druck viel schneller als ohne ihn. Das geht mitunter so weit, daß auch kluge Beobachter, die beim andern schnell wachsenden Spannungen bei sich zu Hause überhaupt nicht sehen, obschon sie zum mindesten als gärende Probleme auch schon vorhanden sind.

Hieraus entsteht eine weltanschaulich, politisch und schließlich auch militärisch entscheidende Erkenntnis: Aus der fehlenden Gleichzeitigkeit der Entwicklung bei sonst in vielem verwandten Völkern kommen das Mißverstehen, schließlich die Feindschaft, ja oft der Krieg zwischen den Nationen.

An dem Zustandekommen derartiger Konflikte können alle Teile schuld tragen. Die notwendige Kritik einer neuen politischen Bewegung an eigenen alten, denen anderer Völker scheinbar verwandten Lebensformen wird von diesen auf die eigenen Verhältnisse bezogen. Da nicht jedes Mal der Vorbehalt gemacht wird, daß z. B. mit dem parlamentarischen System dessen Erscheinungsform in Deutschland gemeint ist, so glaubten viele in andern Ländern, man wollte ihre eigenen Institutionen angreifen. Ich habe mehrfach versucht, dem vorzubeugen, aber, das gebe ich zu, auch nicht in jeder Kritik den oben genannten Vorbehalt gemacht.

Vor ausländischer Zuhörerschaft aber habe ich mich bemüht, dem großen Mißverständnis zu begegnen. Hitler sagte einmal aus ähnlichem Gefühl, er erstrebe eine »germanische Demokratie«, gegen die haltlos-internationale, die nach 1918 in Deutschland an das Ruder kam. Ich habe auf einer Lübecker Tagung der »Nordischen Gesellschaft« vor Vertretern der skandinavischen Völker und Finnlands eindringlich auf die inhaltlichen Un-

terschiede beim Gebrauch der gleichen Worte aufmerksam gemacht und den Ausdruck Hitlers verwendet.

Vor Diplomaten und vor der ausländischen Presse habe ich dann ferner darzustellen versucht, daß auch weltanschauliche Verschiedenheiten nicht Grund zu außenpolitischen Konflikten sein dürften (die Reden sind z. T. abgedruckt in »Gestaltung der Idee«, »Blut und Ehre«, »Tradition und Gegenwart«). Die Entwicklung der Völker hatte sich eben im Lauf der Jahrhunderte oft in sehr verschiedenen Richtungen vollzogen, es seien deshalb Philosophie, Religionsform, Schönheitsideal in der Kunst eine Sache jeden Volkes für sich – ohne dogmatischen Anspruch gegenüber einem anderen.

Ich habe dazu ebenfalls vor dem Auslande erklärt, ich sei sogar dagegen, daß eventuell dem Nationalsozialismus verwandte Parteien in andern Ländern den gleichen Namen annähmen. Man könne nicht einen geschichtlichen Gesamtkomplex von einer Seite allein plötzlich umbenennen. Auch seien nationale Spannungen möglich: Wer wolle dann entscheiden, was der »richtige« und was der »falsche« Nationalsozialismus sei. Ich fand es aus dem gleichen Grunde verfehlt, daß Sir Oswald Mosley seine Partei »British Fascists« nannte. Das war ein psychologischer Fehler, in dem auf seine eigene Tradition mit Recht so stolzen England eine Partei mit dem Namen einer Bewegung des Auslandes zu bezeichnen, die zudem zweifellos in vielem dem allgemeinbritischen Wesen sicher nicht entsprach (z. B. das Hierarchisch-Theatralische). Zum andern beraubte eine solche Gründung sich selbst der moralischen Bewegungsfreiheit im Falle einer nationalen Spannung mit dem faschistischen Italien. Dieser Fall trat z. B. schon im italienisch-abessinischen Kriege ein, in dem Englands Regierung zweifellos einen antiitalienischen Standpunkt vertrat und dabei wohl den überwiegenden Teil des Volkes hinter sich wußte. Hier konnte die Mosley-Partei, selbst wenn sie, was ohne weiteres zu unterstellen ist, nur britische Interessen verfechten wollte, sehr schwer einen oppositionellen Standpunkt einnehmen, ohne zugleich der Verdächtigung irgendeiner Abhängigkeit vom Faschismus Mussolinis ausgesetzt zu werden. Das aber bedeutete von vorneherein die Möglichkeit einer Diskreditierung, jedenfalls aber eine erhebliche Einengung der politischen Aktionsmöglichkeiten.

Englische und spanische Faschisten

Aus dem gleichen Grunde wäre auch ein aktiverer Einsatz für eine deutsch-britische Verständigung, wiederum unter selbstverständlicher Vertretung britischer Interessen, mit der gleichen politischen Hypothek belastet gewesen. Ich habe deshalb auf meinen zwei Londoner Besuchen von 1931 und 1933 keine Fühlung mit Mosley und seinen Leuten gesucht, kenne ihn auch gar nicht. Die Gründung von, dem Nationalsozialismus ähnlichen Parteien aber förderte im

bedenklichen Sinne eine Agitation, die bereits vorhanden war, und unterstellte, der Nationalsozialismus wolle sich in allen Staaten ausbreiten und deren eigene Entwicklung von außen her beeinflussen. Hier entstand im Lauf der Jahre ein Mißverständnis nach dem andern, das aber besonders bedingt erscheint aus der Mentalität der nichtdeutschen Seite. Die verschiedenartigen Demokratien glaubten ihre Grundsätze in der Welt verbreiten zu müssen und nahmen deshalb bewußt oder unbewußt an, auch der Nationalsozialismus erstrebe, ähnlich dem Marxismus, die Bildung von »Sektionen« innerhalb anderer Völker. Dieses schwere Mißverstehen war nicht auszurotten und wurde zudem von allen verstärkt, die eine Freundschaft mit dem Deutschen Reich, gleich aus welchem Grunde, nicht wollten.

Daß alle Völker sich wehren, neue, noch unbekannte Ideen oder gar Einrichtungen aus anderen Staaten zu übernehmen, ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern ihre Pflicht. Bewähren sich Maßnahmen technischer, sozialer Art, so bleibt die Möglichkeit der nüchternen Überprüfung einer eventuellen, der nationalen Eigenart angepaßten Übernahme immer noch offen. Vor allen Dingen aber müßte auf jeder Seite die Einsicht in die Tatsache gegeben sein, daß die oben erwähnte Gleichzeitigkeit und zum Mindesten Ähnlichkeit einer sozialen Entwicklung nicht gegeben war, daß somit Ideen, Maßnahmen, Einrichtungen jeweils verschieden sein m u ß t e n , daß ferner diese Verschiedenheit an sich zu keinem W e r t u r t e i l berechtigte, sondern nur eine den Umständen entsprechende volkerhaltende Form oder Reform bewies.

Da ich in diesen Blättern keine Geschichte der politischen Entwicklung festhalte, was o h n e Gedächtnisstütze ja unmöglich ist, sondern mir nur Rechenschaft ablegen will über meine innere Haltung und Entwicklung, mag hier noch eine bezeichnende Begegnung vermerkt sein, die erst nach der Machtübernahme stattfand. Auf seinem Besuch in Deutschland kam auch der Gründer der »Falange« José Antonio Primo de Rivera zu mir, offenbar um einen persönlichen Eindruck von einem in kirchlichen Kreisen angegriffenen Mann zu erhalten. Ich sagte ihm gleich, damit es keine Mißverständnisse gebe, daß wir, wenn wir auch wie er den Kommunismus bekämpften, doch gar nicht daran dächten, ihm irgendwelche deutschen Denkformen anempfehlen zu wollen. Spanien habe seine ureigenen Traditionen, falls es neue soziale, gerechte Lebensformen für unsere Zeit erstrebe, werde es wohl diese mit seiner eigenen Überlieferung verknüpfen. Was mich persönlich betreffe, so lehnte ich es ab, mein nur für Deutschland gedachtes Werk etwa ins Spanische übersetzen zu lassen. Mein Besucher verstand mich, glaube ich, sofort, und wir schieden ohne das so oft eintretende obengenannte Mißverständnis.

Ich füge hinzu, daß mir Übersetzungsvorschläge für viele Sprachen gemacht wurden. Ich habe alle abgelehnt (nur eine japanische erschien, ohne daß ich mich erinnern konnte, meine Einwilligung gegeben zu haben; jedenfalls war der Inhalt des »Mythus« dort nur eine wissenschaftliche Kuriosität). 1942

etwa erhielt ich eine französische Übersetzung, die ebenfalls ohne mein Einverständnis entstanden war, und ließ sie lange auf ihre Richtigkeit hin prüfen, immer noch schwankend, ob ich dieser fertigen Arbeit zustimmen solle. Eine Übersetzung etwa ins Italienische hätte härteste Angriffe der Kirche auf sich gezogen, meine »Unwissenschaftlichkeit« wäre wie in Deutschland »nachgewiesen« worden, ohne daß sich jemand von Bedeutung gefunden hätte, das Werk zu verteidigen. Es hätte also bloß literarische, schließlich wohl auch politische Unruhe hervorgebracht, und zwar in einem anderen Kulturkreis.

Ich habe diese meine Haltung geistig und politisch stets als richtig betrachtet, darüber hinaus auch als menschlich anständig – in Überwindung einer sonst weit verbreiteten literarischen Eitelkeit.

Meine Genehmigung gab ich nur für die Übersetzung einiger allgemeinerer Vorträge, habe aber nicht weiter verfolgt, ob sie erschienen sind.

Versagen des Bürgertums

Man kann sagen, daß in Deutschland alle nur möglichen Kombinationen der parlamentarischen Koalitionen versucht wurden. Sozialdemokratie, Zentrum und Demokraten; Zentrum-Volkspartei-Demokraten-Deutschnationale usw. Je nach Ausfall einer Wahl oder auf Grund außenpolitischer Forderungen suchte man eine tragfähige Grundlage für eine Regierung zu schaffen. Aber die ganze politische Struktur des Reiches war durcheinandergeraten und konnte, das wurde allmählich die Überzeugung eines immer größer werdenden Teils der deutschen Nation, nur durch eine radikale Vereinfachung wieder zur Gesundung geführt werden. Kleine und kleinste Sonderwünsche meldeten sich an, so daß, wie gesagt, Deutschland schließlich 43 Parteien zählte, eine Vergeudung von Arbeit, Vertrauen, schließlich auch von Geld.

Aber auch mit den »alten« Parteigruppen von etwa sechs Parteien wäre wegen der sich widersprechenden Weltanschauungen, Interessen, Zukunftspläne eine Stabilität schon in Friedenszeiten schwierig gewesen. Jetzt, unter den ernsten Folgen des Versailler Diktates und der Finanzabkommen, wäre auch hier nur die Kraft des Kommunismus gewachsen, ohne jede wirkliche Gegenwehr aus dem Volke selbst. Die Entwicklung von 1930–1932 war hier anschaulich genug. Ohne die Bildung der NSDAP wäre die ganze alte Parteienwelt, unter Vernichtung aller politischen Spielregeln, darüber hinaus unter Zertrümmerung unersetzbarer Kulturgüter bald davongejagt worden – wie 1917 die vertrauensselige und so weltfremde russische Nationalversammlung, die schon im Zeichen der sehr radikalen Sozial-Revolutionäre stand.

Der geschichtlichen Gerechtigkeit wegen muß festgestellt werden, daß seitens der westlichen Demokratien nichts geschah, um der deutschen Demokratie Leben und Festigung zu ermöglichen. Der Einmarsch ins Ruhrgebiet im

Januar 1923 war als eine militärische Aktion n a c h vollzogenem Frieden empfunden worden. Mit einigen nicht abgelieferten Holzsendungen konnte eine solche Aktion, die einer Kriegseröffnung gleichkam, nicht begründet werden. Eine wirtschaftliche »Sanktion« bzw. Untersuchung hätte vom Völkerbund vorgenommen werden müssen. Dieser vermochte gegen das einseitige Vorgehen Poincarés aber ebensowenig auszurichten wie einer der Einzelstaaten.

Das Minderheitenrecht war auch den abgetrennten Volksdeutschen zugesagt worden. Was dort aber an furchtbarer Unterdrückung geschah und nach Genf gemeldet wurde, blieb ohne Folgen. Das Deutsche Reich war nicht in der Lage, den Klagen Nachdruck zu verleihen.

Die finanziellen Tribute, die Reparationslieferungen gingen ins Ausland; in dem Ausmaß, wie das geschah, blutete das deutsche Wirtschaftsleben immer mehr aus. Die Anleihen halfen nur kurze Zeit, Zinsen und Amortisation verschärften die zu immer größerer Arbeitslosigkeit führenden Krisen.

Der Versuch einer Zoll-Union mit Österreich wurde verboten. Das alles unterlag der innenpolitischen Kritik. Nimmt man hinzu, daß jener Crispien, der im Januar 1922 vor dem Forum eines marxistischen Parteitages erklärt hatte: »Wir kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt«, weiterhin im Vorstande der Sozialdemokratie saß, dann versteht man, daß der Glaube an diese Vertretung des Reiches immer tiefer sank.

An diesen Auseinandersetzungen ist die NSDAP maßgeblich beteiligt gewesen: hart, aber innerhalb aller legal gestatteten Möglichkeiten. Hitler hatte entscheidendes Gewicht darauf gelegt, in keinerlei Verschwörungen hineingezogen zu werden; er benutzte einen Prozeß in Leipzig, um als Zeuge dieser Haltung besonderen Nachdruck zu verleihen, und er hat diese bis zuletzt bewahrt. Daß er seine ganze Kraft als Redner einsetzte, seine Partei straff organisierte, war ein Recht, das jedem zustand. Um die Seele eines jeden ist vor aller Öffentlichkeit gerungen worden: Die Argumente einer jeden Partei lagen offen vor allen. Die oft auch persönlichen Angriffe auf uns alle waren denkbar hart – wurden aber von uns ebenso hart erwidert.

Daß in dieser Zeit hier allerseits manchmal unbedacht vorgegangen worden ist, sei zugegeben. Als ich meine Aufsätze später überblickte, habe ich mir mehr als einmal gesagt, daß manchmal wohl eine andere Form der Kritik auch möglich gewesen wäre. Aber die Artikel wurden oft um 7 Uhr morgens auf Grund gerade einlaufender Meldungen geschrieben und waren somit die ersten, noch nicht abgelagerten Temperamentsäußerungen. Die gegnerische Seite hat uns an Angriffen nichts erspart. Für die bürgerlichen Gruppen waren wir verkappte Bolschewisten, Atheisten; für die Marxisten Agenten Deterdings, Kapitalistenknechte, monarchistische Reaktionäre.

Attentat mißlungen

Unser »Zentralorgan«, der »VB«, hatte als Tageszeitung 1925 ganze vier Redakteure und ein paar Mitarbeiter, so gut wie gar keine auswärtigen Vertretungen. Er war auf gelegentliche Einsendungen von Lesern angewiesen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß manches unüberlegte Wort zu Klagen, einige nicht genau belegte Vorwürfe zu Prozessen führten. Ich habe oft als Angeklagter dies zu verantworten gehabt. Das waren jedesmal etwas an die Nerven gehende, unangenehme Stunden, vor allem deshalb, weil ich hier meist gar nicht selbstverfaßte Aufsätze zu verantworten hatte. Meist wurden Geldstrafen verhängt, die, im Prinzip, ich selbst zu bezahlen hatte, die jedoch später in der Regel vom Verlag beglichen wurden.

Zweimal wurde ich wegen Beleidigung, auch des Richterstandes, zu Gefängnis verurteilt. Eine nationalsozialistische Zeitung hatte einen Prozeß zu führen. Kurz vorher fragte sie an, ob der vorsitzende Richter mit dem Anwalt der Gegenpartei zum Abendessen zusammengewesen sei. Die Zeitung wurde darauf beschlagnahmt. In der Meldung an den »VB« hieß es, »dieser schamlose Willkürakt« werde noch sein Nachspiel haben. Dies Nachspiel aber waren vier Wochen Gefängnis für mich. Zusammen mit einer andern Strafe mußte ich auf sechs Wochen nach Stadelheim. Ich wurde in die Zelle gesetzt, in der einst auch Ludwig Thoma – ich glaube wegen Majestätsbeleidigung – gesessen hatte; dann Dietrich Eckart. Sie war wohl etwas größer als die gewöhnlichen und hatte hohe Milchglasfenster, war also für politisch Verurteilte vorgesehen. Ich durfte schreiben, und die Gefängnisbibliothek stellte mir Romane zur Verfügung, so daß ich doch irgendwie mit der Zeit fertig werden konnte. Aber in der Erinnerung ist mir diese Einzelhaft immer als sehr schwer erschienen.

Viele Angriffe gegen mich hatte ich einfach ignoriert, aber auf einen mußte ich reagieren, weil er meine ganze Existenz betraf. Ich wurde nämlich anfangs durch »Anfragen«, wo ich 1914–18 gewesen sei, dann durch unmittelbare Behauptung beschuldigt, zu dieser Zeit im Dienste der französischen Spionage gestanden zu haben. Diesen Angriff brachten gleich sieben große sozialdemokratische Organe, die ich alle verklagte. Man versuchte nun alles mögliche, um sich herumzudrücken. Da sollte der Abgeordnete Treviranus das gesagt haben; ich legte einen Brief von ihm vor, daß dies ebensowenig stimmte, wie eine angebliche Behauptung gleicher Art über meinen verstorbenen Bruder. Der auf meine politische und moralische Vernichtung ausgehende Großangriff schlug gänzlich fehl. Das Gericht stellte nicht nur, wie es sonst meist geschieht, fest, es seien »nicht erweislich wahre Behauptungen« aufgestellt worden, sondern konstatierte »erweislich unwahre Behauptungen«. Welche Strafe die Redakteure neben der Veröffentlichung des Urteils erhielten, ist mir nicht erinnerlich.

Der zweite wichtige Vorfall war ein Mordplan gegen mich. Ein junger Sozialdemokrat aus Österreich hatte beschlossen, mich zu erschießen. Zu diesem Zweck reiste er nach München. Auf Anfrage in der Redaktion erfuhr er, daß ich nach Jena zu einem Vortrag gefahren sei. Er reiste mir nach und nahm am Vortrag teil oder wartete vor dem Ausgang. Im Gedränge verfehlte er mich – aber erkannte Prof. Dr. H. F. K. Günther. Diesem folgte er nunmehr und schoß auf ihn. Er verwundete ihn aber nur am Arm. Als ich davon erfuhr, machte ich Günther sofort einen Besuch, ohne zu ahnen, daß die Kugel eigentlich mir gegolten hatte. Dies stellte sich erst bei der Verhandlung des ergriffenen Attentäters heraus. Der junge Marxist erhielt wegen dieses Attentats einige Jahre Gefängnis – weil man die Absicht des Mordes verneinte . . .

Politische Fairneß

Hier noch eine persönliche Feststellung: Ich hatte natürlich eine ganze Anzahl besonderer Gegner in Zeitungen, Zeitschriften, im Reichstag. Ich habe nach der Machtübernahme nicht daran gedacht, an auch nur einem von ihnen persönliche Rache zu nehmen und die Polizei auf die Suche zu schicken. Das bezieht sich sowohl auf deutsche als auch auf jüdische Gegner. Sogar jene Redakteure, die mich als Spion bezeichnet hatten, haben mich nicht interessiert, auch dann nicht, als sich 1933 ein Polizeibeamter bei mir meldete und sagte, er sei vom Berliner Polizeipräsidium nach Paris geschickt worden, um alle nur möglichen Auskünfte über mich einzuholen. Dort aber habe man – wohl bedauernd – die Achseln gezuckt und erklärt, nichts Derartiges über mich zu wissen. (Mein Dossier wurde mir 1940 als Geschenk überreicht, es enthielt phantastische Angaben über »Verbindungen«, die ich hätte, zum Teil mit Namen, die ich zum ersten Mal in meinem Leben las. Dieses Dossier verbrannte leider beim Bombenangriff am 23. 11. 43 in meiner Dienststelle). Das heißt also: Auf Kosten des Staates wollte man den marxistischen Zeitungen Hilfsdienste leisten. Es war umsonst.

1933 saß mein Attentäter noch im Gefängnis. Es wäre leicht möglich gewesen, ihn in irgendeiner Form nochmals heranzuziehen. Ich habe auch das nicht getan. Mir erschien die nationalsozialistische Revolution zu groß, um Rache zu üben. Ich für meine Person jedenfalls zog einen Strich unter alles Gewesene und wollte auch allen meinen Gegnern die Möglichkeit einer inneren Wende lassen. Ich weiß, daß diese Einstellung unsererseits überwog. Daß der Nationalsozialismus legal zur Macht gelangte, sich eine große Revolution ohne blutigen Bürgerkrieg, Barrikaden, Guillotinen usw. vollzog, war gerade unser Stolz.

Gewiß sind eine Anzahl blutiger lokaler Auseinandersetzungen erfolgt, wo jahrelange Feinde nebeneinander lebten. Ich hörte einiges ohne genauere

Angaben; aber das muß, verglichen mit anderen Umwälzungen, verschwindend gering gewesen sein. Später hörten wir, der sozialdemokratische Reichstagspräsident Löbe sei unbehelligt zu seinem Beruf als Drucker zurückgekehrt; der Innenminister Severing wiederum lebe ruhig in Bielefeld und beziehe seine Ministerpension.

Ich habe in den Jahren nicht eine Stimme des Protestes dagegen gehört, im Gegenteil, nur Stimmen der Befriedigung über diese großzügige Haltung des Führers.

Man muß dabei bedenken, daß Löbe ein mit allen Geschäftsordnungstricks des Reichstags vertrauter Präsident war, der uns das Leben in der Opposition nach Möglichkeit zu erschweren suchte. Severing aber war unser härtester Gegner. Als preußischer Innenminister erklärte er, er werde die Nationalsozialisten durch Feuerwehrspritzen auseinandertreiben; die Verfolgung der SA ging auf seine Befehle zurück. Severing aber hatte sich persönlich von den großen Korruptionen seiner Parteifreunde ferngehalten, sich keine Badereisen, goldene Zahnstocher und Seidenwäsche von notorischen Schiebern bezahlen lassen. Er zog sich aus der SPD zwar nicht zurück; er hatte ja schließlich auch seine Arbeit hineingesteckt und schien jedenfalls von der Richtigkeit seines Weges ehrlich überzeugt zu sein. Deshalb achtete der neue Staat diesen überwundenen Gegner. Severing ging alle die Jahre, wie mir der Gauleiter Dr. Meyer erzählte, täglich mit seinem Hund in den Straßen Bielefelds spazieren, ohne daß ein einziger Nationalsozialist ihn jemals belästigt hätte. Ich bin überzeugt, daß, wenn der sozialdemokratische Ministerpräsident Braun, statt in die Schweiz zu emigrieren, auch in Deutschland geblieben wäre, man ihn genauso behandelt hätte wie Severing.

Vertreter unserer bürgerlich-nationalen Gegner wurden in die neue Regierung aufgenommen, und unseren erbittertsten Gegnern in Bayern erging es genauso wie Severing und Löbe. Die Priester (Dr. Leicht und Dr. Wohlmuth) kehrten auf ihre Kanzeln zurück, Dr. Heim und Dr. Held lebten unangefochten bis zu ihrem Tode in Regensburg. Dr. Held war 1925 der Initiator des Redeverbotes gegen Hitler und erklärte noch im März 1933, er werde jeden nationalsozialistischen Beauftragten, der etwa aus Berlin nach München kommen wollte, an der bayerischen Grenze verhaften lassen. Es kam anders, aber auch diesen Gegnern gegenüber wurde Generosität geübt – wiederum mit allgemeiner Zustimmung aus allen Kreisen der Partei.

Daß eine gewisse Anzahl namentlich von Kommunistenführern festgesetzt wurde, ergab sich aus der bekannten Unversöhnlichkeit und dauernden Mordhetze in allen den Jahren. Ich persönlich erinnere mich dabei folgender Episode: Bei einer Sitzung des außenpolitischen Ausschusses des Reichstages fragte der Zentrumsvorsitzende Prälat Dr. Kaas einen mit mir polemisierenden kommunistischen Abgeordneten, was die KPD im Falle ihres Sieges mit mir machen würde. Der Anlaß zu dieser erstaunlichen Frage ist mir nicht mehr

erinnerlich, wohl aber die Antwort. Der Kommunist (ich glaube in Thüringen gewählt, Dr. ?) erwiderte, »mit solchen Elementen wie Herrn Rosenberg« werde man kurzen Prozeß machen ... Kurz nach der Machtübernahme speiste ich unten im Restaurant des Palast-Hotels. Da sah ich plötzlich diesen kommunistischen Abgeordneten hereinkommen und an einem Fenster Platz nehmen. Sollte ich ihn nun festnehmen lassen und die Polizei verständigen? Ich beschloß, auch hier nichts zu unternehmen. Da bemerkte ich, daß er mich gesehen und erkannt hatte. Wie ich nach ein paar Minuten von der Zeitung aufblickte, hatte er seine Bestellung nicht abgewartet, sondern schnell das Lokal verlassen.

Diese Dinge muß man sich vergegenwärtigen, um sich die wahre Haltung der Bewegung vor Augen zu führen. Die späteren Ereignisse müssen deshalb gesondert geprüft werden.

Abschließend hierzu: Als ich 1944 noch einige, unter dem Schutt meines zertrümmerten Hauses geborgene Papiere durchsah, fand ich auch den Prozeßbericht aus Weimar gegen den österreichischen Attentäter. Daraus ersah ich, daß er (sein Name tut hier nichts zur Sache) aus dem Städtchen Vöcklabruck stammte, d. h. aus der Gegend, wo ich 1939 einen kleinen Hof erworben hatte. Nun ließ ich doch privat Erkundigungen einziehen, was aus dem Manne geworden sei. Ich erfuhr, daß er aus einer ordentlichen Familie stamme, dann als Soldat nach Norwegen gekommen sei, dort aber nach Hörensagen über die Grenze nach Schweden desertierte.

Blutzeugen einer Idee

Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß die NSDAP in ihrem Kampf rund 300 Tote und fast 40 000 Verletzte zu beklagen hatte. Die Zahl 300 ist nicht hoch in einem Kriege; sie ist furchtbar als Symbol für die politischen Zustände innerhalb eines Volkes. Die 300 sind nicht auf einmal gefallen, sondern einzeln gemeuchelt worden. Die Nationalsozialisten wurden nicht durch soldatischen Befehl eingesetzt, sie hatten sich freiwillig zum Versammlungsschutz gemeldet und waren ja anfangs ganz einsam. Ein SA-Mann im Braunhemd im roten Wedding in Berlin, in einer roten Stadt des Ruhrgebiets oder Sachsens, setzte wöchentlich sein Leben aufs Spiel, wenn er in seiner Uniform zur Versammlung ging. Er nahm familiäre Auseinandersetzungen auf sich, oft auch soziale Verfemung oder Entlassung aus seiner Stellung. Diese Geschichte ist noch gar nicht geschrieben worden; in den Gauen, wohl auch im Zentral-Archiv der Partei werden nähere Daten aufgezeichnet stehen – soweit das alles überhaupt noch vorhanden ist.

So manches Mal hat der Führer am Sterbebett eines seiner Anhänger gestanden, am Lützow-Kanal in Berlin steht ein schlichter Stein an der Stelle, wo der Nationalsozialist Kütemeyer von Kommunisten ertränkt worden war. Die

Jugend gedachte des Herbert Norkus, der als Flugzettelverteiler ebenfalls in Berlin ermordet wurde... Welch eine Summe von Überzeugungsmut und Tapferkeit offenbarte sich doch in diesen Menschen, die vielleicht nicht alle Konsequenzen des Nationalsozialismus überblickten, die Richtung seines Wollens aber mit ihrem ganzen Innern bejahten. Viele, die bei solchen Mordanfällen mit dem Leben davonkamen, sind zeitlebens Krüppel geblieben. Es wäre verständlich gewesen, wenn sich der angestaute Zorn des 14-jährigen Kampfes überall Bahn gebrochen hätte. Durch die Energie Hitlers wurde das verhindert. Allerdings konnte nicht verhindert werden, daß später um Röhm sich Menschen sammelten, die nicht mehr den Weg ins staatliche Leben fanden, sondern weiterrevolutionieren wollten. Das war damals eine schmerzliche Stunde für alle, dieser 30. Juni 1934.

Rassenhaß oder Rassenachtung?

Es wäre sentimental gewesen, zu erwarten, daß das Ausland die nationalsozialistische Revolution schnell anerkennen, ihr soziales Wollen bejahen würde. Daß die neue Bewegung scharf kritisiert werden würde, war vielmehr zu erwarten; aber daß die Gegnerschaft einen solchen Grad erreichte, wie wir ihn dann erlebten, war nicht mehr natürlich. Sie bezog sich besonders auf ein Problem, das von einigen Gelehrten schon seit Jahrzehnten gründlich erforscht worden war: auf die Rassenfrage und Rassenkunde.

Ich möchte hier zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Anwendung im politischen Leben scharf unterscheiden, weil diese beiden Gebiete verschiedenen Urteilsmaßstäben unterliegen.

Daß es Menschenrassen gibt, wird bis auf wenige Ausnahmen nirgends bestritten. Das bedeutet aber, bei einigermaßen folgerichtigem Denken, daß es etwas Konstantes gibt, feststehende Merkmale, an denen man eine Zugehörigkeit festzustellen vermag; sonst könnte ja von irgendeiner Rassengemeinschaft, überhaupt von Rasse gar nicht gesprochen werden. Dies aber wiederum beinhaltet das Anerkennen bestimmter Vererbungsgesetze, ganz gleich, wie diese auch im einzelnen beschaffen sein mögen. Bei näherem Hinblicken betrifft nun die Einteilung etwa nach der Hautfarbe nur das Auffallendste: Denn auch innerhalb der gleichen oder annähernd gleichen Hautfarbe gibt es feststellbare, verschieden vererbbare Rassen. Das Anerkennen der Tatsache der Rasse, d. h. einer unter Beibehaltung bestimmter Merkmale sich vererbenden Menschenart ist zunächst nichts als das Anerkennen eines Naturgesetzes. Der Mensch hat es nicht selbst geschaffen, früher instinktiv geahnt, später oft gewußt, seit dem 19. Jahrhundert aber wissenschaftlich entdeckt. Diese Erkenntnis ist heute schon davon unabhängig, ob sie stellenweise abgelehnt wird, ebenso wie einst die Erkenntnis auf die Dauer nicht zu verhindern war, daß

nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde sich um die Sonne dreht, so unbequem dies auch manchen Institutionen damals gewesen sein mag[5].

Im Anerkennen eines gesetzmäßigen Naturvorganges liegt aber im Grundsatz stets etwas Ehrfürchtiges. Ich habe das in manchen Reden so ausgedrückt: Die Rassenkenntnis fordert nicht Rassenverachtung, sondern Rassen a c h t u n g . Das menschliche Zusammenleben hat es nun aber leider so mit sich gebracht, daß die Erkenntnis gleich mit einer Wertung und Auseinandersetzung zusammenfiel. Aus diesem Grunde wollte man, von bestimmten Gesellschaftsdoktrinen ausgehend, mit der Wertung zugleich auch die Erkenntnis abschaffen.

Die nüchternen Tatsachen sagen uns – bei dem jetzigen Stande der ja noch lange nicht abgeschlossenen Forschung –, daß alle Völker Europas an fünf oder sechs rassischen Grundtypen des europäischen Kontinents teilhaben. Diese Grundtypen sind in verschiedener Stärke vertreten, was, bei besonderem Überwiegen des einen Typus in einer Nation, ein merkbares Charakteristikum ihres gesamten Temperamentes, Schönheitsideals und Lebensstils bedingt. So überwiegt der Mittelmeertyp in Spanien, der dinarische bei den Serben, der nordische bei Deutschen und Engländern.

Rassen sind Anlagen, Möglichkeiten, die Völker jedoch sind Wirklichkeiten des politischen Schicksals, der Sprache, der Natur. Das heißt also, daß im historischen Leben Rasse wohl nirgends gleich Volk ist. Volkwerdung ist ein langer, schließlich doch geheimnisvoller Prozeß, in dem innere Haltung, äußerer Druck, geistiges Wollen nach und nach ein gemeinsames Kulturbild entstehen lassen. Auch das ist ein Gesetz des Lebens und deshalb ehrfürchtig anzuerkennen. Wenige haben dies so bewußt wie Herder getan. Lagarde aber schrieb das schöne Wort nieder: »Völker sind Gedanken Gottes«.

Es war aber wohl auch Schicksal, daß die Gestaltung der Völker im Wettstreit, oft im Kampf entstand. Es gibt keines auf der Welt, das hier ausgenommen wäre. Inmitten des Kampfes kam es zum Bewußtsein seiner selbst, wurde vor die Grundfragen des Schicksals, der Metaphysik, der Religion gestellt. Daß sich im europäischen Schicksal hierbei vielfach einzelne und auch kollektive Übergänge feststellen lassen, ist kein Wunder angesichts oft weitgehender Verwandtschaft im Kern. So die Hugenotten in Preußen, viele Elsässer in Frankreich, ähnlich an der östlichen Grenze des deutschen Siedlungsraumes.

Kultur und Gestalt

Immerhin ist es das verständliche Bestreben aller Nationen, das, was sich für ihre Herausbildung an Lebensstil, Kunstform, Schicksalsauffassung usw. entwickelte, auch im Kern zu bewahren – durch gewollte Zucht, Erziehung, lebendiges Vorbild. Bei Heranziehung von Menschen jenseits der eigenen Gren-

zen wurde den näher Verwandten jedenfalls der Vorzug vor den Fernstehenden gegeben. Aus dieser Gesamthaltung folgte z. B. ganz natürlich, daß nach Abschluß der amerikanischen Freiheitskämpfe in Nord und Süd, die USA enge Beziehungen zu Großbritannien unterhielten, Brasilien und Argentinien aber zu den Staaten der iberischen Halbinsel tendierten.

Doch diese Hinweise führen mich schon weiter, als ich es an dieser Stelle wollte. Das, was sich mir bei aufmerksamem Blick, angeleitet durch Darlegungen mancher Denker aufdrängte, war die Gestalt, waren Gestalten des Lebens. Zwei Beschäftigungen vor allem hatten mir Augen für diese Dinge geschenkt: das Zeichnen und das Studium indischer Philosophie. Wer sich die ehrliche Mühe macht, sowohl die ganze Silhouette einer Birke, einer Weide, einer Linde als auch den gesetzmäßigen Wuchs der Äste und Zweige dieser Naturschöpfungen mit dem Stift nachzuzeichnen, der muß lernen, Gesetz und Gesetz, Gestalt und Gestalt zu sehen und zu unterscheiden. Eine Birke setzt ihre Äste gänzlich anders an im Verhältnis zum Stamm wie eine Linde, die Buche führt sie hoch nach oben, die Eiche streckt sie fast gerade von sich; jeder Baum hat seinen Charakter, seine Haltung, seine Allgemeingestalt, seine arteigene Lebensform. Es ist Sache des Temperaments, oft des wechselnden Gemüts, den einen Baum schöner als den andern zu finden. Aber es ist für mich immer ein Wunder gewesen, zu sehen, wie solch verschiedene Bäume, nebeneinanderstehend, aus dem gleichen Erdreich sich gänzlich verschiedene Gestalten schaffen.

In Indien glaubte ich, die Gestalt von innen sehen zu können: die Hymnen des Rigweda – die Zeit der arischen kriegerischen Einwanderung, die Atman-Lehre –, das große geistige Atemholen nach vielen Kämpfen mit der gesamten Umwelt; Vielfältigkeit der Systeme – inneres Unsicherwerden bei äußerer Vermischung; dann noch viele große Einzelne, Denker und Dichter. Aber mit dem Verändern der äußeren Gestalt geht auch die innere nach und nach verloren. Es hatten sich in diesem Prozeß also Gestalten gemischt, die sich nicht ergänzten, zum mindesten keine Harmonie ermöglichten, sondern sich fremd gegenüberstanden. Der organische Lebenskreis sowohl der arischen Inder als auch der Eingeborenen war durchbrochen worden.

Da die ersteren weitaus in der Minderzahl waren, wurde ihre Gestalt, ihr Blut bis auf geringe Reste aufgesogen; da sie aber lange herrschten, wurden ihre Gedanken, ihre Prägungen doch vielfach übernommen; nicht verstanden, deshalb verzerrt, so daß sie nicht selten das Gegenteil von dem darstellten, was sie einst ausdrücken sollten.

Als ich diesen Gedanken nachging, hatte ich von der neueren Biologie wenig Kenntnis, weder Fischer noch Baur-Lenz waren mir bekannt. Ich kam vom eigenen Kunsterleben her. Günthers Werke las ich erst, als ich schon mehrere Jahre in München war. Er hat mich aber, uns alle, mit neuen, schärferen Augen beschenkt. Auch in der Vielfalt der europäischen Einheit konnten jetzt

Gestalten mit vollem Bewußtsein in ihrem Wechselspiel beobachtet werden. Das war eine nicht mehr rückgängig zu machende Entdeckung des Lebens, ganz gleich, welche Folgerungen nun aus dieser Erkenntnis gezogen wurden.

Wenn ein im Zeichnen ungeübter Mensch einen Birkenast zeichnen soll, dann wird es ihm erst zum vollen Bewußtsein kommen, daß er vorher noch gar nicht richtig gesehen hatte. Weder das Verhältnis der Zweige zueinander war tiefer in sein Bewußtsein gedrungen noch der Liniencharakter der dünnen Faserzweige wirkliche Anschauung gewesen. So wie ein Zeichnungszwang Gestalterfassung bedeutet, so weckt die Darstellung der Rassetypen Verständnis für die Konstanz des Lebens in der Vielförmigkeit der Millionenmassen europäischer Nationen.

Wenn man Gegner dieser Einsichten auf diese Gesetzmäßigkeiten auch unter Hinweis auf die Tierzucht aufmerksam machte, kam regelmäßig die empörte Antwort, Menschen seien doch keine Hunde und Pferde, die man wie diese rein biologisch züchten dürfe. In dieser Antwort paarte sich Wahres mit Falschem. Zunächst wird nirgends bestritten, daß bei Hunden und Pferden bestimmte Rassen allein für bestimmte Aufgaben taugen, daß einige Kreuzungen zuverlässige Produkte ergeben, andere aber in jeder Hinsicht ungeeignete. Das heißt also, daß bei dem äußeren Vorgang auch ein innerer mitläuft, daß das eine Mal ein Charakter verstärkt bzw. ergänzt, das andere Mal geschädigt, zerstört wird.

Die Verachtung des Tieres aber ist eine konfessionelle Beschränktheit. In ihm wirken die gleichen großen Gesetze des Lebens wie in der Pflanze und wie im Menschen. Wohl aber darf man sagen, daß das Tier der Pflanze gegenüber zusätzlich etwas besitzt, was diese nicht hat, der Mensch gegenüber dem Tier mit Fähigkeiten ausgestattet ist, die weit über die Möglichkeiten des Tieres hinausreichen. Insofern ist die Ablehnung des oben genannten Vergleiches richtig. Man kann eben aus seelischen Gründen nicht künstlich menschliche Zuchtformen schaffen, um an ihnen durch Generationen Gesetze zu beobachten. Aber – und das ist das Entscheidende – die Geschichte der uns bekannten Völker ist ja das große Experiment des Lebens selbst, das zu deuten nicht nur Philologen erfordert, sondern Menschen, die ein wahres Auge für alles Symptomatische besitzen, d. h. für die ganze äußere und innere Gestalt in Kunst, Religion, im gesamten Leben.

Grundlage des »Mythus«

Das ungefähr waren die Ansatzpunkte, von denen aus später der »Mythus des 20. Jahrhunderts« geschrieben wurde. Ich hatte 1917 begonnen, einige Gedanken niederzulegen, um mir über dies und jenes Erlebte bewußter Rechen-

schaft ablegen zu können. In München trieb ich meine Studien zur eigenen Vervollständigung; alle später ausgeführten Grundgedanken gehen auf diese ersten Münchener Jahre zurück. Erst allmählich baute sich um ein Zentrum herum das Werk selbst, dessen Aufbau und Gliederung sich dann aus näheren Überlegungen ergab. Das Zentrum aber, aus dem es entstand, waren die Gedanken über die Gestalten der Kunst.

Der Deutsche hatte Griechenland stets gesucht, nachdem er einmal bewußt mit dessen Erbe in Berührung getreten war; ähnlich, aber mehr nach Rom ausgerichtet, suchten auch die andern europäischen Völker geistig an die Antike anzuknüpfen. Man spürte beim eigenen Erwachen Nahverwandtes, ohne sich über die verwandtschaftlichen Tatsachen schon genauere Rechenschaft ablegen zu können. Die Entdeckung Bopps über eine indo-germanische Ur-Sprache bedeutete ein erstes, weit ausgreifendes geschichtliches Erwachen; die auch physische Ur-Verwandtschaft der indogermanischen Völker ist eine entscheidende Entdeckung des 20. Jahrhunderts: Die sie ermöglichenden Wissenschaften – Vorgeschichte und Rassenkunde – unterbauten schließlich aber nur, was Auge und Seele des Künstlers schon erschaut und bejaht hatten. Die Freude über diese große Entdeckung verleitete allerdings dazu, etwa im Griechentum schlechthin etwas All-Menschliches, etwas absolut in allem Vor-Bildliches zu sehen, anstatt auch hier die geschichtliche Gestalt in ihrer Größe und Bedingtheit zu begreifen, der gegenüber Europa, einen anderen Weg gehend, auch seine Gestalt ausgebildet hatte: nicht so frei wie die Griechen, unter Schmerzen und Kämpfen, aber eben doch in einer, immer klarer sich ihrer selbst bewußt werdenden Eigenart.

Hier wollte ich nun zwei Pole finden, um diese beiden Gestalten – verwandt und verschieden zugleich – zu begreifen. Ilias und Nibelungenlied zog ich mit bewußter Vorsicht heran, später die Baugesetze des griechischen Tempels und der europäischen Kathedralen, dann die europäische Bildnismalerei, schließlich: die Willenhaftigkeit der germanisch-europäischen Kunst allgemein. So ergab sich eine Gestaltenschau innerhalb des weitgespannten Antik-Europäischen überhaupt, zwar manches Mal in starker Kontra-Position, aber immer mit dem Bewußtsein, von einem großen Menschentum unter verschiedener Sonne, unter anderen Völkern, unter anderem Schicksal zu sprechen. So wurde für mich die Kunst Europas jener Schauplatz, den sich die Seelen der Völker suchten, um frei gestalten zu können, da sie noch nicht frei forschen und denken durften. Und das war dann für mich die notwendige Ergänzung zur Kunstphilosophie.

Fast 1500 Jahre nach dem Zusammenbruch der antiken Welt gab es kein Naturforschen, kein Natur-Überdenken. Die Bibel war nicht nur Religionsbuch, sondern galt als Quelle auch allen Wissens, aller Erkenntnis. Die ungeheure Macht einer kirchlichen Hierarchie verhinderte ein unbefangenes Heran-

treten an die Natur: Erst auf dem Umweg über die neuentdeckte Antike fand dann das europäische Forschertum – es ist erst etwa 400 Jahre her – seinen eigenen Weg.

Rasse und Stil

Damit aber war das Problem der Ursachen des Unterganges der griechisch-römischen Welt gegeben. Die Geschichte dieser wahrhaften Menschheitstragödie ist bis heute noch nicht umfassend geschrieben. Klar ist auf alle Fälle, daß der altgriechische und altrömische Mensch verschwunden war. Gewiß, Mommsen sprach auch von den Sklavenmassen, die im späten Rom herrschten und das altrömische Staatswesen unterwühlten; gewiß wurde festgestellt, daß auch auf einen Athener etwa zwanzig Sklaven kamen; aber daß es sich hier nicht nur um politische Machtkämpfe, sondern um fortschreitende Ausrottung einer bestimmten Menschenart und um das Überwuchertwerden durch ganz andere, feindliche Arten handelte, das ist heute schon sichere, wenn auch vielfach bestrittene Erkenntnis der tiefer Blickenden geworden.

Die erahnte Linie des indischen Kämpfens und Vergehens sah ich nun – hier durch Chamberlains Gedanken vom Völkerchaos besonders angeregt – auch in Hellas und in Rom. Günther gab dazu sehr genaue, aber noch lange nicht umfassende Angaben. Viel später las ich Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reiches. Wie nicht anders möglich, ist er gegenüber den aufbrechenden Kräften der germanischen Welt konfessionell voreingenommen, aber oft kommt er der heutigen Erkenntnis nahe, daß sowohl Übermacht des Fremden als auch die Blutmischung die schöpferischen Gestalten auslöschten. Ich hatte vor, sein Werk unter Beachtung dieser historischen Blickpunkte zu untersuchen; wie zu so vielem anderen sollte es dazu nicht kommen.

Auch Burckhardts Schrift über die Zeit Konstantins des Großen gibt ein plastisches, wenn auch die Ur-Kräfte noch nicht voll ausschöpfendes Bild. Die Neu-Erforschung der wiedergeborenen Antike hatte im großen Umfange eingesetzt. Über Sparta schrieb ein junger Gelehrter ein bedeutendes Buch; die Latifundien als Ursache des wirtschaftlich-politischen Zusammenbruchs Roms erforschte ein zweiter. Dionysos und Apollo als Religionsgestalten wurden einander gegenübergestellt, das Schönheitsideal Homers untersucht, die griechische Plastik auch auf das biologisch-rassische Bild neu überprüft.

Für mein Alter hatte ich mir vorgenommen, der freien neuen Forschung auf vielen Gebieten alle Unterstützung angedeihen zu lassen. Dr. Günther hatte ich 1941 gebeten, doch eine umfassende Geschichte der Griechen und Römer zu schreiben, unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte. Denn es war ja klar, daß viele Ursachen zur Katastrophe führten: Die Polis, der Stadt-Staat schuf griechische Kultur, aber zur Bildung eines nationalen Zentrums kam es nicht. Die Kleinkriege verminderten die Zahl der Griechen fortgesetzt durch

die Unsitte, bei Eroberung einer Stadt zu plündern und zu morden. Das Abholzen der ehemals dichten Wälder für Handels- und Kriegsflotten ohne spätere Aufforstung veränderte Landschaft und Klima, engte Viehzucht und Akkerbau im verkarsteten Boden ein. Der Großhandel brachte immer mehr Sklaven in das Land, während die Griechen selbst ausschwärmten und von Spanien bis zur Krim Kolonien gründeten. Alle diese und viele andere Gegebenheiten sollten neu erforscht und untersucht werden, wobei die Spatenforschung nüchtern und unwiderleglich den Spuren der Wanderung der Schmuckformen, des Häusergrundrisses usw. nachzugehen hatte.

Gesetz des Lebens

Die Ergründung dieses ergreifend tragischen Schicksals hätte zum großen Experiment zur Entdeckung biologisch-seelischer Gesetzlichkeit in der Geschichte der Völker, der Rassen, der Menschheit geführt. Denn neben der Erforschung hellenischen Menschentums hatte das unermüdliche 19. Jahrhundert durch Entzifferung der Keilinschriften auch in das Wesen der Menschen Vorderasiens hineingeleuchtet: in ihre Völkerschaften, ihre Götter- und Mythenwelt, in ihre sozialen Ordnungen. Reliefs und Skulpturen vom Nil bis zum Euphrat zeigten dem Auge auch diese Menschenarten; hier und da mit merkwürdig verwandten, in der Mehrheit aber mit gänzlich fremden Zügen. Wenn die Rassenforschung hier zunächst zwei Grundtypen unterscheidet (orientalisch, sich dem Arabertum annähernd; vorderasiatisch, dem armenoiden Typus zuneigend), so sind das erste gliedernde, aber doch wohl schon wegweisende Versuche, auch in dieser Verwirrung bleibende Gestalten zu erblicken. Diese ganze, mit dem Griechentum in Berührung gekommene Welt harrt noch ihrer letzten Deutung, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann.

Was ich nun aufzuzeigen versuchte, ist ein gewagtes Unternehmen gewesen: Diese große Linie der Gestalten und Werte in klarer Einfachheit zu zeichnen und dann zu der Auseinandersetzung der europäischen Welt mit dem Gesamterbe hinüberzuleiten. Das bildete das erste Buch des »Mythus«. Hieraus ergab sich dann eine geisteswissenschaftliche Kritik des Universalismus verschiedenster Art. Dieser Teil hatte die eigentliche Aufmerksamkeit und Abwehr wie auch Zustimmung gebracht; aber warum sich die letzten Endes auch polemischen Schlußfolgerungen ergaben, das ist mir nie genug beachtet worden. Und d a s war doch schließlich Hauptthema des Werkes.

Das dritte Buch zieht eine Anzahl Schlußfolgerungen, macht einige Vorschläge, gibt einen – notwendig nur zeitbedingten – Querschnitt durch die aktuelle politische Lage, das alles mit der ausgesprochenen Bewußtheit der Vorläufigkeit einer solchen Schau.

Was immer das spätere Schicksal dieser neuen Forschungsrichtung auch sein mag, das, was mich trieb, war ein ehrlicher Wille, mir über Menschen und Werte, über Gestalt und Wirksamkeit immer bewußter Rechenschaft abzulegen. Dieser Wille war anständig, schöpfungsanregend, sauber in seinem Forschungsziel. Die Grunderkenntnisse, die ich vorher kurz umschrieb, sind nicht Willkür gewesen, sondern deuteten auch schon früher bekannte Tatsachen, ermöglichten aber eine tiefer gehende Schau; diese Forschung ist nicht am Ende. Keine augenblickliche politische Leidenschaft dürfte sich diesem freien Forschen in den Weg stellen; sie würde sich sonst einer Unduldsamkeit schuldig machen, die einst im Mittelalter die Erforschung der Natur auf lange hemmte. Ich bin des Glaubens, daß das nicht die wahre Absicht sein kann und der Weg des ehrlichen Forschens offen bleibt im Interesse des geistigen Erbes Europas.

Der »Mythus« trägt nicht den Stempel einer immer behutsamen Gelehrtenarbeit, sondern viele Zeichen, daß er in der Epoche eines Kampfes geschrieben wurde. Ich hatte keine große wohlversorgte Bibliothek, keinen fertiggestellten Zettelkasten, sondern schrieb das Buch zwischen Redaktionsarbeiten, sonntags vormittags, stets die Bücher, Zeitschriften, Zeitungen weltanschaulicher Gegner vor Augen oder im unmittelbaren Gedächtnis. Das alles mag als Entschuldigung für einiges Abrupte gelten; schließlich aber mußte man in dieser Zeit laut sprechen, um überhaupt gehört zu werden. Das mag wieder die Unmittelbarkeit der Wirkung erklären.

Meine Frau schrieb das Manuskript auf der Schreibmaschine mit viel Geduld ab. Dann brachte ich es eines Tages ziemlich vollständig zu Hitler und bat ihn, die Blätter durchzusehen. Denn immerhin, bei aller Betonung des rein persönlichen Bekenntnisses und der Vermeidung des Wortes Nationalsozialismus (das nur einmal in künstlerischem Zusammenhang vorkommt), übte ich in der Partei eine Tätigkeit aus, die recht bemerkbar war. Nach etwa sechs Monaten fragte ich an, ob Hitler etwas davon gelesen habe. »Jawohl«, sagte er, »es ist ein sehr geistvolles Buch; nur frage ich mich, wer ein solches heute lesen und verstehen kann.« Ich antwortete, daß sich dies ja erweisen würde, für mich handele es sich aber darum, ob er glaube, daß es für die Partei tragbar wäre. Wenn nicht, würde ich es nicht erscheinen lassen oder unter einem andern Namen herausgeben. »Auf keinen Fall«, sagte er, »es ist Ihr geistiges Eigentum[6].«

Katholische Widerstände

Als der »Mythus« dann im Oktober 1930 erschien, gab es einerseits begeisterte Zustimmung, andererseits ganz außerordentliche Angriffe. Auch aus den Reihen der Partei in katholischen Gebieten kamen Bedenken. Ich habe jedem erklärt, zur Geistesfreiheit gehöre nicht nur ein katholisches oder prote-

stantisches Bekenntnis, sondern auch eines, wie ich es niedergelegt hätte; im übrigen sei auf das durchaus Persönliche, also Nichtparteiamtliche des Buches zu verweisen.

Tiefergehende Schwierigkeiten entstanden bei katholischen Geistlichen, die manche sozialen Forderungen der Bewegung bejahten. Vor allem beim guten Abt Schachleitner. Er wandte sich an verschiedene Stellen, um auf die Belastung durch mich hinzuweisen. Ich schrieb darauf Hitler einen Brief und bat ihn, auf meine Person keine Rücksicht zu nehmen, mich also aus den Diensten der Partei zu entlassen, falls deren Interesse das als notwendig erscheinen lasse. Er antwortete mir – meiner Erinnerung nach auf dem gleichen Briefbogen – daß er gar nicht daran dächte. So ging denn das Buch seinen Weg und erfuhr eine Auflage nach der anderen. Um 1944 waren es 1,1 Millionen Exemplare.

Mit dem Abt Schachleitner hatte ich übrigens auf einem Parteitag eine längere Aussprache. Ich erfuhr, daß er in Nürnberg anwesend sei, und suchte ihn in seinem Hotel auf. Der freundliche alte Herr sagte, meine Ansichten seien sehr erschwerend für eine helfende Arbeit; ich wäre also für die Bewegung belastend. Ich sagte ihm, die NSDAP könne doch keine konfessionell festgelegte Partei sein, die nur einige soziale Punkte auf ihrem Programm mehr habe als eine andere. Sie müsse weiträumig genug sein für Anhänger aller religiösen und philosophischen Bekenntnisse, die für eine soziale Gerechtigkeit wirklich zu kämpfen gewillt seien. Wir sprachen noch längere Zeit miteinander; ich versicherte Schachleitner meiner Hochachtung auch seiner Haltung gegenüber. Ich habe den alten Herrn danach nicht mehr gesprochen. Er starb, ohne daß ich nochmals eine Aussprache mit ihm haben konnte.

Von andern katholischen Geistlichen ist mir ein Dr.Müller, irgendwo aus dem bayerischen Land, in Erinnerung (noch vor Erscheinen meines Buches). Er kam mehrfach auf die Redaktion. Mit sehr hellen Augen hinter Brillengläsern, glatt zurückgestrichenen Haaren, redelustig, immer, als ob er in allergrößter Eile sei. Er sprach öfter von den Wessenberger Reformversuchen im 19. Jahrhundert, vor allem aber immer wieder von einem neuen Liederbuch, das er zusammenstelle. Er war ein hochanständiger Mann, aber etwas mürbe gemacht durch die Kritik, die er dauernd von seinen kirchlichen Vorgesetzten erfuhr, die offenbar von seiner reformatorischen Ader unterrichtet waren.

Das ist jetzt lange, lange her. Dr. Müller wird wohl kaum noch unter den Lebenden sein, schon lange vor der Machtübernahme ließ er sich nicht mehr blicken. Dann kam Pfarrer Dr. Roth. Ein kleiner, fast zarter Mann mit einem festen, kantigen Kopf und ruhig blickenden Augen. Er war in national-geistiger Hinsicht sehr konsequent, und im Lauf der Jahre hatte er immer mehr an hemmender Dogmatik abgeworfen. Später war er im Erziehungsministerium tätig; er ertrank auf einer Bootsfahrt. Ein Professor der katholischen Theologie, Koch, hatte den Mut, sich von der wissenschaftlichen Seite her für

mich einzusetzen und ein Buch darüber unter seinem vollen Namen zu veröffentlichen, eine sehr gelehrte, offenherzige Persönlichkeit. So habe ich manchen Mann aus anderem Lager gesehen und schätzen gelernt.

Auf dem Index

Einmal erzählte mir Rudolf Hess, sein Freund Professor Dr. Haushofer sei vom Papst empfangen worden (also von Pius XI.), der ihn nach dem »Mythus« ausgefragt habe. Haushofer aber hatte das Buch gar nicht gelesen und mußte deshalb ausweichend antworten. Daraufhin habe er es sich in München vorgenommen; es sei doch interessant und beachtlich.

Der »Mythus« war kurz nach seinem Erscheinen auf den Index gesetzt worden. Die Bücher, welche das Kopernikanische System lehrten, wurden erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Index gestrichen.

Von protestantischen Theologen habe ich nur wenige persönlich kennengelernt. Mit dem reformierten Pfarrer Wegener habe ich ein paar Mal gesprochen (er ist, glaube ich, der Verfasser des Blauen Buches »Wir jungen Männer« gewesen, das um 1910 so großes Aufsehen erregte). Er war ein außerordentlich freier Kopf, seine Predigten sollen stets sehr fesselnd und lebensnah gewesen sein. Ein Pfarrer Dr. G. Schott hatte sich sehr früh der Bewegung angeschlossen und wurde für manche Taufe, Hochzeit und Beerdigung herangezogen. Er schrieb schon 1923 ein »Volksbuch von Hitler«. Darin aber zerschnitt er die Persönlichkeit in einzelne Teile, als wenn er einen Bibelvers in Worte zerlegte und nun jedes einzeln prüfte. Ich konnte nicht recht warm mit ihm werden – und er wohl auch nicht mit mir. Später gab Dr. Schott ein Werk mit Auszügen aus Luthers Schriften und Reden heraus, das in erstaunlicher Weise die Größe Luthers jenseits alles Zeitbedingten deutlich werden ließ. Dafür bin ich ihm dankbar gewesen und wohl alle, die dieses Werk in die Hand genommen hatten.

Über die Persönlichkeit des späteren Reichsbischofs Müller schreibe ich später, falls es mir möglich sein sollte, auch jene Zeit noch in diesen Blättern wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Haus Bruckmann

Während Hitler in Haft saß, erhielt ich den Besuch von Frau Elsa Bruckmann, der Frau des Münchener Verlegers Hugo Bruckmann. Sie hatte Hitler besucht und wollte ihm später Zugang zu ihrem Bekanntenkreis ermöglichen. Sie lud mich zu sich ein. Dem Hause Bruckmann verdanke ich viele gesellige Stunden, viel Anregung und Entgegenkommen. Es war eines jener we-

nigen Münchener Häuser, die sich der jungen Bewegung öffneten. Das andere München war streng katholisch gebunden oder gehörte zu jenem geistigen Lager, das glaubte, in uns einen Gegner sehen zu müssen.

Bruckmanns hatten ihr ganzes Leben lang Fühlung mit deutscher Geistigkeit gehalten, auch nach Bayreuth hin. Hugo Bruckmann war es gewesen, der H. St. Chamberlain – nach dessen eigener Feststellung – zu den »Grundlagen« angeregt und mit diesem Vorschlag in Chamberlain geradezu einen Forschungsrausch hervorgerufen hatte. Auch Graf Keyserling war in seiner Jugend mit Bruckmanns bekannt gewesen; später ging er sehr merkwürdige Wege mit seiner »Schule der Weisheit« in Darmstadt. Viele Jahre über hatte namentlich Frau Bruckmann Ludwig Klages (und Schuler) einen Zuhörerkreis geschaffen und war von dessen Lehre offensichtlich tief beeindruckt worden. Als ich nach näherem Kennenlernen der Klagesschen Gedankenwelt einmal zu ihr sagte, er habe ein interessantes Aperçu ein Leben lang breitgetreten, war sie sichtlich persönlich gekränkt. Sie hatte eine ehrliche Liebe für alles sich lebendig Regende, war aber am tiefsten ergriffen, wenn sie von ihrem gefallenen Neffen Hellingrath sprach, dem Neuentdecker Hölderlins. Sie gab mir die gedruckten Vorträge des so jung Dahingegangenen: Sie waren wirklich schön und edel, bestes, Hellas und Germanien verehrendes Deutschtum, und bahnten auch mir einen Weg zu dem großen Sänger. Immer wieder habe ich den »Hyperion« in die Hand genommen, immer wieder jene unsterblichen Hymnen gelesen, die eine antike Welt, die Hellenen überhöhend, erschufen, mit einem Blick und einer Kraft, wie sie nur einem jungen Genie geschenkt sind. Das Wort Hellingraths, wir seien nicht nur das Volk Goethes, sondern auch Hölderlins, war kühn, aber groß und schön.

Bruckmann war ein geistig allseitig interessierter Mann, aber bedeutend zurückhaltender und bedächtiger als seine enthusiastische Gattin. Sehr intelligent und genau unterrichtet über die künstlerischen und geistigen Bewegungen, hatte er ein gutes und scharfes Auge für Echtes und Gekünsteltes. Gleichmäßig freundlich und gelassen, waren er und seine Frau glückliche Lebensgefährten. Seinem Hause haben wir alle viel zu danken und zu verdanken.

Ich lernte hier den Historiker K. A. von Müller kennen, einen bedeutenden Kopf deutscher Geschichtswissenschaft und glänzenden Stilisten, mit dem ich immer wieder gern eine spätere Zusammenarbeit angestrebt habe. Geheimrat Domhöfer, den Direktor der Pinakothek, einen allseitig unterrichteten Kunstwissenschaftler, und Prinzhorn, einen Schüler von Klages, traf ich ebenfalls dort; er war überzeugt, daß der Lehre seines Vorbildes die Zukunft gehöre. Ludwig Troost und Frau lernten wir hier kennen, beides ernste, von der Kunst erfüllte Persönlichkeiten; besonders Hitler fand zu ihm ein enges Verhältnis und übertrug ihm zunächst den Ausbau des Braunen Hauses, dann die großen Neubauten in München.

Meiner Erinnerung nach habe ich auch Professor P. Schultze-Naumburg bei Bruckmann kennengelernt, eine Persönlichkeit, der die deutsche Baukunst für ihre Erziehung des Auges nicht dankbar genug sein könnte. Sein Buch war das erste, das mutig die Sünden der Industriewerke vor aller Öffentlichkeit durch Gegenbeispiele wahrer Baugesinnung bloßstellte. Daß Architektur, Natur und Technik wieder zur Einheit geführt werden, das war die aus seinem Werk sich ergebende kulturelle Forderung der Zukunft.

So mancher andere noch, der durch München kam (schließlich auch der ewige Wandervogel Hermann Wirth), ist in Bruckmanns Salon gastlich aufgenommen worden. Begütert und schlicht zugleich, ermöglichte er es uns allen, uns dort wohlzufühlen. Nachträglich trat für Hitler eine gewisse persönliche Entfremdung ein, als der endgültige Umzug nach Berlin den Verkehr unterbrochen hatte. Ich habe jedoch die Besuche bei meiner Anwesenheit in München wiederholt und denke voller Dank an die Gastlichkeit des Hauses Bruckmann zurück. Er wurde später Direktor des Deutschen Museums und starb, seine Lebensgefährtin allein zurücklassend. Ich drücke ihr (wo mag sie jetzt sein?) in Gedanken die Hand.

Revolutionäre Presse

Mein Leben spielte sich damals fast ganz in der Schellingstraße ab. Da der »VB« längere Zeit mittags erschien, fuhr ich täglich um 6 Uhr morgens in die Schriftleitung und aß meistens in der Umgebung. Der sogenannte Schelling-Salon und die Osteria Bavaria waren hier zur Mittagszeit Treffpunkte von Gelehrten, Künstlern und Studenten. Namentlich die Osteria wurde ein Stammlokal für uns, als auch die Geschäftsstelle der Partei in die Schellingstraße 50 einzog, schräg gegenüber dem »VB«. Das Rückgebäude war ausgebaut worden, ein schlichtes Büro- und Arbeitshaus entstand, das jahrelang gerade ausreichte, bis Hitler das Barlow-Haus an der Brienner Straße erwerben und als »Braunes Haus« von Professor Troost ausbauen lassen konnte. Die Schellingstraße war eine zur Ludwigskirche führende Wohnstraße, der Beginn von Schwabing. Dort blieb ich bis Ende 1932.

Hier war Eckart zuerst gewesen (1918/19), hier begann meine erste Arbeit, in dieser Straße sah ich Hedwig zum ersten Mal, hier weilte die Parteileitung mehrere Jahre. Die Gasthäuser der Umgebung waren Zeugen vieler Gespräche, ein Stück Schicksal spielte sich für uns auf diesem kleinen Raume ab. Als ich München das letzte Mal besuchte, war das Vorderhaus von Müller und Co. durch Bombentreffer zerstört, im Rückgebäude konnte die Druckerei aber noch arbeiten. Später hörte ich, daß ein Luftschutzraum schwer getroffen worden sei, was viele Opfer gefordert habe. Jetzt liegt auch wohl diese Stätte der Erinnerung an vierzehnjährige Arbeit in Trümmern: unsere kleine Redaktion,

die gemütliche Osteria mit der italienisch bemalten Wand und dem winzigen Hof und alles, was einst an eine Zeit voll Einsatz und Gläubigkeit erinnert hat.

Max Amann hatte damals die Geschäftsführung des »VB« und dann die Leitung des entstehenden Verlages wieder übernommen. Er tat es mit viel Umsicht und eiserner Sparsamkeit. Daß sich hier Wünsche der Schriftleitung und des Verlages oft entgegenstanden, ist klar: Wir wollten ausbauen, dieser mußte sparen, um keine Schulden zu machen. Dafür haben wir vier, dann fünf Schriftleiter aber wahrhaft fleißig gearbeitet. Wer jemals den Betrieb einer Tageszeitung kennengelernt hat, weiß, welch nahezu aussichtsloses Unternehmen es darstellen mußte, mit vier Redakteuren, ohne Auslandskorrespondenten, fast ohne Honorargelder für gelegentliche Mitarbeiter, eine halbwegs konkurrenzfähige Zeitung herzustellen. Das war nur möglich durch eine besondere politische Haltung; wir mußten durch grundsätzliche Aufsätze hervortreten. Außerdem konnte die anwachsende Partei ihre Unterstützung gewähren.

Dennoch war die Kritik am »VB« sachlich berechtigt, aber die Forderungen – auch von uns – konnten nur nach und nach befriedigt werden. Ein Vertreter in London, der aus seinem eigenen Vermögen einen großen Teil seines Lebens bestritt, dann ein Vertreter in der Schweiz – das waren die ersten Errungenschaften. Es folgten ein Korrespondent in Rom, schließlich eine kleine Redaktion in Berlin, als die Klagen aus der Reichshauptstadt über Verzögerungen gar zu deutlich wurden. Aber mit viel Mühe und Arbeit ging es doch vorwärts. W. Weiss entlastete mich später vom unmittelbar technischen Betrieb und richtete sein Augenmerk auch auf die übersichtliche Gestaltung des Umbruchs, namentlich der ersten Seite, was bei dem von Hitler gewünschten repräsentativen Großformat nicht immer leicht war. Bis die Druckerei sich herbeiließ, auch für einen roten Strich unter die große Überschrift zu sorgen, gingen viele, viele Monate ins Land. Aber der »VB« begann schließlich doch, sich seinen Platz zu erkämpfen und auch dann zu behaupten, als ein Gau nach dem andern seine Gauzeitung gründete und an der Verbreitung des »VB« ein geringeres Interesse hatte als früher.

Schwarz und Amann

Mein Verhältnis zu Amann war anfangs etwas gespannt, aber da er wirkliche Arbeit stets anzuerkennen bereit war, sind wir uns kameradschaftlich und dienstlich immer näher gekommen, so daß unsere Zusammenarbeit später nie mehr getrübt wurde. Amann konnte gegen Menschen, die er nicht schätzte, oft sehr rauh sein, aber je größer der Verlag wurde, umso großzügiger kalkulierte er auch, wodurch eine anfangs unvermeidliche Atmosphäre des Kleinbürgerlichen immer mehr aus seiner Umgebung verschwand.

Einen anderen, ebenso gewissenhaften Mann hatte die Partei in dem Reichsschatzmeister F. X. Schwarz, den ich jetzt in der Schellingstraße näher kennen und schätzen lernte. Er hat die Verwaltung der Partei mit vorbildlicher Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit geleitet, und unser Verhältnis ist mit den Jahren immer freundschaftlicher geworden, namentlich nach 1933, als ich oft dienstlich wegen Unterstützung meiner Arbeit mit ihm zu verhandeln hatte. Trotz oft schwerer Krankheit ist Schwarz immer wieder auf seinen Posten zurückgekehrt und hat seine Pflicht mit ganzer Energie erfüllt. Er hatte den selbstverständlichen Wunsch, nicht nur als Geldgeber angesehen zu werden, sondern an der Arbeit der an ihn Herantretenden innerlich teilnehmen zu können. Gerade diese menschliche und dienstliche Gewissenhaftigkeit haben manche nicht verstanden. Von einigen Verwaltungsführern wurde andererseits ihre Selbständigkeit innerhalb der politischen Dienststellen zu stark betont; aber das waren kleine Stürme im Wasserglas. Wenn Schwarz dazu in der Lage war, hat er wichtige Dinge immer gefördert, oft viel großzügiger als der Unterstützungsuchende es selbst erwartet hätte. Zuletzt sah ich den schwer Herzleidenden im Internierungslager in Mondorf, wo wir noch einmal der versunkenen Zeiten, ihrer Menschen, ihrer Stärken, auch unser aller Schwächen gedachten, bis wir Mitte August getrennt wurden.

Hitler kam sehr selten zu mir auf die Redaktion; er reiste damals viel, um die in den einzelnen Gauen hervortretenden Persönlichkeiten kennenzulernen und um dort zu sprechen. Es bildete sich nach und nach ein kleiner Kreis als Reisebegleitung heraus, an den er sich gewöhnt hatte. Ich bat ihn einmal, auch gelegentlich mitfahren zu können, da die Gefahr einer Entfremdung gegenüber dem politischen Leben außerhalb Bayerns bestehe, wenn ich dauernd am Redaktionstisch säße. Er sagte es zu, hat mich aber nicht aufgefordert mitzutun; nur eine Reise machten wir gemeinsam mit Frau Ritter, einer Großtochter Wagners, nach Berlin. So bin ich später von mir aus verschiedenen Aufforderungen nachgekommen, Vorträge zu halten: in Dresden, Hildesheim, Berlin, Heidelberg, Hannover usw. Dadurch knüpften sich allmählich persönliche Beziehungen zu den Männern, die in Mittel- und Norddeutschland, auf sich allein gestellt, im Glauben an ein neues Ideal ebenfalls den Kampf aufgenommen hatten.

II

Kameraden

Die Beweisaufnahme geht ihrem Ende entgegen, und auch die Besprechungen mit dem Pflichtverteidiger über das Plädoyer stehen vor dem Abschluß. Es ist natürlich nicht leicht, eine beide Teile befriedigende Form zu finden. Wir erleben den Zusammenbruch eines tausendjährigen Reichsaufbaus in einem heute noch unausdeutbaren Schicksal, in dem angesichts des Millionenelends alles gegen uns zu sprechen scheint.

Und doch: Wieviel anständiges Wollen, welch kameradschaftlicher Einsatz beherrschte einst die ringende Bewegung, wie herzlich war das Verhältnis bei Begegnungen! So will ich denn einer Anzahl solcher Kameraden gedenken, mit denen mich das Schicksal einst zusammenführte, die heute zum größten Teil tot sind, die aber sicher noch in Vieler Herzen leben.

Carl Röver

Da taucht das Bild Carl Rövers als eines der ersten vor meinen Augen auf, des 1942 verstorbenen Gauleiters von Oldenburg: Kaufmann, einst in Kamerun gewesen, empört über die Novemberrevolte, über Versailles, aus altem Stedinger Geschlecht. Er hört von Hitler, lernt das Programm kennen, beginnt unter schwerblütigen, konservativen Bauern zu wirken; jahrelang ohne Echo, bis die Schalen zerbrechen und eine Umkehr eintritt. Oldenburg wird eines der ersten Länder mit einem nationalsozialistischen Ministerium.

Röver wirkte vierschrötig, sprach mit rauher Stimme, geradeheraus und barsch, war aber von innerer Vornehmheit und stets sauberer Gesinnung, Abkehr von der Kirche, einfach bis zum Schluß.

Oft bin ich in seinem Lande gewesen: flach und weit, mit geraden, sauberen Straßen, gesäumt von endlosen Baumreihen, Bauernhäuser inmitten merkwürdig gepflegter Gärten, riesige Rhododendronbüsche in allen Farben, Rinderherden überall, der friesische Ziegelbau wuchtig wie eine Burg, mit hohem, steilem Dach, trotzig und behäbig wie die Bewohner. Doch die zeigten manchmal auch eine stürmisch ausbrechende Heiterkeit, wie ich sie sonst selten erlebte, etwa auf einem Gauparteitag, als der Jubel bei der marschierenden SA und der Jugend kein Ende nehmen wollte.

Ein andermal waren wir in Bad Zwischenahn und saßen inmitten der Bevölkerung in der Holz-Gaststube, wo es wunderbaren Aal und köstlichen Schinken mit Bier gab und manches Heimatlied gesungen wurde, oder in dem alten Musterbauernhaus, anheimelnd und wuchtig. Vor dem Kamin dann am runden Tisch gab es einige kräftige »Körner«, und dann ging es weiter, etwa zur Besichtigung des Freilicht-Museums mit den Sachsen-Häusern oder einer Parteischule inmitten überraschend schöner Fliedergärten oder nach Schloß Pewsum, um das sich manche Erzählung aus alter Seeräuberzeit rankt. Dort kam es zu Gesprächen mit Parteigenossen, die an einer Schulung teilnahmen und über mannigfache Ereignisse des Weltgeschehens sprachen.

Einmal sah ich auf einem Gautag das Stück »Stedinger« von Hinrichs. Man zeigte mir die Kirche mit jener ausgestoßenen Ecke, an der die Stedinger vor dem Kampf ihre Sensen geschliffen hatten. Das Werk packte mich ungeheuer. Die alte deutsche Not: Bischofsherrschaft gegen Bauernfreiheit, Bremer kirchliche Söldner, Kreuzzügler standen gegen das eigene Volk aus Stedingen, bis diese unterlagen, sich aber nicht beugten; tot, aber nicht in die Knie, sagte selbst der Gegner. Und das wirklich dramatische Ende: Angesichts dieser Tapferkeit steht der Befehlshaber des Kreuzzuges allein, wirft sein Schwert auf die Erde und sagt: Der Teufel hole dieses Handwerk!

Röver will daraus ein Heimatfestspiel entwickeln, ich unterstütze ihn. Etwas Geld wird aufgetrieben. Vor dem Bockholzberg (ein flacher Hügel) soll eine große Freibühne entstehen. Ich lege den Grundstein mit einer Ansprache. Ein Jahr später: ein großes, ansteigendes Halbrund für 40 000 Menschen, davor das Bauerndorf, getrennt durch einen großen Graben mit Zugbrücke. Alles großartig, die Bauern, ihre Jugend, sie alle spielen mit. Alle zwei Jahre etwa können Hunderttausende dies ernste Spiel um deutsches Schicksal sehen. Ich trete dafür ein, daß das Stück nur hier gegeben wird, vor allem nie auf Hochdeutsch, auch wenn man sich an die Mundart gewöhnen muß.

In die Bauernhäuser baute Röver Vortragsräume ein. Im Kriege verbrannte alles bei Bombenangriffen. Die große Planung, hier einen Mittelpunkt Oldenburger Lebens, geistiger Sammlung, künstlerischer Entwicklung zu gestalten, blieb unausgeführt.

Oder ich sprach zu vielen Tausenden zur Sonnenwende. Dann saßen wir lange zusammen und sangen und sprachen ohne Ende, von Geschichte, von der Partei, von denen, die wir gemeinsam ablehnten in unseren Reihen, von der Hoffnung auf ein blühendes Deutschland. Alte Kameraden in jugendlichem Alter.

Später bauten sich die politischen Leiter in eigener Arbeit ein großes Blockhaus, mitten in einer Sandwüste mit kleinem Wald und einigen Gewässern. Bescheiden, aber abgelegen, so, daß auch die härtesten Reden und Aussprachen am Kamin nicht Unerwünschten zu Ohren kamen. Ein Grundsatz Rövers: alle Monate etwa seine nächsten Mitarbeiter an diesem Kamin zu versammeln,

um allen »Stunk« zu bereden und nicht zu beschreiben, um über München oder Berlin sich ordentlich auszuschimpfen, was Briefe dorthin dann überflüssig machte – weise und zweckmäßig.

Ob Röver im Lande beliebt war, ist schwer zu sagen. In der Emsgegend mit ihren Strenggläubigen wohl nicht. Erst jetzt kommt es mir voll zum Bewußtsein, daß ich zwar in den Gauen viele Menschen gesehen, zu Tausenden gesprochen habe, aber die Tätigkeit des Alltags doch nicht genügend überblikken konnte. Röver sagte mir und dem Führer: »In Oldenburg wird nur mit Rosenberg geschult. Das ist mir selbstverständlich.« Röver, der sich stets sehr drastisch äußerte, sprach im gleichen Ton auch über sich selbst, wenn er erkannte, einen Fehler gemacht zu haben.

Später habe ich ihm – mit nur zwei andern – das Du angeboten, den einzigen in der Partei.

Als Reichsstatthalter war Röver sehr stolz über die Vereinfachung seiner Verwaltung und glaubte, sie als Muster hinstellen zu können. Auch betonte er mit gleichem Stolz, daß e r keine Klagen über Land und Leute in München vorzutragen hätte. Hier s e i man eben eine Kameradschaft.

Und dann ging es wieder nach Berlin, meist im Wagen, auch durch Aurich, die Stadt mit der prozentual größten jüdischen Bevölkerung. Dann sah man merkwürdige, moosbesetzte, verfallene Hüttenreihen: verlassene Zigeuner-Siedlungen, die Friedrich der Große hatte anlegen lassen. Die zu Preußen zu erziehenden Nomaden aber waren mit Hund und Ziege bald wieder auf und davon.

In Berlin dachte ich dann noch oft an das gastliche Haus Rövers im heiteren, gartendurchsetzten Oldenburg, an die treue Kameradschaft bei so großen Unterschieden in unserem Temperament. Und doch: Wir schätzten beide die Gleichen und lehnten die Gleichen ab. So war hier eine Sympathie entstanden, wie ich sie stets als Männerfreundschaft begriffen hatte.

Im Mai 1942 starb Röver an einer alten heimtückischen Krankheit, die er sich in den Kolonien zugezogen hatte. Ich befand mich gerade auf einer Reise in das damalige Reichskommissariat Ostland, als ein Telegramm vom Führer kam, ich solle beim Staatsbegräbnis die Trauerrede halten. Ich mußte meinen Aufenthalt um einen Tag abkürzen. Diese Tatsache hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet, denn der Zug, der 24 Stunden später aus Kauen zur gleichen Zeit abgefahren war, als ich laut Fahrtregelung die Stadt verlassen sollte, fuhr in eine gesprengte Stelle hinein, ein Lazarettzug, glücklicherweise ohne Verwundete.

Und dann mußte ich meines alten Freundes gedenken, der unter jener Fahne, für deren Sieg er so selbstlos und treu gekämpft hatte, nun für immer ruhte. Zum Schluß flocht ich die Worte jenes Liedes ein, das wir so oft gesungen hatten: von der Möwe hoch im Sturmgebraus – das ist meine Heimat, da bin ich zu Haus . . .

An seinem Todestag ein Jahr später fand an seinem Grabe in Oldenburg noch eine Gedenkfeier statt. Später sprach ich in einer öffentlichen Kundgebung am Abend im Blockhaus. Der neue Gauleiter Wegener begrüßte mich, er wisse, in welcher Freundschaft ich zum Verstorbenen gestanden habe. Er bäte mich, diese Kameradschaft dem Gau zu erhalten und, wenn möglich, auch ihm etwas davon zu gönnen.

Worauf ich lange mit den »Alten« zusammenblieb, mit jener Wehmut, die einen erfüllt, jenen Mann im Grabe zu wissen, der auch ein Stück des eigenen Lebens bedeutet hatte.

Lieber Carl Röver! In diesem Jahr der Not habe ich immer an Dich gedacht, immer wieder pfiff ich Dein Heimat- und Freiheitslied vor mich hin, so daß die Mitgefangenen in Mondorf glaubten, ich kennte überhaupt nichts anderes. Und doch war es die dauernde Sehnsucht nach dem früheren Sturmgebraus der Freiheit, die mir, uns, Deinem schönen Lande, dem ganzen Reich genommen worden war.

Wir hatten sie einst ehrlich erkämpft, mit unserem Namen ist sie zugrunde gegangen.

Kann es ein fürchterlicheres Schicksal geben? Und warum mußte es so kommen?

Dr. Alfred Meyer

Ein ganz anderer Mann, mit dem ich ungetrübt kameradschaftlich verbunden gewesen bin, ist der Gauleiter von Westfalen-Nord, Dr. Alfred Meyer, Hauptmann im Ersten Weltkrieg, Kriegsgefangener in Frankreich, Arbeiter, Angestellter in seiner Heimat, seit 1923 Nationalsozialist, 1. Stadtverordneter der Partei (Bielefeld oder Gelsenkirchen). Nicht eine wuchtige, breite Gestalt wie Röver, sondern mittelgroß, schlank, dunkelhaarig, mit ruhigen, blauen Augen hinter den Brillengläsern; ein überlegender, vorsichtiger Mann, der bei aller Festigkeit sich zu keinem Extrem verleiten ließ und seinen Gau sicher zum besten geführt hat.

Er hatte nur das Pech, in seinem Gau eine Persönlichkeit zu beherbergen, die zu unseren stärksten Gegnern gehörte, den Bischof Clemens August Graf von Galen, den späteren Kardinal, der 1946 kurz nach Übernahme dieser Anerkennung seines Kampfes gestorben ist. Galen war eine jener Kraftnaturen, die nicht nur aus Tradition oder Überzeugung die kirchliche Laufbahn einschlugen sondern auch, um einst herrschen zu können. In Münster mahnte ihn jeder Stein an jenen Vorfahren, der die verdammten Ketzer mit Füßen trat und ein so tapferer Krieger war, daß selbst Ludwig XIV. nur mit großem Respekt von ihm gesprochen haben soll. Unser Kirchenfürst war durchaus nicht ruhig und gelehrt, sondern eben böse, nicht mehr die Menschen und Geister kommandieren zu können. Nach altbewährter Methode begann er also

von Verfolgung zu predigen. Jeder kleine Vorfall einer Revolutionszeit erschien in grellem Licht; daß eine andere Zeit, anders auch ihrem Gewissen entsprechend – denken und handeln wollte, erschien ihm blasphemisch.

Ohne jeden sonst doch vorhandenen Humor stand er knirschend einer anderen Welt gegenüber. Als ich 1935 auf einem Gautag als Redner angekündigt war, schrieb Galen dem Oberpräsidenten einen Brief mit der Forderung, mir den Vortrag zu verbieten, weil dieser eine Christenverfolgung in Münster nach sich ziehen würde. Das war immerhin eine unverschämte Herausforderung, zeigte aber auch sein wahres Denken: daß man selbst an der Macht niemals eine andere Gesinnung als die eigene zu dulden gewillt war und stets nach dem »weltlichen Arm« gerufen hätte, um »Ketzer«, »Atheisten« usw. zu vernichten. So ganz unschuldig ist die Kirche nicht an dem, was sich in Deutschland abgespielt hat, nur hat die Polizei der Himmler–Heydrich, wie jetzt klar ist, später in unwürdiger, schikanöser Weise geantwortet.

Stolz war Dr. Meyer besonders auf seine Lippe-Wahlen vom Januar 1933. Ihr Ergebnis zerstreute die letzten Hoffnungen von Papen und Schleicher auf Spaltung und Schwächung der NSDAP und bildete den Schlußstein der Entwicklung vom 24. Februar 1920 bis zum 30. Januar 1933. Ihnen zur Erinnerung fanden alljährlich Kundgebungen statt, wie es denn Meyer verstand, Gelegenheiten zu finden, um gute Vorträge zu bekommen und Gäste in sein Land zu ziehen.

Als er eine Ausstellung über 10 Jahre Kampf in seinem Gau veranstaltete, entdeckte ich dort Schreiben mit Geheiminstruktionen von mir aus dem Jahre 1924. Damals war die Partei überall in Bayern unter schweren Strafen verboten, Hitler auf Festung. Wie die Wahlen vorzunehmen seien, unter welchem Namen, mit welchen Kandidaten, das mußte besprochen werden. Diese Korrespondenz wurde unter Tarnaufdruck vieler nicht existierender Firmen auf den Briefumschlägen geführt. Ich unterzeichnete erst mit »Schulz«, aber mein Mitarbeiter, der die ganze praktische Arbeit besorgte, stellte sich aus den Buchstaben Adolf Hitler den Namen Rolf Eidhalt zusammen, mit dem nun die Briefe unterzeichnet wurden. Ich hatte das ganz vergessen. Die archivtreuen Westfalen aber hatten alles aufbewahrt und nun ausgestellt.

Dr. Meyer liebte gute Formen und Zeremonien. Wenn ich – oder ein anderer – nach Münster kamen, versammelten sich die Spitzen der Partei, des Staates, des Stadtrats im denkwürdigen Saal des Rathauses. Dort wurde mit einer Begrüßungsansprache ein alter großer Goldpokal zum Willkommenschluck überreicht. Als mir später – als Antwort auf Galens Vorgehen – die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen wurde, ging das sehr feierlich zu. Der Ehrenbürgerbrief lag, auf Pergament geschrieben, in einer wunderbaren Ledermappe mit handwerklich schön gearbeiteten Stahlverschlüssen.

Meyer brachte mir große Verehrung entgegen, aber anderer Art als Röver. Er redete mich immer als Reichsleiter an und hielt sich hier stets als »mittlere

Instanz«. Seine dienstliche Loyalität hat ihm überall Sympathien eingetragen, in den »arrivierten Kreisen« sah man ihn deshalb nicht als einen der »großen« Gauleiter an – und deshalb war er einer der besten. Ich glaube sagen zu können, daß er sich in Westfalen größter Achtung erfreute.

Abends, nach einem Vortrag, saßen wir dann im Ratskeller – wo mir der lange Oberbürgermeister stets erklärte, Münster habe nur zwei Ehrenbürger: den Führer und mich. Oder wir gingen in eine alte münsterische Kneipe, zu Pinkus Müller, wo dann in qualmigen Räumen an mächtigen Tischen ausgiebig gezecht wurde. Pinkus schmetterte dann manchmal ein Lied in diese gemütvolle Atmosphäre.

Dann waren wir auf der Schulungsburg, einem Schloß, das dem Prinzen Arenberg gehörte; einem Riesengebäude, einst mitten unter Bäumen gelegen, die – Marotte einer französischen Gartenanlage – alle abgeholzt worden waren, so daß es kahl in der Sonne lag. Nach dem Vortrag ergab sich eine Aussprache über Fragen, welche die Leute bewegten: Politik, Erziehung, Geschichte.

Oder wir machten Besuch in einem BDM-Heim, einem alten Wasserschloß mit 1½ Meter starken Mauern, hoch und grau, schlicht hergerichtet, Handarbeitszimmer, Bastelkammer und Musiksaal. Die Mädel tanzten mit Harmonikabegleitung auf dem Rasen einen Reigen. Dann Gesang oben im Saal. Meyer bittet mich, »paar Worte« zu sprechen, er versteht es, den Besuch auszuwerten. Ich spreche also, wie es mir einfällt, vom Frauenideal in der klassischen Literatur und bleibe bei Goethes Hermann und Dorothea.

Ich erinnere mich auch an den Besuch auf einem Schloß mit Erinnerungen an den Freiherrn vom Stein, an den vornehmen Besitzer, die Einrichtung zwischen Empire und Biedermeier, die schöne Bibliothek und an Briefe und Aufrufe Steins sowie Werke über ihn. Meyer versteht es, uns sein Land lieben zu lehren.

Der Führer der Jugend in Westfalen, Sohn eines Kumpels, Langanke, ein feiner, kluger Mensch, wurde nach 27 Siegen als Flieger über der See in Afrika abgeschossen. Er ist spurlos verschwunden.

Oder wir fuhren an einem Sattel-Meyer-Hof vorüber. Das sind jene Großbauern, deren Ahnen einst zum Dienst des Herzogs Widukind gehörten. Wenn einer von ihnen starb, hatte er das Vorrecht, daß sein Pferd in den Kirchenraum hineinschauen durfte. Und das war einer der sympathischen Züge an den Westfalen und Niedersachsen: die Liebe zum Pferde. Bei der Fahrt durch ihre Dörfer fiel es mir auf, daß aus einer Stalluke die Pferde auf den Hof hinausschauen konnten. Wie war das in tiefstem Grunde anständig gehandelt: seinen Arbeitskameraden nicht im dunklen Stall zu halten, sondern ihn auch teilhaben zu lassen an den Vorgängen im Dasein seines Herrn. Da habe ich denn oft an den Bagard und die Liebe Reinolds zu seinem Pferde gedacht, ein

Charakter, so weltentfernt von der Tierquälerei des Orients, daß es keiner exakten Rassenkunde bedurft hätte, um fremde Seelen zu unterscheiden.

Ich habe mich 1934 bemüht, einige Gestalten der deutschen Geschichte in ihrer Bedeutung zu unterstreichen, darunter den Herzog Widukind. Ich sah in ihm durchaus keinen Rebellen gegen den »rechtmäßigen« König Karl, sondern einen Verteidiger seiner Heimat, der ja gar nicht wissen konnte, was wir heute über Karl den Großen wissen. Er hatte durchaus recht, für seine Freiheit und sein Vätererbe zu streiten – und kämpfte schließlich für jene Werte, die später erst nach und nach wieder durch die Kruste römischer Dogmatik hindurchstießen.

Es ist überhaupt ein Wunder, daß nach der 200-jährigen Verfemung der deutschen Sprache, seit Ludwig dem Frommen, diese sich überhaupt noch derartig Bahn brechen konnte – als Voraussetzung unserer Kultur. Hätte sich der Wille jener durchgesetzt, die die furchtbaren Verfolgungsgesetze erließen, wäre es nicht dazu gekommen. Und ich fand es geschichtlich ungerecht, etwas, was gegen den Siegerwillen geschah, diesem als Verdienst zuzuschreiben.

Mit diesen Gedanken fuhr ich nach Engern, einem anheimelnden Fachwerkbau-Städtchen. Vor der schlichten Kirche steht ein scheußliches Bronze-Denkmal des Herzogs. Ich beschloß, einmal ein anderes errichten zu lassen. Am bekannten Sarkophag legte ich einen großen Strauß von Heckenrosen aus einem Sattelmeierhof nieder. Ich muß auch heute daran denken, wie die jetzigen Sieger die Geschichte unserer Zeit schreiben werden, und bedauere keinen Augenblick, den Herzog Widukind so verehrt zu haben.

Allerdings: Auch diese Anschauung überschlug sich. Ich hörte, im Hagener Theater werde unter größtem Beifall ein Stück gegen Karl den Großen aufgeführt. Ich las es und war entsetzt. Ein Mann aus Ludendorffs Kreis hatte hier ein Pamphlet verfaßt. Ich bat den stellvertretenden Gauleiter von Westfalen-Süd, das Stück absetzen zu lassen, und erließ an die Partei ein Rundschreiben, sich nicht in Beschimpfungen Karls des Großen zu ergehen und nicht die Prägung von Hermann Löns – »der Sachsenschlächter« – zu gebrauchen.

Ganz schuldlos war ich an dieser Fehlentwicklung nicht, weil ich in Verden an der Aller und in Wildeshausen, dem Geburtsort Widukinds, über den »ersten Dreißigjährigen Krieg« gesprochen hatte. Gegen die Einseitigkeit des Ludendorff-Kreises und Himmlers Umgebung meldeten sich mehrere Professoren, die unterm Titel »Karl der Große oder Charlemagne?« nachdrücklich die geschichtliche Größe Karls vertraten, des Germanen nicht etwa des Franzosen. Mit Recht! Der Führer unterstrich das besonders auf dem Parteitag, und ich schien mitgemeint, obgleich ich mich gegen die Übertreibung der Widukind-Sympathie sofort gewehrt hatte.

Trotz allem: Westfalen bleibt mir in der alten Herzogsgestalt teuer, auch aus einem besonderen Grund: Von dort und aus Niedersachsen zogen vor allem einst Ritter und Reisige nach der Weichsel über die Düna – bis zur

Narwa. Die Frucht dieses Niederdeutschtums in neuer Umwelt, mit späterem starkem, schwedischem Einschlag und russischer Großräumigkeit ist das Baltentum gewesen. Ich nenne hier nur einen Namen: Wrangel. Ein westfälischer Krieger kommt nach Estland und erhält dort das estnische Dorf Warangelase als Belohnung für seine Dienste. Er nimmt den Namen dieses Dorfes an. Dies Geschlecht zeugt: 4 Feldmarschälle (darunter einen schwedischen und einen preußischen), 42 Generale, 4 regierende Bischöfe und viele Gelehrte. Der letzte Baron, General Wrangel, verteidigt als letzter Befehlshaber das alte Rußland in der Krim.

Die Aa bei Münster hat einen Fluß gleichen Namens in der schönsten livländischen Landschaft. Schwarzenbek – las ich auf einem Schild in Mecklenburg: der Name einer kleinen Siedlung bei Reval. Meyendorff – ein Städtchen in Niedersachsen und der Name eines Geschlechts, das dem Zaren Minister und Botschafter hohen Formats schenkte . . .

Das alles wirkte mit, mir das Westfalenland besonders heimisch zu machen. Und so war ich denn oft in Münster, in Lage, in Bielefeld, freute mich der Linden vor den Fachwerkbauten der Dörfer, der großen Höfe, verborgenen Schlösser, der Häuser Paderborns und schließlich des Lipper Landes mit Teutoburger Wald und allem, was nun einmal zu diesem gehört.

Meyer war um das kulturelle Leben sehr besorgt, und hier suchte er sich jede Unterstützung, die er finden konnte: Grabbe-Wochen, Richard-Wagner-Verein mit Vorträgen über Kunst und Wesen Bayreuths, Kunstausstellungen in Oeynhausen, Heimatbünde und Volkskunde.

Daneben bewies er alle Liebe für die Menschen des Industriegebietes und ihre Sorgen, hatte er diese doch am eigenen Leibe erlebt.

Als ich Ostminister wurde, bat ich Dr. Meyer, mein ständiger Vertreter zu sein. Er nahm diesen Posten sofort an und arbeitete sich fleißig in die neuen Probleme ein. Daß er nicht immer die Anforderungen einer Obersten Reichsbehörde erfüllen konnte, weil er zugleich auch Mittelinstanz blieb, erschwerte ihm seine dienstlichen Obliegenheiten ein wenig. Aber er blieb loyal und anständig durch alle Jahre hindurch, wie er es anfangs gewesen war.

Hätten wir nur überall solche »kleine« Gauleiter gehabt!

Als die letzten Tage des Krieges bevorstanden, verabschiedeten wir uns. Er ging seinen Gau verteidigen. In Mondorf hörte ich, er sei tot. Gefallen? Freitod?

Das war ein echter Nationalsozialist – nicht Bormann – nicht Himmler!

Dinklage und Rust

Fuhr ich im Auto aus Münster nach Berlin zurück, so ging es durch Niedersachsen. Auch für diesen Stamm hatte ich eine große Sympathie, aber beim näheren Nachdenken muß ich gestehen, nicht sehr viele Niedersachsen per-

sönlich kennengelernt zu haben. Einer jedoch ist mir, noch aus der ersten Kampfzeit, besonders erinnerlich: Major Dincklage. Er kam in den 20er Jahren nach München, packte sich Flugblätter, Broschüren usw. zusammen, sprach sich etwas aus, mit jener festen, kargen Liebe zur neuen Idee, die so viele der Besten auszeichnete. Und dann hörte man später, der Major radele von Dorf zu Dorf, rede und werbe die sturen Bauern für eine ihnen ungewohnte Sache.

Auch den späteren Gauleiter Bernhard Rust kannte ich, einen Studienrat von plötzlichem Temperament und labil in manchen Entschlüssen. Er rückte vor, als Dincklage zum Schaden der Bewegung verstarb. Rust hat sich manches Verdienst erworben, aber zu näherer Kameradschaft zwischen uns ist es nicht gekommen. Als er Reichserziehungsminister geworden war, besuchte ich ihn einmal im Ministerium. »Parteigenosse Rosenberg«, sagte er, »eigentlich müßten Sie auf meinem Stuhl sitzen, Sie sind unser Lehrer, auch meiner, gewesen.« Ich antwortete, daß dies nicht richtig sei, in die große Einzelarbeit von Schulprogramm, Personalien usw. wolle ich mich gar nicht hineinbegeben. Aber irgendwie bedauerte ich es später doch, weil die Möglichkeit der Gesetzgebung ihr natürliches Gewicht besaß und Rust den fremden Kräften, die ihn später hin- und herstießen, innerlich mit wenig Halt gegenüberstand.

In seinem Gau hatte ich die Gedenktage für Niedersachsen veranstaltet, hier besonders im Hinblick auf die Gestalt *Heinrichs des Löwen*. Obgleich der Führer diesen als einen Rebellen ansah, ließ er ihm doch eine besonders würdige Ruhestätte im Braunschweiger Dom herrichten, der zur Staatshalle erklärt wurde. Er sah hier, auch in gewisser Korrektur einer Einseitigkeit, beide groß in die Geschichte eingehen: den Rotbart und den Löwen. Das hatte ich zwar nicht bestritten – die Hohenstaufen verehrte ich sehr –, aber mich ließ das alte Problem der deutschen Geschichte nie ganz zur Ruhe kommen: Italienfahrt oder Ostpolitik? Oder beides?

Ich habe die lange, nicht abbrechende Aussprache darüber verfolgt, daß Rom eben doch Zentrum des damaligen abendländischen Glaubens war, daß Italien in die Flanken des Reiches stoßen konnte oder in fremder Hand Aufmarschgebiet gegen dieses werden mußte, daß der Reichtum süddeutscher Kultur und das Blühen der deutschen Städte das Ergebnis dieser Verbindung nach dem Süden sei. Von Syel bis Hampe wogten die Meinungen hin und her. Und wenn es angesichts der Tatsachen der Geschichte müßig erscheinen mag, über diese Problematik zu streiten, so liegt im Zugestehen der Möglichkeit einer anderen Entwicklung doch ein Recht auf diesen Austausch der Gedanken. Denn Deutschland reichte praktisch schon bis zum Peipus-See! Die Niedersachsen stießen immer wieder neu vor nach jenem Osten, der einst beim Abmarsch der Goten, Burgunder und Vandalen von Slawen besiedelt worden war. Konnten nicht die Alpen genügend geschützte Grenze bleiben?

Sollte man nicht die ganze Volkskraft auf die Wege Geros schicken?

Ich habe jedenfalls meine Meinung hinsichtlich dieser einstmaligen Möglichkeit nie verhehlt, auch als die gleiche Problematik im 19. Jahrhundert in anderer Form auftrat: Kolonialpolitik oder Ostraumpolitik? Hatten nicht die Bajuwaren die Ostmark geschaffen? War das nicht das richtige Beispiel? Durfte man zwischen Preußen und Livland den litauischen Keil zulassen und damit jegliche bäuerliche Wanderung vernichten? Jedenfalls: Die Kraft des Deutschtums gab nach, der Osten rückte vor – ein Ergebnis des Ersten Weltkrieges. Und der heutige Vormarsch Moskaus vorläufig – bis zur Elbe. Und über Weimar hinaus? Einem Deutschen Reich von Aachen bis zum Peipus-See wäre das nicht geschehen!

Das aber sind jetzt Theorien. Das Schicksal hat in furchtbarster Weise anders gesprochen. Jetzt geht es überhaupt nicht mehr um Größe und Macht, sondern um das Leben und Überleben.

An Geschichte habe ich auch denken müssen, wenn ich in Goslar, Hameln, Hildesheim, Braunschweig war, auf der Burg Dankwarderode oder später in der Staatshalle am Grabe des Löwen sprach. Ich liebte die Fachwerkbauten, die kleinen Städte, aber auch das großzügige Hannover. Ich habe manchmal angehalten, mir die geschnitzten Sinnbilder und Sprüche angesehen, um hier ein Wesen deuten zu können, das die Kirchen so gar nicht geliebt haben. Ein solcher Spruch ist mir dabei besonders im Gedächtnis geblieben: »Meinen Freunden und meinen Feinden gebe Gott, was sie mir gönnen.« Von Münster ließ ich mir eine Inschrift erzählen, die wohl das Höchste ist, was an germanischer Moral ausgesagt werden kann: »Ehre ist Zwang genug.«

Oft habe ich daran gedacht, mir in Niedersachsen einen kleinen Hof zu erwerben, aber ich vermißte das Wasser. Es brauchte nicht das Meer zu sein, aber eine spiegelnde Wasserfläche, umstanden von dichten Wäldern – Vorstellungen aus Estland, die ich mit mir herumtrug. Ich suchte deshalb lange in der Mark Brandenburg, bis ein zufälliges Angebot mich an den wunderschönen Mondsee verschlug, eine Stunde auf der Autobahn bis zum Chiemsee, wo ich beim Aufbau der »Hohen Schule« mein Alter verbringen wollte. Allerdings in einer menschlichen Umwelt, die ich nicht ganz zu ergründen vermochte, weil ich – es war Krieg, fast nie auf meinen Hof fahren konnte. Es waren 800 km von Berlin.

Eine stille Liebe für Niedersachsen ist mir stets geblieben.

Martin Mutschmann

Der Gauleiter, mit dem ich vielleicht am längsten bekannt gewesen bin, war Martin Mutschmann. Dieser brachte die Probleme auf eine stets sehr vereinfachte Form, sehr bestimmt und robust. Er ging zur Politik im vollen Bewußtsein, durch den sicher zu erwartenden Boykott seine Textilfabrik zu

verlieren, was denn auch prompt eintrat, aber den guten Martin in seiner Hauptstadt Plauen durchaus nicht erschüttern konnte. Das war jene Stadt im Vogtland, in deren Bereich einst Max Hölz das Land mit seinen Banden bolschewistischer Art terrorisiert hatte, eine rote Hochburg. Sie marschierten oft an Mutschmanns, »des Großkapitalisten« Haus vorüber mit Sprechchören »Nieder mit Mutschmann«. Seine Frau nahm das sehr mit, ihn aber offenbar nicht, wie er mir sagte, als ich in Plauen in einer Versammlung gesprochen hatte.

Mutschmann kam aus der Schule seines Landsmanns Theodor Fritsch: Er sah daher überall die Juden am Werk. Aber er war auch ein Mann mit wirtschaftlich und organisatorisch praktischem Verstande. Seine Sachsen hat er stets gut diszipliniert, seine Partei war immer in bester Ordnung, kein Gau zahlte so gut und gewissenhaft die Beiträge nach München wie der Gau Mutschmann, worauf er mit Recht sehr stolz war.

Ich hatte ihn schon auf unserm ersten Parteitag Ende Januar 1923 kennengelernt. Er sagte mir später, als er meinen Vortrag gehört hatte, das ist mein Mann. Als er nach der Machtübernahme nach Dresden zog, begann sein Dauerkampf gegen Berlin, gegen die Berliner Wasserköpfe, gegen Schacht usw. Seine polternde Kritik und mehr als ungeschminkte Redeweise auf den Gauleiter-Tagungen veranlaßten den Führer, diese Tagungen auf Vorträge ohne öffentliche Aussprachen zu beschränken. Leider!

Den Musen mehr aus Pflicht gewogen, zog Mutschmann lieber als Jäger in seine Forste. Dort im Hause der sächsischen Jägerschaft fühlte er sich erst ganz wohl nach den Sorgen der Woche, legte Forellenzüchtereien an, übte Pistolenschießen und sah oft Bekannte zu Gast.

Ich habe mich mit dem Rauhbein stets gut vertragen und unsere 20-jährige Kameradschaft ist ungetrübt gewesen. Allerdings – wenn wir dauernd nahe zusammengewesen wären, hätte es vielleicht Funken gegeben. Seine Minister werden nichts zu lachen gehabt haben, kleine Intrigen haßte er so, daß er nicht lange Erziehungsversuche machte, sondern die Leute hinausfeuerte. Seine Kreisleiter lebten in der Furcht des Herrn wie die Beamten einst zu Zeiten des seligen Starken August. Aber er hatte eine weiche Seele, wie alle diese Kraftnaturen, und deshalb konnte er lachender, herzlicher Freund sein.

In den letzten Jahren suchte er sich ein besonderes Erziehungsgebiet. Er fand, daß die Sachsen in Witzblättern, Operetten und Lustspielen immer sehr schlecht wegkämen. Er war darüber angesichts so großer Leistungen ehrlich erbost. Es sei doch unmöglich, daß ein ganzer Volksstamm als blöd und idiotisch zum Spott aller hingestellt werde. So verbot er dann für sein Königreich den »Raub der Sabinerinnen«, der Striese hatte ihm gar nicht gefallen. Auch die Sprache, sagte er, die man so verspotte, sei ja nicht sächsisch, sondern bloß eine schlechte Leipziger Angewohnheit. Im Vogtland z. B. spreche man ganz anders. Ich fand, er sagte das ziemlich »Leipzigerisch«, blieb aber ernst. Es

gibt eben Dinge, die komisch aber schmerzhaft sind. Mutschmann begann also Sprachkurse einzurichten, um die Leipziger Anomalie den Übrigen abzugewöhnen – ob er Erfolg hatte, vermag ich nicht zu sagen.

Mutschmann war einer der erbittertsten Gegner des sich abzeichnenden Kurses eines von Himmler bestimmten Polizeiregimes. Mit dem Dresdener Höheren SS- und Polizei-Führer lebte er in steter erbittertster Fehde, gleich wer das gerade war. Sein gesunder Instinkt ahnte hier eine große Gefahr für Partei und Staat. Ich rechnete mit ihm für später als mit einem der besten Partner im Kampf um eine Parteireform[7]. Wie groß die Gefahr war, begannen wir erst im Kriege zu spüren; jetzt wissen wir es. Und ausgerechnet von Himmler hörte ich einmal den eben erwähnten Spruch aus Münster zitieren: Ehre ist Zwang genug. Für ihn selbst offenbar nicht.

Auf der Grillenburg, dem Jägerheim bei Dresden, bin ich etwa dreimal Mutschmanns Gast gewesen, zuletzt noch als die roten Truppen schon in Schlesien waren. Da haben wir uns zum letzten Male im Leben gesehen. Als wir aus allen Enden Deutschlands nach Mondorf gebracht worden waren, fragten wir uns gegenseitig über das Schicksal der anderen aus. Von Mutschmann kam folgende Nachricht. Beim Einmarsch der Sowjets habe er sich verborgen gehalten, später sei er durch Verrat entdeckt worden. Darauf habe man ihn nackt ausgezogen und auf einen Denkmalsockel gestellt, dort eine ganze Nacht unter dem Gejohle der Kommunisten festgehalten. Mutschmann, der sehr schwer herzleidend war, habe dann einen Herzschlag erlitten und sei gestorben.

Was in dieser Natur vorgegangen sein muß, konnten wir uns alle denken.

Ob diese Mitteilung den Tatsachen genau entspricht, vermag ich nicht zu sagen. Aber auch das Unwahrscheinlichste ist heute gewöhnlich. Ich grüße den alten Martin Mutschmann im Gedenken an seine gerade Treue und unbestechliche Ehrlichkeit in einem Kampf, an den er Existenz und Leben gesetzt hatte, um Deutschlands willen, man kann sagen, was man mag, aber es war eben einmal so.

Karl Kaufmann

Als wir ganz am Beginn des Kampfes standen, kamen auch manche blutjunge Burschen nach München zu mir in die Redaktion, um Auskunft zu erhalten über Hitler, über das Programm. Sie suchten – wie Millionen andere. Darunter war auch einer mit einem Jungengesicht, aber schon damals mit klarem sachlichem Blick. Er kam aus dem westlichen Industriegebiet; es war Karl Kaufmann, der spätere Gauleiter von Hamburg, kein Mensch der Massenversammlung oder der Feder, aber ein zäher, überzeugender Werber mit innerem Feuer; ein ebenmäßiger Kopf, fein und jugendlich bis ins 40. Lebensjahr. Er mag über dies und jenes gestolpert sein, aber alles, was ich später über ihn hörte, war, daß »Karl« sogar den Hamburger Patriziern Respekt abgerun-

gen hatte und die Anliegen dieser Hansestadt zu Hause und in Berlin gut zu vertreten verstand.

Unsere Kameradschaft lebte mehr in der Entfernung. Er war ein sehr genauer Leser meiner Schriften gewesen und lud mich immer wieder nach Hamburg ein. Ich habe auch in dieser so großzügigen, schönen Stadt mehrmals gesprochen. Am Abend, im engen Kreis seiner Mitarbeiter, wurde dann der Zustand der Partei besprochen, wobei eine Person im Zentrum allgemeiner Abneigung stand – um nicht ein schärferes Wort zu gebrauchen: Dr. Goebbels. Karl Kaufmann stand diesem eiteltheatralischen Mann ebenso feindlich gegenüber wie ich; er wußte auch Einzelheiten zu berichten, durch die ich mich in meiner bisherigen, aber Hitler gegenüber erfolglos bleibenden Haltung bestätigt fand.

Gar zu gern wäre Kaufmann 1941 Kommissar in den Ostgebieten geworden. Ich hatte nicht an ihn gedacht, da Hamburgs Gesicht eindeutig nach dem Westen gerichtet war und schon damals von feindlichen Bomben angegriffen wurde. Er ließ deutlich bei mir anfragen, aber die Entscheidungen waren mittlerweile gefallen. Er verfolgte später die Ereignisse, voller Empörung gegen Koch, und sagte mir einmal: »Hätte man mich dahin geschickt, Parteigenosse Rosenberg, dann hätten wir im Osten zusammen etwas Anständiges aufgebaut.«

Während des Zusammenbruchs führte er selbständig Unterhandlungen über die Kapitulation Hamburgs. Neulich kam ich, aus der Verhandlung beurlaubt, in das Gefängnis. Da sah ich Karl Kaufmann vor mir gehen, zusammengebrochen, von einem Gefangenen unterm Arm mehr gezogen als geführt. Das brachte mir unsern ganzen Zustand rein bildlich wieder vor Augen. Ich nahm an, Kaufmanns innere Kräfte hätten während einer der jetzt üblichen Vernehmungen versagt. Dann hörte ich, er habe beim Transport ein Autounglück mit Gehirnerschütterung erlitten und sei wieder ohnmächtig geworden. Er liege jetzt im Lazarett.

Also auch hier schien es dem Ende entgegenzugehen.

(Er hat sich dann aber wieder erholt und im Zeugenstand des Prozesses die Gauleiter würdig vertreten.)

Hinrich Lohse

An Kaufmanns Gau grenzte das Gebiet seines später erbitterten Gegners Hinrich Lohse in Schleswig-Holstein. Als 1924 der sogenannte Völkische Konflikt zwischen NSDAP und der DVFP (Freiheitspartei) tobte, fand in Weimar eine Besprechung der Nationalsozialisten statt, um über Verschmelzung oder nicht zu beraten. Ich hatte mich, genau begründet, dagegen ausgesprochen und den Zorn Ludendorffs erregt.

Aus dem Norden waren nun einige gekommen, die Hitler nie gesehen hatten, sich aber auf ähnlichen Wegen wie wir befanden, den »VB« lasen und mein »Wesen, Grundsätze und Ziele« in der Hand gehabt hatten. Mit denen saß ich also zusammen, unter ihnen auch der Holsteiner Bauernsohn Hinrich Lohse.

In späteren Jahren hat er mir immer wieder gesagt, damals in Weimar habe er erstmals von mir genaueres über Hitler, seine Reden, die Feldherrnhalle, das Programm gehört. Seit diesen Tagen sei sein Entschluß endgültig gewesen. So ging er denn zu seinen dickköpfigen, mißtrauischen Bauern, die sich, ähnlich wie in Oldenburg, gegen einen Parteinamen, in welchem der Begriff »Sozialismus« vorkam, innerlich wappneten. Es dauerte lange, bis die Widerstände zu schmelzen begannen, aber es gelang auch hier.

Lohse war ein Mensch von natürlicher Klugheit und in vielem mit gutem Instinkt. Leider versteifte er sich aber dann in allerkleinsten Fragen, aus Bokkigkeit konnte verbissene Gegnerschaft werden, so daß er sicher brieflich, auf Entfernung, schwer zu leiten gewesen ist. Er war eben ein Mensch mit guten aber auch hemmenden Eigenschaften.

Ich bin während der Kampfzeit nicht oft da oben gewesen. Als aber die von mir geförderte Nordische Gesellschaft in Lübeck jährlich eine große Tagung abhielt und Lübeck dem Gau Lohses zugeschlagen wurde, ergab sich eine nähere Zusammenarbeit. Die Freude, an der kulturellen Verständigung zwischen dem Reich und Skandinavien (mit Finnland) mitzuwirken, hat unsere Arbeit getragen. Und ich glaube, daß alle Gäste sich wohlgefühlt haben, wenn sie im Lübecker Rathaus saßen, ein Schauspiel am Abend auf dem Markt, ein Nachtkonzert in der Marienkirche, Ausflüge nach Travemünde, Geselligkeitsabende in der Gemeinnützigen Gesellschaft erlebten.

Später luden wir skandinavische Gelehrte und Künstler zu Vorträgen nach Deutschland ein. Eine Zeitschrift »Der Norden« vermittelte dem interessierten deutschen Publikum Vorgänge aus den nordischen Staaten, und eine Korrespondenz förderte auch die wirtschaftlichen Beziehungen. Das alles wurde mir im Nürnberger Prozeß auch als Teil einer »Verschwörung« zur Last gelegt.

1937 erhielt ich als Erster den neuen »Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft« auf dem Parteitag verliehen. Goebbels mußte dies mit innerer Wut, aber äußerer Beherrschung unter dem nicht endenwollenden Beifall der gesamten Parteiführerschaft bekanntgeben. Mit diesem Preis hatte es folgende Bewandtnis, die ein Stück geschichtlicher Psychologie in sich birgt und zu den Kriegsursachen beigetragen haben mag:

Das Nobel-Komitee hatte 1936 den Friedenspreis Karl von Ossietzky zugesprochen, dem in Haft befindlichen ehemaligen Herausgeber der weitverbreiteten Zeitschrift »Die Weltbühne«. Das war eine bewußte Herausforderung des Reiches, dazu bestimmt, den Kampf gegen uns nicht einschlafen zu

lassen. Denn über Ossietzky wußten die andern ebenso gut Bescheid wie wir. In der »Weltbühne« wurde bis 1933 alles,was irgendwie den Deutschen heilig sein mußte, mit Kot beworfen. Vor allem durch den besonders hervorgehobenen radikalen Hauptmitarbeiter Dr. Kurt Tucholsky (der unter fünf verschiedenen Namen arbeitete). Hier wurden die deutschen Soldaten »professionelle Mörder« genannt; von der Germania hieß es, sie sei die Jungfrau, die mit jedem bis zum Feldwebel abwärts gehurt habe; doof sei doof – und deutsch sei deutsch, da hülfen keine Pillen. Es wurde erklärt, der Soldat könne auch nach vorne fliehen, die Zeitschrift nehme sich das Recht, jedes Vergehen gegen den Versailler Vertrag in ihren Blättern bekanntzugeben.

Als auf Befehl der Dritten Internationale ein Proteststurm gegen das Todesurteil über die Raubmörder Sacco und Vanzetti in den USA entfacht wurde, erklärte die »Weltbühne«, wenn einst das sich erhebende Proletariat alle Justizpaläste in Trümmer legen werde, dann würden die Namen Saccos und Vanzettis auf Goldgrund gemalt werden – wie vormals die Namen der christlichen Märtyrer.

So trieb man es vierzehn Jahre lang. Schließlich wurde selbst in der Weimarer Republik Ossietzky als Herausgeber wegen erwiesenen Landesverrats zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt, in dem er bei der nationalsozialistischen Machtübernahme noch saß. Einem solchen, im Volk dauernd Haß säenden Landesverräter den Friedens-Nobelpreis zuzuerkennen, war eine Herausforderung des Deutschen Reiches. Der Führer verbot deshalb allen Deutschen die Annahme eines solchen Preises und stiftete den »Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft«.

So kam es zur Verleihung in Nürnberg. Zugleich erhielten diesen Preis W. Filchner, Geheimrat Bier und Geheimrat Sauerbruch.

Ich saß mit den Parteigenossen später zusammen, als Lohse zu mir sagte: »Jetzt sind Sie wieder ganz vorne.« Es war ja kein Geheimnis, daß die an der staatlichen Maschinerie operierenden leitenden Persönlichkeiten ihren eigenen Wünschen folgten und nicht meinen oft geäußerten Zielen, die sie nicht als amtlich verpflichtend betrachteten. Daran änderte sich übrigens auch nach der Verleihung nichts; man machte im Gegenteil sehr beflissen von den gegebenen Möglichkeiten, mich fernzuhalten, Gebrauch.

Als die Frage der Ostverwaltung an mich herantrat, dachte ich an Lohse als möglichen Reichskommissar für das Baltikum; Lübeck verband eine alte Tradition mit Riga und Reval. Lohse selbst schien mir behäbig genug, um dort nichts zu überstürzen, und auch das persönliche Verhältnis schien eine gute Zusammenarbeit zu sichern. »Ich will nichts anderes sein als Dein politisches Echo«, betonte er, sicher ehrlich und in bester Absicht. Aber bald wollte er, unter Einfluß einer Gruppe von Personen, alles besser wissen. Die manchmal berechtigte Kritik an einigen Verwaltungsrichtlinien des Ost-Ministeriums wurden zum Anlaß zunächst einer Dauerabwehr gegen Dr. Meyer, dann, von

Koch unterstützt, auch gegen mich. Die alte Tendenz der Territorialgewalt gegen die Zentrale setzte auch hier ein. Aber das alles ist ja nicht wesentlich. Das Ostland wurde im Grunde nicht schlecht verwaltet, und als ich Lohse Ende April 1945 in Flensburg wiedersah, begruben wir, was zwischen uns gestanden hatte. Ich besuchte ihn noch auf seinem schönen Hof. Er lag auf einer Bodenwelle bei Eckernförde, und man blickte von dort in das weite schöne Land hinaus. Ein großes Wohnhaus stand geräumig neben den vollen Ställen, ein Sitz für Lohses Sohn, der wieder Bauer werden sollte wie sein Großvater. Lohse hatte den Hof auf Kredit erworben und zahlte jährlich ab. Es war nicht leicht, aber er hoffte es zu schaffen. Sein blonder kleiner Junge lief lachend herum. »Wofür ist das alles nun gewesen?«, sagte Lohse trübe.

Auf der »Patria«, auf der wir in Flensburg ein paar Tage verbrachten, sahen wir uns zuletzt. Er hatte nicht die Absicht, sich den Engländern zu stellen, sondern wollte wohl im Lande irgendwo untertauchen. Ich hörte später, man hätte ihn gefunden und in einem Lager untergebracht. Aber während von anderen Gauleitern noch ab und zu etwas durchsickerte, wir diese sogar selbst sahen, ist von Hinrich Lohse keine Nachricht mehr gekommen. Ist er an die Sowjets ausgeliefert worden? Oft denke ich mit Schrecken dann an sein Schicksal.

Von der Familie Lohse war zu hören, die Besatzung hätte sie vom Hofe vertrieben . . .

Eggeling und Weigelt

Eine der nobelsten Gestalten unter den Gauleitern war Eggeling, Halle-Merseburg. Ein schlanker, formvollendeter Mann, untadelig in seiner Gesinnung, schmaler Schädel, fast weißhaarig mit lebhaften, hellbraunen Augen, Offiziershaltung, Landwirt von Beruf.

Angeregt von der Atmosphäre der alten Universität Halle, bemühte er sich, das wissenschaftliche Interesse allgemein zu fördern, darin besonders unterstützt durch den Oberbürgermeister Dr. Weidemann und durch den langjährigen Rektor Prof. Weigelt. In der Enttäuschung über das Erziehungsministerium war Eggeling öfters bei mir und bat mich, gleichsam ein gewisses Protektorat für die Universität zu übernehmen. Eggeling gründete die Hallische Wissenschaftliche Gesellschaft, stiftete einen Preis auf meinen Namen.

Ich sagte ihm, er solle im Ministerium selbst offen über seine Bitten sprechen, unter Umständen könnten der Universität nur Ungelegenheiten aus ihren Bemühungen erwachsen. Er tat das auch. Darauf baten mich die Dekane aller Fakultäten, der Universität Halle doch eine besondere Förderung zuteil werden zu lassen. Ich solle jedes Semester mit einer Rede eröffnen. Das wäre für mich eine Neubelastung gewesen, und das Versprechen konnte ich nicht

geben. Aber immerhin habe ich in der Aula mehrere Vorträge gehalten: über Wissenschaft und Glaubenslehre, über die Lebensphilosophie von Klages u. a.

Als ich vorläufige Außenstellen der künftigen »Hohen Schule« errichtete, verlegte ich eine nach Halle: die für Religionswissenschaft[8]. Diese sollte einst zwei Probleme exakt erforschen und darstellen: eine Geschichte der deutschen Frömmigkeit, ohne diese an die Theologie zu binden, d. h. den Mönch Gottschalk ebenso wie Nicolaus Cusanus, Paracelsus bis Goethe und Lagarde zu würdigen. Dann: die Entstehung des Christentums in der hellenistischen Welt.

Die Handbibliothek wurde nach und nach gekauft, eine Zeitschrift übernommen und unter dem Titel »Religionswissenschaft« neu herausgegeben, bis auch das mit allem andern versank.

Rektor Prof. Weigelt war Ur-Geschichtsforscher. Er zeigte uns sein Museum mit den Funden von Krokodilnestern aus dem hallischen Boden. Er sah die Welt mit anderen Zeitmaßen. Schwerkriegsbeschädigt, hielt er sich doch stets aufrecht und war eine jener unbedingten Naturen, wie ich sie nicht oft getroffen habe.

In der Beurteilung einer in manchem unglücklich verlaufenen Parteientwicklung waren Eggeling und ich uns einig, aber er hielt sich, seiner Natur gemäß, in wertenden Ausdrücken sehr zurück. Ende 1944 folgte ich seiner Bitte, zu Offizieren und Soldaten in einer Flughalle über den europäischen Gedanken zu sprechen. Ich wunderte mich beim Durchfahren der Stadt, diese trotz so vieler Angriffe auf die Leuna-Werke fast unversehrt zu finden. Als ich Halle verließ, war das der letzte Händedruck, den ich mit Eggeling wechseln konnte.

Es war vom Führerhauptquartier der Befehl ergangen, daß jeder Gauleiter seine Stadt zu verteidigen habe. So furchtbar das in einem solchen Kriege war, noch wurde dieser Befehl durchgeführt, und unwiederbringliche Verluste an Kulturgütern waren die Folge. Vom Gau Eggelings hörte ich noch, sein stellvertretender Gauleiter sei an das FHQ herangetreten mit der Frage, ob man sich nicht aus der Stadt absetzen solle. Er sei daraufhin aus der Partei ausgeschlossen worden. Eggeling selbst fiel dann – als erster Gauleiter – im Straßenkampf in seiner Gaustadt Halle – eine in sich geschlossene, untadelige Persönlichkeit.

Ich bedaure, daß ich nicht manchmal ein paar Tage bei ihm geblieben war. Erst am Abend beginnen die Konventionen zu fallen, in der Dämmerung schmelzen auch bei zurückhaltenden Menschen die Vorbehalte ihrer Natur. So bestand zwischen Eggeling und mir mehr Achtung und Vertrauen als jenes rein menschliche Gefühl, das mich mit Röver verbunden hatte. Aber auch das war eine Form der tiefen, sachlichen Kameradschaft.

An Eggeling habe ich immer gedacht, wenn das Negative sich breit zu machen begann. Er starb für das Reich, wie er für Deutschland gelebt hatte.

Mit den Gauleitern des Westens war das Verhältnis weniger persönlich. Nur bei Bürckel empfand ich jenes Gefühl gegenseitigen Verständnisses, das über eine gute Zusammenarbeit noch hinausging. In ihm war die »besonnte Erde«, die »eingefangene Sonne«, der Wein lebte in seinem spritzigen, überschäumenden Wesen. Bürckel paßte zwischen die Bauern seiner Weinberge hinein – ein Mann der schicksalsbedrohten Westmark des Reiches. Überall in seinem Gau standen Burgen als Ruinen, Zeugen des vielhundertjährigen Mélacismus, der das Deutschtum bedrohte und symbolisch auch aus der Schloßruine von Heidelberg spricht. Ein schönes, sonniges Land, in dem man aber geboren sein muß, mir nicht so innerlich zugetan wie die Häuser und Menschen Westfalens.

Bürckel blieb die ganzen Jahre hindurch der einfache Mann, der er in der Kampfzeit gewesen war. Er liebte es sogar, das besonders zu betonen.

Höhepunkt seines Wirkens war die Abstimmung im Saargebiet, die 98 % für das Reich ergab. Eine wunderbare Stimmung, als in Saarbrücken dieser Sieg des Deutschtums gefeiert wurde – gegen jene Schikanen, die sich die Verfasser des Versailler Diktats auch gegenüber dem Saargebiet ausgedacht hatten. Damals legte die französische Delegation eine lange Liste mit Unterschriften vor mit der Behauptung, daß es im Saargebiet 150 000 Franzosen gäbe. Daraufhin wurde das Land den Franzosen zur Ausbeutung übergeben mit der Festlegung einer Abstimmung nach 15 Jahren. Obgleich später der Nachweis einer Fälschung jener Unterschriften erbracht wurde, änderte dies am Schicksal des Saargebietes nichts. Ein Zeichen mehr für den Geist, der so viel Unheil über die Welt heraufbeschworen hatte und noch viel größeres Unglück für alle Völker bringen sollte.

Auf Reichs- und Gauleitertagungen haben wir stets herzlich miteinander gesprochen, und bei aller sicher nicht jedem angenehmen Unbekümmertheit sprach aus Bürckel das ungebrochene Land, Abneigung gegen alle krummen Wege des Propagandaapparates, saftige Kritik an manchen Erscheinungen des auch durch uns nicht überwundenen »Asphalts« der Reichshauptstadt.

Dann sah ich ihn nochmals in Wien, wohin er berufen worden war, um die organisatorischen Aufgaben des Anschlusses zu leiten und zu überwachen. Hier kam er in komplizierte Verhältnisse; man warf ihm Intrigen gegen Seyß-Inquart vor, Unverständnis gegenüber der Wiener Psyche usw. Ich kann darüber nicht urteilen, glaube aber wohl, daß der Mann der Weinstraße nicht in die Diplomatentradition Wiens und die ehrgeizbeladenen Bestrebungen dieser Zeit nach dem ersten Freudenrausch hineinpaßte. Als ich mit ihm in einem kleinen Lokal in Baden bei Wien einen Abend verbrachte, war er müde, aufgerieben. Es war dann richtig, daß er wieder zurückging.

Auf dem Höhepunkt des Krieges starb er an Herzschwäche, wie es hieß, nach einer furchtbaren Erregung über das Vorgehen Bormanns. Diesem glaubte er vorwerfen zu müssen, ihm einen stellvertretenden Gauleiter aufgezwungen zu haben, mit dem Zweck, Bürckel zu überwachen und die Diktatur der Partei-Kanzlei zu stärken. In seinen letzten Fieberdelirien saß er aufrecht auf seinem Bette und hielt Reden, deren Inhalt stets der feste Glaube an den Sieg Deutschlands war. Er starb nach nur dreitägiger Krankheit.

Ich hörte dies alles in Neustadt, wohin ich gefahren war, um im Auftrage des Führers die Gedächtnisrede zum Staatsbegräbnis zu halten. Ich hatte nie mit dem Führer über mein Verhältnis zu dem einen oder anderen Gauleiter gesprochen, aber offenbar hatte er Berichte darüber erhalten. Er verfügte übrigens über seelische Antennen sehr feiner Art und wußte z. B. bei mir, wenn ich zu einer Sache schwieg, daß ich sie ablehnte, tiefer als wenn ich darüber debattiert hätte.

So kam ich denn am Morgen an, sprach der Witwe mein Beileid aus und erlebte gleich darauf einen Luftangriff. Von einer Anhöhe aus sah ich ein blitzendes amerikanisches Bombengeschwader gänzlich ungestört über Neustadt hinwegbrausen. Wenige Kilometer abseits wurden der Flugplatz und das Nachbardorf angegriffen. Rauchwolken und große Feuerzungen zeigten uns die Wirkung. Ob der Angriff uns gegolten hatte? Dann flogen die Bomber ruhig in geschlossener Formation zurück.

Nun war auch dieser Kamerad von uns geschieden. Er und Röver starben mitten im Kampf, im vollen Glauben an die gute Sache und an den Sieg des Reiches. Unser Schicksal ist ihnen erspart geblieben.

Die Nacht verbrachte ich im stillen unberührten Heidelberg. Melancholisch wanderte ich mit meinem Begleiter die enge Stiege zum Schloßpark hinauf.

Hier war ich in glücklicher Zeit einmal beim ersten Autoausflug mit meiner Frau gegangen. Im Hof hörte ich an einem wunderbaren Abend hier die Neunte Symphonie.

Dann im Zug nach München. Es war trübe; bei klarem Wetter wurden die Züge oft von feindlichen Tieffliegern angegriffen. In Augsburg großer Halt, Einfahrt nach München gesperrt: Am Mittag war Großangriff gewesen! Wir erhielten von der Partei ein Auto und fuhren los. Aber: gesprengte Straßen, verwirrte Drähte der Straßenbahn, hohe Steinhaufen, gänzliches Dunkel. Nach vielen Umwegen tasteten wir uns durch die Stadt. Wo früher Straßen waren, lagen jetzt nur Schutthalden zur Rechten und zur Linken. Auch das Regina-Hotel schwer mitgenommen. Das alte schöne München! Ich sah es am nächsten Morgen: schwer verwundet. Sprach in dienstlichen Dingen F. X. Schwarz, dann ging es nach Berlin zurück.

Das war der Abschied von Bürckel, der für Deutschland so wie Amann, Sauckel und andere einen Sohn an der Front verloren hatte.

Mit Simon (Koblenz) und Grohé (Köln) verbanden mich durchaus Sympathien, ohne jedoch so herzlich zu werden wie bei den andern Genannten.

Florian in Düsseldorf suchte ehrlich meine Kameradschaft, und ich habe sie stets ungetrübt mit ihm gepflegt. Er stand im Dauerkampf mit dem Regierungspräsidenten, der trotz seiner Forderung nicht ausgewechselt wurde. Seinen Gram darüber hat Florian nicht selten im Alkohol ertränken wollen, was ihm aber nicht ganz gelang. Gern bin ich im großzügigen Düsseldorf gewesen und habe dort mehrfach Vorträge gehalten.

Von Gauleiter Florian hörte ich im April 1945 eine Ansprache im Rundfunk. Danach war er in Gefangenschaft geraten, aber entflohen und stehe jetzt wieder auf seinem Posten als Verteidiger Düsseldorfs. – Später erfuhren wir, die Anglo-Amerikaner hätten ihn erneut gefangen und erschossen[9].

Nachdem er erlebt hatte, daß ein Sohn als Flieger halbverbrannt über seiner Stadt abgeschossen worden war, setzte er nochmals sein Leben ein im Kampf um eine große Idee, der wir alle gedient hatten.

Robert Wagner

Je tiefer ich mir durch diese Zeilen Rechenschaft über Mitkämpfer aus versunkener Zeit abzulegen versuche, umso bewußter wird mir, wie fest gerade das gute Verhältnis zu vielen, zu sehr vielen Gauleitern gewesen ist. Der von Baden, Wagner, hatte einst als Leutnant die Erhebung des 9. November 1923 mitgemacht und war auch später der Bewegung treu geblieben. Er war zurückhaltender als alle anderen Gauleiter, ein schmaler und gutgeschnittener Kopf, wortkarg, aber, so glaube ich, innerlich lebendig und glühend.

Karlsruhe blieb mir als Stadt fremd, umso mehr empfand ich nach, was jene gefühlt hatten, die einst in Straßburg waren. Hier war Wagner während des Krieges Chef der Zivilverwaltung. Er bewohnte das alte Statthalterpalais, wo ich mit ihm und seiner sympathischen Gattin allein in einem großen Saal Kaffee trank. Dann sprach ich in einer gewaltigen Halle – wie im alten Reich. Nachher Vorbeimarsch – als ob hier seit Jahren eine NSDAP bestanden hätte. Es wird behauptet, alles sei zwangsweise geschehen; ich weiß es nicht. Daß die Elsässer nicht alle Deutschland liebten, ist sicher, die Härte des Krieges war auch nicht dazu angetan, Gefühle der Sympathien zu stärken. Kleinliche Maßnahmen, von denen hier im Prozeß vieles berichtet worden ist, mögen die Stimmung verschlechtert haben; aber es war eben doch trotz aller Französisierung urdeutsches Land.

Wir fuhren zur Königsburg hinauf, der mächtigen, allerdings stark restaurierten Hohenstaufen-Veste. Ich sah wahre Kleinodien deutscher mittelalterlicher Städtebaukunst, war auch in Kolmar. Dort führte mich der neue

Oberbürgermeister in einen von gotischem Kreuzgang umgebenen Hof, eine wundervolle Stille und Harmonie. Wenn man sprach, tönte jedes Wort klar durch diesen hoch umfriedeten Raum. Mit merkbarer Freude erzählte mir der Bürgermeister, er habe jetzt in Kolmar nicht nur für ein Schauspiel, sondern auch für eine Oper gesorgt, mitten im Kriege eine Sorge der »Hunnen«!

Und doch gleich daneben, das sehe ich auch heute klar, Heinrich Himmlers Polizei. So kann eine große Idee in einer Generation in sich selbst zerstört werden. Als ich am Abend Straßburg verließ, heulten die Sirenen, der erste größere Angriff. Ob ich den Straßburgern diesen Überfall gebracht hatte?

Robert Wagner wurde später von den Franzosen gefangen genommen, zum Tode verurteilt und erschossen.

Die Mélacs sind unbestraft durchs Leben gegangen.

Jakob Sprenger

Jakob Sprenger in Frankfurt a. Main hat es schwer gehabt. Nimmermüde hat er gekämpft und kam dann nach Peter Gmeinders Tod (1931) an die Spitze des Gaues, eine Persönlichkeit unmittelbar praktischer Natur, kantig und gutmütig zu gleicher Zeit. Er legte besonderen Wert auf weltanschauliche Schulung und bat mich, doch öfters in seinem Gau zu sprechen. Dann hörte ich, er habe nun selbst die Beamten zusammengerufen und ihnen deutlich die nationalsozialistische Weltanschauung »beigebracht«.

Ich ahnte ungefähr, wie das abgelaufen war und welche innere Reaktion bei den Eisenbahnpräsidenten, Staatsanwälten usw. die notwendige Folge gewesen sein mußte. Hier zeigte sich eine Schwierigkeit, die nicht nur beim ehrlichen Sprenger festzustellen war: ein Unvermögen, das notwendige Zeitmaß geistiger Entwicklungen abzuschätzen, und die Neigung, durch zu große Vereinfachung den Wahrheitsgehalt einer Weltanschauung zu gefährden.

Das Gerede aus Kreisen um Dr. Goebbels über die »Intellektuellen« war in dieser verallgemeinerten Form ein ebenso großer politisch-menschlicher Fehler wie die Tatsache, daß der Führer zwar Künstler des Theaters gern bei sich sah, aber das wahrhaft geistige Deutschland nicht symbolhaft zu sich zu Gaste lud.

Aus dem genannten Grund wurde Sprenger sicher vielfach herb kritisiert; aber ich selbst kann mich auch hier nur mit Dankbarkeit der mir entgegengebrachten Kameradschaft erinnern. Gleich Bürckel schickte er mir zu jedem Weihnachtsfest einen kleinen Gruß »eingefangenen Sonnenschein«. Meinen Plan der Errichtung einer Außenstelle der »Hohen Schule« in Frankfurt haben er selbst und der Oberbürgermeister sofort lebhaft aufgegriffen und mich tatkräftig unterstützt. Zu Weihnachten 1943, als mein Haus in Berlin zertrümmert worden war, lud er mich ein, die Feiertage auf einem Schloß bei den

Vogelsbergen zu verbringen. Hinter diesen dicken Mauern habe ich mit meiner Frau und Tochter dann einige stille Tage verbracht, freundlich von der Verwaltung betreut und ohne Sirenengeheul in der Nacht. Nur manchmal hörten wir das Dröhnen in der Luft von Geschwadern, die über uns hinweg nach Osten flogen.

Einst fuhren wir auf die Steckelburg, um dort Ulrichs von Hutten zu gedenken. Es war für mich ein merkwürdiges Gefühl, inmitten des zerfallenen Gemäuers zu sprechen, dort, wo einer geboren worden war, der zu den Unbedingten unter den Deutschen gehörte, zu denen, die ihren Antrieb Deutschland nannten und das Ziel auch. Ihm habe ich mich immer verwandt gefühlt, als ich erlebte, wie er seiner ihm fremd gewordenen Welt den Fehdehandschuh hinwarf und, von innerer Wahrhaftigkeit getragen, mit den Augen auf Deutschland und mit dem letzten Federzug diesen Namen schreibend, sein Leben beschloß. Wer hörte ihn nach seinen ersten Triumphen, wer nach dem Tode Sickingens? Er schien versunken, bis eines Tages doch ein neues Deutschland sich zu regen begann und Ulrich von Hutten, wieder Kräfte spendend, auferstand, um eine Großmacht in der deutschen Geistesgeschichte zu werden.

So dachte ich, als ich mit Sprenger in die Burg einfuhr, und sprach auch in diesem Sinne. – Die Rede wurde später gedruckt. Es ist für mich immer ergreifend gewesen, großer Deutscher gedenken zu dürfen: Fichte, Kant, Kopernikus, Hölderlin, Schopenhauer, Lagarde.

Später habe ich den Kameraden Sprenger nur noch selten gesprochen. Hier hörten wir, er habe sich das Leben genommen.

Murr und Schmidt

Mit Murr in Stuttgart habe ich weniger enge Beziehungen gehabt. Ein stiller, versponnener Mensch, aber von altschwäbischer Zähigkeit. Er machte auf mich immer den Eindruck eines Schulmeisters hinter seiner Brille und mit der bedächtigen, leicht belehrenden Stimme. Unermüdlich aber ist er im Kampf gewesen, und seine lebhafte Frau erzählte mir, wie sie in diesen Jahren alles vom Gehalt Entbehrliche sofort an jedem Ersten des Monats abzweigten, um es für die Parteiarbeit einzusetzen, wie sie bis spät nachts gestickt und gearbeitet habe, um arme SA-Männer auszustatten. Später wohnten sie in einem Einfamilienhaus inmitten so vieler, die in dem schönen Hügelgelände um Stuttgart stehen. Dort fand ich – es war im Kriege – Murr sehr still geworden: Auch er hatte seinen Sohn verloren.

In der großen Halle Stuttgarts habe ich zur SA gesprochen, als sie nach der Röhm-Revolte ihre schwere Krise hatte. Die anständigen Männer waren ja nicht daran schuld, nicht sie hatten Röhm eingesetzt, sondern Adolf Hitler tat dies, um ihn der SA aufzuzwingen, und zwar nach Kenntnis von

Röhms Laster (oder Krankheit), das er aus Südamerika mitgebracht hatte. Er war dadurch ebenso verändert, wie die Abneigung gegen ihn wuchs. So brauchte die SA eine moralische Stärkung. Es empörte mich, daß so viele jetzt von ihr abrückten, und deshalb habe ich mich für ihren guten Namen eingesetzt und mich bemüht, sie nach meinen Kräften innerlich wieder aufzurichten. Ich hielt Vorträge nur vor den SA-Männern und -Führern im Berliner Sportpalast, in Nürnberg, Hamburg, Paderborn, Stuttgart und anderen Städten.

Schwaben ist ein glückliches Land. In der Mischung zwischen Bauerntum und Industrie, in der guten Ausgewogenheit seiner landwirtschaftlichen Verhältnisse, weltoffen in seinen führenden Schichten, zäh beharrend in seinen Bauern, hat es sich schnell eine Stellung erkämpft und gesichert. Die Geschichte der schwäbischen Siedlung in aller Welt wurde oft beschrieben, ist aber durchaus nicht in das allgemeindeutsche Volksbewußtsein eingedrungen. Schwaben von Bessarabien bis zum Kaukasus (einst ausgewandert, um den sicheren Weltuntergang beim Berge Ararat zu erleben), Schwaben in den Vereinigten Staaten, eine blühende kleine Siedlung in Palästina; Schwaben die Hohenstaufen und Welfen, und auch die Hohenzollern waren dieser Herkunft; große Dichter, kühne Erfinder – von Schiller und Hölderlin zu Zeppelin und Benz; Schwaben aber auch als gründliche Handwerker und Mechaniker, zahlreich in der deutschen Kriegsmarine vertreten; schließlich als Sektierer, Prediger, die eine ganze Lebensführung aus Worten alttestamentlicher orientalischer Propheten ableiteten, um Gott zu dienen. Sie entfalteten überall ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, draußen wie auch in den Dienststellen. »Ihr seid eine richtige eigene Freimaurerei«, habe ich oft zum stellvertretenden Gauleiter Schmidt aus Stuttgart gesagt, als er für mich die Parteiaufgaben in den Ostgebieten bearbeitete.

Auf ihren großen Beitrag zur deutschen Geschichte sind die Schwaben mit Recht stolz und bringen das häufiger zum Ausdruck. Um sie etwas zu ärgern, habe ich dann manchmal gesagt: »Ja, das war einmal, einst schenktet Ihr Deutschland die Hohenstaufen, jetzt die Erzberger und Groener.« Damals gab es saure Gesichter. Es war aber als ein Scherz unter Kameraden gemeint.

Im Deutschen Auslands-Institut wurde das Schicksal des gesamten deutschen Volkstums in aller Welt aufgezeichnet. Ich habe mir den Aufbau durch einen der Leiter – meinen baltischen Landsmann Dr. Geist – erläutern lassen, aber mir leider nicht die Zeit genommen, mich ganze Tage in dieses großartige Kulturwerk zu vertiefen, das mit Recht in Stuttgart beheimatet war, der Stadt des Auslandsdeutschtums. Es schien mir denn überhaupt ein guter Gedanke zu sein, einige wichtige Aufgaben vornehmlich in die Hand einer Stadt zu legen: zur Beteiligung an Reichsinteressen und als Gegenmaßnahme gegen die Gefahr einer zu großen Zentralisierung des Lebens in Berlin.

Auch für Stuttgart hatte ich eine Außenstelle der künftigen »Hohen Schule« vorgesehen: die für Biologie und Rassenkunde. Ihre Aufgabe sollte weniger

eigene ausweitende Forschung sein als vielmehr zunächst die Herstellung eines Handbuches für diese Probleme, das dann stets auf der Höhe zeitgemäßer Wissenschaft zu halten wäre. Ich hatte für diese Aufgabe mit Absicht eine süddeutsche Stadt gewählt, weil die eingeführte Rassebezeichnung »nordisch« bei manchen Rednern einen schematisch, geographischen Sinn angenommen hatte, gleichsam die Errichtung einer geistigen »Mainlinie« von Norden her. Diese Bezeichnung hatte Gefühle wachgerufen, die Nietzsche einst als »Ressentiments« bezeichnete. Das war gänzlich ungerechtfertigt und ungerecht. Zwar sind sicher viele entscheidende Tugenden der nordischen Rasse eigen, aber viele auch den anderen Rassen, die die Völkerfamilie Europas mitgeschaffen haben. Außerdem reicht ja die »nordische« Rasse bis weit in die Lombardei hinunter, ist ein verbindendes Ferment in allen deutschen Stämmen. Nationalgeschichte darf man nicht einfach vom individuellen Habitus aus betrachten. Die Arbeit der Außenstelle in Stuttgart sollte solchen Gefahren geistig entgegenwirken. Murr war sehr entgegenkommend, es wurde ein Haus gekauft, eingerichtet, eine Handbibliothek besorgt, bis auch dieses Unternehmen wie alle anderen zusammenbrach.

In Schwaben besuchte ich auch die vorgeschichtlichen Ausgrabungen bei Buchau, die mein Mitarbeiter Professor Reinerth durchführte, und Unter-Uhldingen, wo er eine Ursiedlung am See nachgebildet hatte. Tübingen besaß eine sehr schöne vorgeschichtliche Sammlung, Funde, die auf 30 000 Jahre beziffert wurden und einen verblüffend sicheren Naturalismus zeigten. In Meersburg sah ich die ehrwürdigen Mauern aus Dagoberts Zeiten bis zu jenen Zimmern, in denen die Droste einst wohnte. Ravensburg war einst ein Zentrum oberdeutschen Handels (von dem der schöne Roman »Der junge Herr Alexius« in romantisch-phantasievoller Form Kunde gibt), aber früher auch die Stammburg des Welfengeschlechts.

So manchen biederen Schwaben habe ich in seinem Lande gesprochen, später aber das Phänomen bestaunt, wie zahlreich sie in den Reichsstellen in Berlin vertreten waren, immer unternehmungsfreudig und zäh, mit jenem kleinen Reservat der Seele aber, das ich – als »Fremder« – immer wieder glaubte feststellen zu können.

Murr und seine Frau nahmen sich 1945 das Leben.

Wahl und Schemm

An Württemberg grenzte Bayern mit mehreren Gauen, auch Schwaben mit Augsburg, geführt von Wahl. Ein stiller, bescheidener Mensch, wie ich glaubte, auch unverändert nach der Machtübernahme, die für so viele eine gefährliche Verlockung dargestellt hat. Seitdem wurde, beginnend mit Himmlers Polizei, die Bewegung in eine Richtung gedrängt, die genau umgekehrte Ergebnisse zeitigte, als wir sie angestrebt und zum Teil auch verwirklicht hatten.

Gauleiter Wahl bewohnte ein kleines Einfamilienhaus in Augsburg. Ich sah ihn selten, aber ich weiß, daß uns beide nur Gefühle der Sympathie füreinander bewegten. Im Kriege sprach ich einmal – als Letzter vor der Zerstörung – vom Balkon des Goldenen Saales. Mit diesem fiel ein Juwel deutscher Kunst und deutschen Kunstgewerbes in Trümmer, wie das ganze Augsburg, einst der Stolz einer großen Zeit.

In Bayreuth wirkte lange Hans Schemm. Ein ausgesprochen schöner Mann, von den weiblichen Zuhörern seiner Reden besonders geschätzt. Er war Lehrer und stand im Banne des Festspielhügels, besonders, wie ich 1924 feststellte, des »Parzival«, ein reiner, idealistischer Mensch, den ich stets achtete, ohne in nähere persönliche Beziehungen zu ihm getreten zu sein. 1935 wurde er bayerischer Kultusminister und schlug einen bewußt christlichen Kurs ein. Sein altes Wort: »Unsere Politik ist Deutschland, unsere Religion ist Christus« war achtenswert, in der amtlichen Betonung ging dies aber durchaus über die zugestandene Toleranz hinaus. Ich will aber an dieser Stelle unterstreichen, daß ich Schemm nie Vorhaltungen gemacht habe, ihm selbstverständlich seine Gewissensfreiheit einräumte, wie ich die meinige verteidigte. Eine Umgestaltung erwartete ich erst nach einer im Innern vor sich gehenden Willens-Umkehr. Das war nicht eine Frage von Jahren, sondern von Generationen[10]. Warum der Führer das Steuer durch die Heydrichs herumwerfen ließ, bis dann Druck und Gegendruck nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren, das wird vielleicht erst die Zukunft enthüllen.

Ursachen zu einer geistigen und politischen Abwehrstellung waren allerdings genügend vorhanden. Ich denke hierbei nicht einmal an die Beteiligung des Zentrums an der Novemberrevolution, nicht an die separatistische Tätigkeit des Chefs dieser Partei (Prälat Dr. Kaas); mich haben gewisse Worte viel tiefer berührt, weil sie den Untergrund der innersten Haltung selbst aufzeigten. Auf dem Katholikentag in Konstanz 1923 hieß es: »Der Nationalismus ist die größte Häresie unserer Zeit«, eine Parole, die später oft wiederholt wurde, und zwar in einer Zeit, in der der polnische Super-Nationalismus gerade von den Priestern aufs äußerste gegen Deutschland getrieben wurde. Ein anderes Wort schrieb der Herausgeber der in bayerischen Schulen verteilten »Allgemeinen Rundschau«, Dr. Mönius, in seiner Schrift »Paris, Frankreichs Herz«: »Katholizismus bricht jedem Nationalismus das Rückgrat«. Eine bewußte Lüge angesichts Polens oder Spaniens. Welche Anwendung auf Deutschland hier gemeint war, ergab sich aus der Erläuterung, daß der katholische Volksteil wie ein »Pfahl im Fleische« sitze und die »Bildung eines Nationalstaates« verhindere.

Aus diesem Geist heraus wurde bei aller katholischen Universalität dem Abt Schachleitner das Reden und Messelesen verboten, dem toten katholischen Gauleiter Gmeinder das kirchliche Begräbnis verweigert. 1933 hob Kardinal Faulhaber die Verbote Schachleitner gegenüber auf. Dieser war Mittelpunkt

einer Verehrung geworden und wurde nach dem Lesen der Messe feierlich und symbolisch von SA-Männern begleitet. Der »VB« veröffentlichte ein solches Bild und teilte die Verfügungen von Schemm an die Lehrerschaft über die Bewahrung christlichen Geistes im Unterricht mit.

Eine spätere Zeit wird meines Erachtens beim tieferen Erforschen folgende Entwicklungsstadien der Katholischen Kirche feststellen: 1. Abkehr von den tieferen Nöten des deutschen Volkes, 2. Triumph über die Schwächung des germanischen Wesens im Deutschen, 3. Taktischer Rückzug 1933, 4. Wunsch, durch märtyrerschaffende Opposition als »verfolgte Kirche« wieder Anhängerschaft zu gewinnen.

Das ist gelungen, weil man auf staatlicher Seite keine entsprechende Selbstbeherrschung übte und nach Abschluß des Konkordats die Exekutivgewalt auch hier nicht erneuerte. Bei allem volklichen Recht fehlte es an staatspolitischer Lenkung der Kräfte.

Schemm verunglückte etwa 1936 bei einem Flugstart tödlich.

Dr. Hellmuth

Im sonnigen Mainfranken regierte der Gauleiter Dr. Hellmuth. Auch er kam aus einem Beruf, der alles andere war als eine Vorbereitung zu politischer Tätigkeit; er praktizierte in Würzburg als Zahnarzt. Hier wie überall im Reich erlebten wir die gleiche Erscheinung, daß die «erfahrenen» Politiker sich als unfähig erwiesen, einen neuen Gedanken zu denken und einen neuen Volkswillen zu bilden. So wurden diese Kräfte eben in anderen Herzen geboren, in den Herzen von Architekten, Technikern, Offizieren, Arbeitern, Bauern, auch in Vertretern des jungen Adels. Und ein Hohenzollernprinz wurde ebenfalls in aller Unbefangenheit aufgenommen.

Nähergetreten bin ich Hellmuth erst nach 1933, aber ich sah, daß er mir offenbar ein großes Verstehen entgegenbringen wollte. Ich hatte keine Ursache, dies zurückzuweisen, und aus dieser Zeit stammte ein gutes echtes Gefühl zwischen uns. Er lud mich zu seiner Hochzeit ein. Als ich zusagte, stellte ich beim Eintreffen fest, daß ich Trauzeuge sein sollte. Nun hatte ich bisher alle Patenschaften und ähnliches abgelehnt. Oft erhielt ich Briefe, ich solle Pate sein beim 5. oder gar 10. Kinde eines Parteigenossen im Lande. Ich lehnte das aus bestimmtem Grundsatz ab, schickte ein Buch mit Widmung und einen größeren Geldbetrag zur ersten Ausstattung des neuen Erdenbürgers. Also sagte ich auch Hellmuth zunächst ab, was ihn aber so peinlich betrübte, daß ich dann doch zustimmte mit seinem Versprechen, das nicht etwa in der Zeitung zu veröffentlichen.

Ich bin später häufiger nach dem schönen Würzburg gefahren, das so reich ist an geschichtlichen Erinnerungen und Kämpfen: Bauernaufstand und Hen-

kersbeil auf dem Marienberg, Prachtherrschaft der barocken Gegenreformation, in der Gegenwart die Wirksamkeit des Bischofs Ehrenfried gegen den neuen Staat. Er wurde im Volksmund schon lange Störenfried genannt. Er ist es auch gewesen, der nachweislich jenen fürchterlichen Bischofseid gesprochen hatte, alle Gegner der katholischen Kirche mit allen Kräften zu verfolgen. Die Tatsache, daß dieser Eid geleistet worden war, wurde von meinen «wissenschaftlichen« Gegnern dreist abgestritten.

Die Festung Marienberg war vom bayerischen Ministerpräsidenten Siebert mit mustergültigem Verständnis wiederhergestellt worden. Im Hofe schälte sich aus späterer schlechter Umhüllung ein schöner Brunnen mit vergoldeter Frauenfigur heraus. Im Innern wurde durch die Einfachheit der Gestaltung die alte Wucht der Deckenbalken gut herausgehoben. Ein Zimmer erinnerte an Florian Geyer. Mit ihm verband sich ideell über die Jahrhunderte das Streben unserer Bewegung.

Dr. Hellmuth widmete sich sehr den wirtschaftlichen Aufgaben seines Gaues. Seine Sachverständigen erklärten mir die alten Erfahrungen der Obstzucht, wiesen auf Karten die besten Gebiete nach, in denen nun systematisch die Erzeugung vergrößert werden würde. Es zeigte sich viel Initiative in diesem Gau, der sich seinerseits über den Münchner Zentralismus beschwerte und auf die spätere Reichsreform hoffte, die das staatliche Verschwinden Preußens und Bayerns in ihren rein dynastisch bedingten Formen vorsah, um sowohl die politische Einheit als die kulturelle Mannigfaltigkeit des Reiches zu sichern.

Hellmuth und Überreither (Graz) hatte ich eingeladen, mich im Juni 1943 auf meiner Dienstreise in die Ukraine zu begleiten. Sie machten große Augen, als sie in meinem Sonderzug die weiten Räume des Ostens erlebten. Alles sprengt hier die gewohnten Dimensionen: die Kornfelder, die Taurische Steppe, die Kirschbaumplantagen. Sie erlebten die Berichte der Gebietskommissare über die großen Aufbauarbeiten an Handwerksbetrieben, landwirtschaftlicher Förderung, auch ihre Sorgen und Wünsche. Sie hörten die Rüpeleien des Reichskommissars Koch, der seine pfauenhafte Großmannssucht mehr als einmal zur Schau trug.

Dann besuchten wir Ascania Nova, das Baum- und Vogelparadies in der Steppe, das Werk des deutschen Kolonisten Falz-Fein. Kurz darauf saßen wir in der Krim im wunderbaren Botanischen Garten und tranken in schöner Abendstimmung oben den süßen Wein des Landes. Livadia besuchten wir, schliefen dort, wo einst Schinkels Künstlertraum ein Schloß überm Schwarzen Meer errichten sollte ... fuhren durch Simeis, wo ich 26 Jahre zuvor einen Sommer verbracht hatte, sahen von dem Baider-Tor einmal zum Schwarzen Meer hinunter, reisten nach Sewastopol mit Inkermann, Bachtschisarai und zurück.

Ich habe Hellmuth dann später noch einmal gesehen, als eine Tagung mit den Gauschulungsleitern uns auf dem Marienberg vereinigte. Schweinfurth war aufs Schwerste getroffen worden, aber noch stand Würzburg, das später, wie

wir erfuhren, im Kampf der Bomber gegen deutsche Kulturstätten in Trümmern versank. Ich habe mich bemüht, über Hellmuth und seine sympathische Frau etwas zu erfahren, weiß aber bis heute nicht, welches Schicksal ihm und seinen Kindern beschieden war.

Fritz Sauckel

Eine langjährige Kameradschaft verband mich mit Fritz Sauckel, dem Gauleiter von Thüringen. Als Seemann hatte er auf deutschen und norwegischen Schiffen die Welt umfahren, war Kriegsgefangener in Frankreich, Arbeiter, nationalsozialistischer Redner. Unermüdlich im Einsatz rückte er nach dem »Fall Dinter« zum Gauleiter auf. Ein gesunder Menschenverstand verband sich in Sauckel mit tadelloser Gesinnung und unentwegter Arbeit an der Ergänzung seiner Kenntnisse. Eng mit dem Weimar der klassischen Zeit verbunden, wurde er auch Schirmherr des Nietzsche-Archivs und forderte die Errichtung eines Forschungsinstituts, das von Prof. Schultze-Naumburg entworfen und in Bau genommen wurde.

Weltanschaulich stand Sauckel in einer konsequenten Front, fern jedoch aller kleinlichen Schikane. Wie oft bin ich seit 1926 – dem 2. Parteitag – in Weimar gewesen, habe noch im alten »Elephanten« gewohnt, der, als man ihn auseinanderzunehmen begann, stellenweise von selbst zusammenfiel. Es war ein Wunder gewesen, daß er nicht schon früher den Schläfern auf den Kopf gefallen war. Die Stadt beherbergte viele Bekannte. Da war ein Dr. Hans Severus Ziegler, Dichter, außerordentlich musikalisch, heftiger Polemiker gegen die atonale Entartung. Er strebte, glaube ich, immer wieder fort und blieb doch immer wieder in Weimar. Seit 1933 war er Intendant des National-Theaters, ein hoher, hagerer Mann, stets etwas Melancholisches in der Stimme, mit dem wir oft im Keller der »Erholung« gesessen hatten. Ein düsteres Lokal für die Künstler und Gelehrten der Stadt.

Professor Schultze-Naumburg hatte ich schon früher erwähnt. Der ehemalige Generalintendant von Schirach unterstützte den damals von mir ins Leben gerufenen »Kampfbund für deutsche Kultur«, der das Gewissen der Kultur-Schaffenden und -Fördernden gegen den von Berlin sich ausbreitenden Verfallsstrom wachrufen wollte, eine großzügige und gerade Persönlichkeit. Auch erinnere ich mich an mehrere gute, treue Parteigenossen, die später im Kriege gefallen sind, wie der Schulungsleiter Haselwander, dessen Briefe von der Front etwas wahrhaft Erhebendes hatten.

Ich sprach öfter in Thüringen, in Weimar vor politischen Leitern, zu einer Feierstunde, dann zur Nietzsche-Gedenkfeier. Wir besuchten erst das Archiv. Die energische Schwester Nietzsches, die ich zweimal hatte besuchen können, war tot, die Räume hatten diesmal für mich etwas Fernes, obgleich in ihnen

Nietzsches Werke in allen Sprachen standen, in denen mit unheimlicher Hellsichtigkeit die Geistes- und Kulturkrise Europas vorhergesagt worden war.

Diese Feier war an sich zur Eröffnung des neuen Hauses geplant, dessen Weiterbau aber bei Kriegsbeginn eingestellt worden war. Mussolini hatte eine antike Dionysosfigur für dieses Institut gestiftet. Ich hatte nur ein Lichtbild gesehen, da das kostbare Geschenk selbst bombensicher untergebracht worden war: Dionysos nicht als jugendlicher, weichlicher Mann, sondern ein Weiser des Lebens, mit wissenden Augen, gewähltem Faltenwurf, ein kluger, überlegener Epikuräer.

Sauckel und seine Frau waren sehr ernst: Soeben hatten sie die Nachricht erhalten, daß ihr Ältester nach Abschuß von 34 Panzern als Flieger an der Ostfront gefallen sei. Ich bat sie, doch zu hause zu bleiben. Aber sie hielten es für ihre Pflicht, an der Feierstunde teilzunehmen.

Als ich Ost-Minister werden sollte, schlug ich Sauckel als Reichskommissar für die Ukraine vor. Leider wurde dieser Vorschlag abgelehnt, und der Führer akzeptierte, zum Schaden des Reiches, den Vorschlag Görings: Koch. Der Führer schätzte Sauckel jedoch besonders hoch und wollte ihn sich für eine eventuelle andere Aufgabe bereithalten. Jetzt, wo Sauckel neben mir auf der Anklagebank sitzt, sagte er mir, man könne scheinbar seinem Schicksal nicht entrinnen. Nie hätte er daran gedacht, einen Posten als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz zu übernehmen. Einst hatte er sich auf das U-Boot von Kapitän Salmann geschmuggelt, um zu zeigen, daß auch die politischen Führer bereit sind, Härtestes durchzustehen. Da hatte Salmann von Dönitz den Befehl erhalten, ihn beim ersten erreichbaren Schiff wieder abzusetzen. Dann sei Sauckel ernannt worden.

Gewiß, wir hatten und haben einige Unterschiede in der Beurteilung der Vergangenheit. Das soll hier nicht zur Debatte stehen. Aber ich weiß, wie ehrlich Sauckel um die Menschen seines Gaues gerungen hat, wie sehr wir beide kameradschaftlich verbunden waren, wie ernst es ihm um Reich und Führer war.

Auch er wurde vom Schicksal mitgerissen, das heute über Millionen hinweggeht.

Gotthard Urban

Aus Weimar kam auch der langjährige Stabsleiter meiner Dienststelle, Gotthard Urban. Ich lernte ihn im Hause Schirach, als Kameraden des Sohnes, kennen; dieser empfahl ihn als Geschäftsführer des »Kampfbundes für Deutsche Kultur«. Urban folgte dem Ruf, gab seinen Posten an einer Bank auf und siedelte nach München über. Er kam dann 1933 nach Berlin und hat meine Dienststelle für Erziehungsführung mit Eifer und Umsicht aufgebaut. Urban hat mich immer wieder angeregt, in die Gaue zu fahren und durch Vorträge in steter Fühlung mit den Parteigenossen im Lande zu bleiben. Er überwand da-

durch ein gewisses Trägheitsmoment bei mir und trug mit dazu bei, daß ich so viele persönliche Beziehungen knüpfen konnte, über die ich auf diesen Blättern in einigen Bruchstücken berichte.

Urban kannte seine Grenzen; es war menschlich zu verstehen, wenn er auch manchmal darüber hinauswollte, gegenüber anderen selbständigen Persönlichkeiten des Amtes. Aber das war nicht wesentlich, entscheidend war die absolute Loyalität mir gegenüber und die innerlich stets tadellose geistige Haltung. Bei Kriegsausbruch sah er es als seine Pflicht an, als 35jähriger dabei zu sein, kam aber in Polen nicht mehr zum Einsatz. Nachdem er wieder zurückgeholt worden war, meldete er sich 1941 zum zweiten Mal. Er schrieb mir tapfere Briefe, als er durch Kurland marschierte: Jetzt könne er ganz verstehen, warum ich meine Heimat so liebe. Dann kam die Meldung, Urban sei gefallen. So verlor ich einen treuen Mitarbeiter, dem ich alle Jahre über mein Gedenken bewahrt habe, auch in Sorge für seine Witwe und seine zwei Söhne. Der Reichsschatzmeister Schwarz bewilligte ihnen dann eine anständige Pension. Über ihr jetziges Schicksal ist mir nichts bekannt.

Wagner-Bochum

Es ist bei einer großen Bewegung selbstverständlich, daß auch unter den älteren Angehörigen nicht gleiche Sympathien herrschen können. Stammesherkunft, geschichtliche Heimat, konfessionelle Traditionen, persönliche Art können sich auch nicht immer ergänzen. Ja, es ist sogar natürlich, daß selbst in einer weltanschaulich begründeten Partei heftige Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Temperamenten vor sich gehen. So ist es denn auch gekommen, daß zwischen mir und so manchen anderen Parteigenossen ein kühles Verhältnis bestand, ich mich auch nicht verwunderte, daß z. B. J. Wagner (Bochum) deutliche Gegnerschaft zeigte.

Er und seine Familie waren dogmatische Katholiken, die meine auf dem Gebiet des Kirchlich-Religiösen geäußerten Anschauungen heftig ablehnten, ja, daß er, wie ich erfuhr, das Einstampfen des »Mythus« forderte.

Ich meinerseits habe Joseph Wagner unbehelligt gelassen und keinerlei Genugtuung verspürt, als er später aus undurchsichtig gebliebenen Gründen seines Postens enthoben wurde. Und zwar unter Umständen, die Hitler bereits auf einer gefährlichen Bahn zeigten. Vor einer Reichsleiter- und Gauleitertagung verlas Hitler irgendein Schreiben Wagners (oder seiner Frau), worin Wagner seiner Tochter die Ehe mit einem SS-Führer verbot, weil dieser nicht katholisch denke. Hitler sagte, bei aller Toleranz könne er eine derartige Intoleranz nicht dulden. Er enthebe Wagner und überlasse es einer weiteren Untersuchung, festzustellen, ob er noch in der Partei bleiben könne. Trotz dieser letzten Bestimmung erschien ein solches Verfahren bedenklich.

Die mit Beteiligung von 6 Gauleitern durchgeführte Untersuchung soll für Wagner günstig verlaufen sein, alle, auch Röver hätten für Freispruch gestimmt, da Himmler den Führer nicht richtig informiert hatte. Ley, nach seinem ewig lamentierenden Motto »Der Führer hat immer recht«, habe erklärt, die ganze Angelegenheit ziehe sich ja schon lange hin, der Brief sei nur ein äußerer Anlaß gewesen, der Führer könne Gauleiter ein- und absetzen usw. So zog Röver seine Unterschrift zurück. Die ganze, mir im einzelnen unbekannt gebliebene Angelegenheit wirkte aber sehr unerfreulich. Wagner ist, glaube ich, in der Partei geblieben und hat später eine Anstellung erhalten.

Auch Terboven (Essen) hat mich mit Abneigung beehrt. Seine Ernennung in Norwegen hielt ich für ein Unglück, da er weder Kenntnis von noch Interesse an nordischen Fragen hatte. Er und Koch waren jedoch Protektionskinder Görings, der mit ihnen – und anderen – kein Glück hatte. Das wäre gleichgültig gewesen, wenn das Reich nicht darunter gelitten hätte. Die Namen dieser Gauleiter gehen schon heute als ein beschämendes Negativum in die Geschichte ein.

Adolf Wagner und Überreither

Adolf Wagner in München kannte ich seit 1923. Er hatte sich vorbildlich und pflichtbewußt gehalten. Nach 1933 ließ er sich zur Nachahmung Hitlers in Worten und Allüren verleiten, die wie jedes Nachahmen schlecht wirkten. Sein Dauerverkehr im »Künstlerhaus« gab eine neue Variante in der Gauleiter-Repräsentation, und die wachsende Ablehnung dieser ganzen Entwicklung durch Schwarz erschien mir ebenfalls bezeichnend. Wagner war trotz allem aber doch alter Nationalsozialist geblieben, und diese Überlieferung drang bei ihm nicht selten in sympathischer Weise durch. Ich habe ihn nicht oft gesprochen, ohne daß es jedoch zwischen uns zu irgendeinem Zerwürfnis gekommen wäre. Er gehörte stets zur Begleitung des Führers, wenn dieser in München war. Als er starb, hielt ihm Goebbels die Gedächtnisrede.

Die österreichischen Gauleiter kannte ich nur wenig. Zwar war ich in Klagenfurt, Salzburg, Linz, aber nur mit Überreither in Graz fand ich schnell ein persönliches Verstehen. Ich sprach dort anläßlich der Abstimmung zum Anschluß Österreichs. In meinem Auto hatte ich auch einen ehemaligen britischen Offizier mitgenommen, einen Flieger, der über die »Vergewaltigung« in der Form berichten konnte, daß mein Wagen bei der Durchfahrt in den Dörfern von jubelnden Menschen angehalten und mit Blumen überschüttet wurde.

Ich sah das Rosental in Kärnten, Sinnbild der Freiheitskämpfe der deutschen Grenzmark, die leuchtenden Gesichter der Kämpfer um Kärntens Freiheit auf dem Markt, in den Lokalen, wo ich sie besuchte. Von der Bastei bei Graz blickte ich hinaus in das Land, das Hunderte von großen und kleinen Türkenstürmen ausgehalten hatte und empfand die Atmosphäre dieses sicheren

freien Menschentums der Steiermark. Ich hörte später, was Überreither Hitler gesagt hatte, als er ihn durchs Zeughaus mit den 30 000 Eisenpanzern führte: »Hier ist das Geld für unseren Kulturschatz«. Das war symbolisch für die Geschichte dieses Landes, dessen Überschuß in Rüstungen angelegt werden mußte, nicht in Palästen, Opern und Kunstgalerien.

Als ich mich von Überreither nach dem Vortrage verabschiedete, schenkte er mir ein kleines Buch: die Sammlung jener Briefe, welche nationalsozialistische Frauen und Männer aus den Gefängnissen des »christlich-sozialen« Österreich an ihre Familien geschrieben hatten, Dokumente eines damaligen Glaubens an Gehalt und Richtigkeit der nationalsozialistischen Idee, an die Notwendigkeit des Ringens um die Einheit des Reiches. Aber was mich zu Tränen rührte, waren die Worte, die Überreither, der selbst in Graz zuerst die aktive Erhebung 1938 begonnen hatte, hineinschrieb: »Dem Mann, dem wir die innere Kraft zu unserem Widerstande verdanken«. Ich ziehe ab, was an freundlicher Übertreibung hier ausgedrückt war, aber die Gesinnung, die aus diesen Worten sprach, zeugte dafür, daß eine innere Schicksalshaltung über Grenzen, Parteien und Konfessionen hinweg tätiges Leben geworden war, das durch Kerkerfenster des österreichischen Kirchenstaates ebenso hindurchdrang wie durch die Gefängnismauern der Novemberrepublik.

Das Büchlein hatte ich in der Bücherei meines Hauses am Mondsee als Erinnerung aufbewahrt. Wer alles mag es in diesem Jahr befingert haben? Überreither selbst aber ist ebenfalls im Nürnberger Gefängnis, als »Verbrecher« angeklagt. Ich traf ihn einmal in dem bretterumgebenen Gang, durch den wir seit jetzt fast einem Jahr zu den zermürbenden Vernehmungen, dann zu den »Gerichts«verhandlungen geführt werden.

Viktor Lutze

Überdenke ich das menschliche Verhältnis zwischen jenen, die sich ab 1933 in Berlin sammelten, so fällt mir auf, mit wie wenigen ich näheren familiären oder auch nur persönlichen Verkehr gehabt habe. Dabei wohnten viele auch in Dahlem, also in nächster Umgebung. Diejenigen, die sich mit etwas saurer Miene der nationalsozialistischen Revolution zur Verfügung stellten, nahmen sich nicht die Mühe – wenigstens was meine Person betraf – ein persönliches Verstehen zu suchen.

Ich meinerseits habe Papen durchaus sympathisch empfunden, wenn man die bekannten Reserven, seiner Entwicklung entsprechend, anzuerkennen bereit war. Soweit ich Neurath sah, waren dienstliche Gespräche durchaus loyal und mit Ausnahme eines Falles ungetrübt.

Ich schätzte Neurath als alten Diplomaten, mußte aber heimlich darüber lachen, was man einst bereits als Äußerung nationalen Mutes bewundert hat-

te. Als Neurath nämlich in den 20er Jahren deutscher Botschafter in Rom war, geruhte auch Emil Ludwig (Cohn) in diese Stadt zu fahren. Er berichtete später, daß der Papst ihn empfangen und dabei geäußert hätte, den »Weltkrieg habe Luther verloren« (»Vossische Zeitung«), aber auch, daß Neurath abgelehnt habe, Ludwig zu empfangen. Darüber gab es in Berlin große Entrüstung, als ob es Pflicht eines deutschen Botschafters sei, jeden Schreiberling zu empfangen, dazu noch einen solchen, der Gewicht darauf legte, seinen undeutschen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Immerhin, Neurath zeigte symbolhaft, daß er Leute, die in Deutschlands Notzeit des Reiches Vergangenheit gefühllos behandelten, nicht bei sich am Tisch sehen wollte. Ich habe bedauert, daß, wenn schon nicht gleich ein ähnlich erfahrener Nationalsozialist an seine Stelle treten konnte, er nicht länger auf seinem Posten verblieben war.

Nur Lutze, den Stabschef der SA, habe ich in Berlin öfter gesprochen. Auch er und seine Frau gehörten zu den alten Nationalsozialisten, die im Westen des Reiches unter schwierigsten Umständen begonnen hatten. In der Zeit der Röhm-Revolte hatte Lutze als SA-Obergruppenführer den Führer gewarnt und war sein Leben lang ein Mann sauberer, vornehmer Denkungsart gewesen. Schlank und elastisch, sprudelnd, plötzlich, es fehlte ihm wohl jene Stetigkeit, die für seinen, nach Röhms Untergang sehr schweren Posten nötig gewesen wäre. Er sah Heinrich Himmler sich ausbreiten – nicht so sehr durch Leistung, als durch schlaue Anwendung der ihm unterstellten Exekutionsmittel des Staates.

Möglich, daß Lutze nicht die Gabe hatte, der zurückgedrängten SA neue, sie wirklich erfüllende Aufgaben zu stellen, ebenso möglich aber, daß tatsächlich, geschichtlich gesehen, ihre Mission so sehr mit dem Kampfe selbst verknüpft gewesen war, daß es einer langen Übergangszeit bedurft hätte, sie für eine andere Aufgaben heranzubilden. Manche Ober-Gruppenführer hatten Lutze Vorwürfe gemacht, das SA-Sportabzeichen schien ihnen nicht genügend, die Durchführung eines deutschen Wettkampfes auf dem Reichsparteitag in Nürnberg auch nicht. So verlor die SA eine Anzahl ihrer alten Führer, als Diplomaten im Auslande, ja auch an die SS. Himmler erwiderte Lutzes, wie er meinte, rein persönliche Abneigung mit dem Hinweis, er sei es ja gewesen, der ihn als Nachfolger Röhms vorgeschlagen habe. Der Führer hätte Himmler auch die Führung der SA angeboten, er aber habe nicht als Nutznießer eines von ihm dienstlich geführten Kampfes erscheinen wollen. Diese Haltung vergelte nun Lutze mit ungerechten Verdächtigungen. Später, im Vollgefühl des Sieges, lehnte Himmler jegliche weitere Unterredung mit Lutze ab.

Lutzes Gegnerschaft war aber nicht persönlich bedingt, sondern im wesentlichen sachlich begründet. Wie sehr, haben wir jetzt in Nürnberg gesehen. Lutze sagte mir, als wir darüber sprachen: In jeder Revolution habe der neue Staat eine harte Polizeiexekutive nötig. Diese ginge nun manchmal Wege, die mit moralischen Maßstäben nicht mehr zu vereinbaren wären. Es sei deshalb ein gro-

ßer Schaden für die nationalsozialistische Bewegung, daß eine ihrer Gliederungen derart in Personalunion mit geheimen Nachrichtenwesen, Staatspolizei usw. verknüpft erscheine und von Himmler immer fester damit verschmolzen werde. Das schädige notwendig den Ruf der Partei im Volk, das vielleicht notwendige Staatsmaßnahmen mit der Idee der Bewegung und mit ihrem politischen Wesen zu verknüpfen beginne. Über dieses Grundsätzliche hinaus sagte mir Lutze, soviel er wisse, seien in der SS-Führung schlimme Korruptionsfälle vorgekommen und unleidliche, polizeilich schikanöse Maßnahmen durchgeführt worden. Jetzt – es war schon im Kriege – könne er den Führer damit nicht behelligen. Aber nachher werde er das ganze Material dem Führer mit einem Entweder-Oder unterbreiten. Der noble Viktor Lutze ahnte dabei sicher noch nicht, wozu Himmler-Heydrich sich als fähig erweisen würden.

Am Anfang des Krieges wollte er – wie im Ersten Weltkrieg – wieder Offizier werden. Das wurde abgelehnt. Etwas anderes aber zeigte sich als geradezu tragische Folge des Röhm-Putsches. Wenn auch Lutze persönlich mit der Heeresleitung im besten Einvernehmen stand, so waren die reaktivierten alten Obersten, avancierten Generale, oft politische Gegner, Ultra-Reaktionäre zum Teil aus dem »Stahlhelm«. So kam es, daß SA-Führer, die während des Ersten Weltkrieges etwa Hauptleute gewesen waren, jetzt aber Zehntausende von SA-Männern zu führen hatten, nur wieder als Hauptleute übernommen – und verbraucht wurden. Das bedeutet: Sie fielen im kleinsten Befehlsbereich, unersetzliche Opfer, für das auch von ihnen erkämpfte Reich, wie Meyer-Quade und viele andere, die Fallschirmjäger von Eben-Emael und Kreta, die neugebildete Division »Feldherrnhalle« im Osten.

So wurde auch durch diese Entwicklung eine Offizierskrise verursacht, über die jedoch erst eine spätere Forschung ein abgewogenes, alle Tatsachen berücksichtigendes Urteil wird abgeben können.

Als Lutze während des Krieges, vom Westen kommend, im Wagen mit seiner Familie nach Berlin fuhr, verunglückte er mit seiner Tochter auf der Autobahn tödlich. Damit endete ein dem Volk und Reich treu dienendes Leben.

Eine großzügige, ritterlich denkende Natur war von uns gegangen und hatte sich nicht mehr auswirken können.

Dr. Fritz Todt

Ein Mann, dem ich stets eine besondere Sympathie entgegengebracht hatte, ohne nähere Aussprachen mit ihm gehabt zu haben, war Dr. Todt, dessen Name mit der Reichsautobahn für immer verbunden bleiben wird. Er war Werkstudent, Bahnarbeiter, Ingenieur, vor 1933 in München tätig. Seine Heimat war Baden. Die Berufung zu seiner großen Aufgabe war ihm, wie so oft im Leben, durch eine merkwürdige Verflechtung von äußeren Umständen und

eigener Leistung zugefallen. In meinem »Kampfbund für deutsche Kultur« gab es eine Abteilung für Ingenieure. Diese führte in München verschiedene Fachvorträge durch. Dort sprach auch Dr. Todt über die Notwendigkeit eines großzügigen künftigen Straßenbaus; gegen ihn polemisierte ein Verkehrs-Beamter der Staatsverwaltung. 1933 hörte die Leitung des Kampfbundes »zufällig«, daß der genannte Opponent dem Führer ein Bauprogramm eingereicht hätte und die Möglichkeit bestünde, daß dieser mit der Ausführung beauftragt würde. Darauf wurde eiligst der Vortragstext von Dr. Todt besorgt und Hess übergeben. Dieser ging damit zum Führer, der nach Prüfung Dr. Todt zu sich berief und ihn mit der Ausführung dieses großen Werkes betraute.

In diesem Fall hatte der Führer eine Entscheidung getroffen, die sich sachlich und persönlich bestens bewähren sollte. Der politische Kampf kann über viele Jahre hin Härten erzeugen und Einseitigkeiten noch einseitiger machen. Niemand von uns wird davon freigeblieben sein. Mit Todt kam nun in den engsten Führungskreis ein bewußter Nationalsozialist, der von solchen Erscheinungen freigeblieben war. Nicht ein von seinen Schemata entzückter »Organisator« (wie Dr. Ley), sondern ein Mann von sachlicher Sicherheit und leichter Hand in der Durchführung seiner Projekte. Todt war ein Fachmann ersten Ranges, dazu ein feinfühliger Musiker und vor allem eine Persönlichkeit mit großem Verständnis für die entscheidende kulturelle Aufgabe, Technik und Natur, Schönheit und Zweckmäßigkeit sicher miteinander zu verbinden.

Das war die Ebene, auf der ich mich mit Todt traf. Er kannte wohl auch meine Ausführungen im »Mythus« darüber und bat mich, auf den Reichstagungen der Techniker zu sprechen, was ich in Breslau und auf der Plassenburg getan habe (die Reden sind in den Bänden »Gestaltung der Idee« und »Tradition und Gegenwart« abgedruckt). Auf der Plassenburg bei Kulmbach hatte Todt selbst eine Kulturtat vollbracht. Die Burg war einst in ein Zuchthaus umgewandelt worden. Das war eines der geistigen Verfallszeichen, ehrwürdige Zeugen deutscher Vergangenheit einer derartigen Zweckentfremdung zu unterwerfen. Die wuchtige Feste hatte sich Dr. Todt zur Zentrale seines Techniker-Bundes ausbauen lassen. Einfach und würdig war die Ausstattung, in einigen Räumen große Gobelins, um einen breiten Turnierhof dreistöckige Laubengänge. An einem schönen Abend saß hier die Führerschaft der deutschen Technik. Ein Orchester spielte bei guter Akustik. Ich paßte meine Worte der festlichen Atmosphäre an. Der Satz eines symphonischen Werkes bildete den Abschluß.

Damals wuchs, vom Führer immer wieder angetrieben, Todts großes Werk der Autobahn, ein Symbol des geeinten Deutschland.

Der Krieg führte Todt auf einen der wichtigsten Posten, den des Rüstungsministers. Als ich die Verwaltung der Ostgebiete für den Eventualfall eines Krieges vorbereiten sollte, bat mich Dr. Todt, doch eine gesonderte Hauptabteilung für Technik zu errichten. Er dachte hierin nicht eng ressortmäßig.

Ihm kam es darauf an, tüchtige Techniker im Osten arbeiten zu lassen. Anfang Juli 1941 war er eines Nachmittags bei mir zuhause mein Gast. Wir besprachen alle anstehenden Fragen und gelangten zu voller Übereinstimmung. Todt erkannte die Notwendigkeit einer Einheitsverwaltung im Osten ohne weiteres an. Ich bat ihn, mir tüchtige Männer für meine Berliner Zentrale zu benennen, die dann seine fachlichen Ziele verwirklichen könnten. Er sah richtig voraus, daß die im Osten tätig Gewesenen nach Jahren mit viel Erfahrung wieder im Reich selbst von großem Nutzen sein würden.

Oft hatte ich Todts feinfühlige Lenkung des Straßenbaues bewundert. Man erkannte bisweilen eine bestimmte Linienführung mit dem Ziel, einen großen Baum zwischen den beiden Fahrbahnen zu erhalten. Auch wurden neue Bäume aller Art angepflanzt. An schönen Aussichtspunkten wurden breite, steinummauerte Rastplätze mit Bänken angelegt, auch die Tankstellen dem Baucharakter der Umgebung angepaßt. In Industriegegenden erhielten sie eine andere Form als im bayerischen Voralpenland oder in Franken. Über die Schluchten spannten sich leichte Bögen oder schwer gemauerte Brücken, je nach Höhe und Städtebau der Umgebung.

Die Raststätten hatten neues Land erschlossen. Der große, vorbildliche Bau am Chiemsee bewies, daß es möglich ist, landschaftsgebundene Bauüberlieferung zu bewahren. Von Stilsicherheit zeugte auch die Verwendung des porösen Steins für die Stützmauern zwischen Nürnberg und Bayreuth, mit Liebe wurde überall der geschnittene Rasen zur Bepflanzung wieder aufgesetzt. Einzigartige Schönheit zeigt die Straßenführung über die bayerischen Höhen dem Gebirge entgegen. Wuchtig und sachlich wie ein alter Römer-Aquädukt wirkt der Talübergang bei Salzburg auf dem Wege nach Linz.

Als Todt Anfang 1942 mit einem Kampfflugzeug abstürzte, war das für uns alle ein unersetzlicher Verlust. Der Führer selbst hielt die Gedenkrede und konnte vor innerer Bewegung wiederholt kaum noch weiter sprechen.

Als Todt ersetzt werden mußte, wählte der Führer den von ihm besonders geschätzten Architekten Albert Speer, dessen Neue Reichskanzlei vor allem im Innern ein bedeutendes Denkmal einer durchaus modernen Baugesinnung darstellt. Auch dies ist ein Zeichen dafür, wie gut man Vornehmheit, Strenge und Wärme verbinden kann, ohne stets von neuem die Renaissance nachzuahmen.

Speer wollte ursprünglich nur eine straffe Organisation der Rüstungsaufgaben durchführen, forderte und erreichte jedoch dann beim Führer, mit viel Vorschußlorbeeren versehen, die Herauslösung der Technik aus der Ostverwaltung[11]. Dieses Beispiel machte Schule bei wildgewordenen Kleinbürgern, die ihre Teilzuständigkeiten über die notwendige eine Repräsentation des Reiches gegenüber den Völkern Osteuropas setzten.

Dr. Robert Ley

Ein latenter Spannungszustand herrschte zwischen mir und Dr. Robert Ley, dem Reichsorganisationsleiter und Chef der späteren Deutschen Arbeitsfront (DAF), nicht aus feindlicher Gesinnung, sondern trotz beiderseitiger dauernder Bemühungen, ein gutes, ja ein kameradschaftliches Verhältnis durchzuhalten. Es lag etwas zwischen uns, das ich nicht tiefer erforschen will, was immer wieder zu gelegentlichen Explosionen seinerseits und manchen harten Worten meinerseits führte. Derartige Spannungen können durchaus fruchtbar sein: in sachlicher Hinsicht zur Überprüfung, in persönlicher zur Selbsterkenntnis. Ley war Rheinländer, im Ersten Weltkrieg als Flieger abgeschossen, zwei Jahre in französischer Gefangenschaft, dann Chemiker in Leverkusen. Von Hitler fasziniert, wurde er aktiv in Köln, dort Gauleiter, dann zu Strasser beordert, später dessen Nachfolger. Ley verfügte über starke motorische Kräfte. Zahlreich waren seine Pläne, Gründungen und Erfolge.

Überblickt man das Geschaffene, das Begonnene, das Versprochene, dann muß man Trauer darüber empfinden, daß dies alles später in Trümmer zerfallen ist, um einer alten, innerlich überlebten Gedanken- und Organisationswelt zu weichen. Alles, was mit bezahltem Urlaub, Reisen und Wandern, der Entrümpelung der Industriebauten, der Kulturvermittlung usw. zusammenhing, war ein großer Ansatz zur Verwirklichung einer sozialen Denkweise unserer Bewegung. Aber zwei Hindernisse setzte Ley seiner eigenen Wirksamkeit selbst entgegen: Organisationsschematismus und Gigantomanie.

1917 schrieb ich als eine der ersten Bemerkungen in mein Notizheft: Maßhalten sei eine der wichtigsten Forderungen der Kunst, ein noch so richtiges Prinzip, konsequent zu Ende geführt, lande im Absurden. Das erschien mir im Sinne Goethes – ein Gesetz allen Lebens. Ich will nicht behaupten, es selbst immer bewußt berücksichtigt zu haben, aber unbewußt hat diese Erkenntnis mein Handeln doch weitgehend bestimmt. Ley war es nun, der aus der allseitig anerkannten Notwendigkeit einer straffen Disziplin in der Bewegung schematisierte Konsequenzen zog. Seine Reden über die Herrlichkeit der Organisation vom Zellenleiter bis zum Führer waren oft ermüdend in ihrer Primitivität. Doch war es mir klar, daß hier nur langsam mit schrittweisen Korrekturen Wandel geschaffen werden konnte.

Die politische Führung von Volk und Reich wurde hier im Nürnberger Prozeß mit einer Genauigkeit anhand von Leys Organisationsbuch erläutert, wie ich – und wohl auch die andern – dies noch nie gehört hatten. Wollte man aus Leys Konzept die Konsequenzen ziehen, dann hätten alle künftigen politischen Führer des Reiches durch die Ochsentour seiner Organisation gehen müssen. Das war ein abstrakter Schematismus, der vor der lebendigen Wirklichkeit hätte scheitern müssen. Gegen diese öde Manie hätten sich später schon genügend Kräfte aus der Bewegung selbst geregt.

Ich stieß mit ihm auf dem Gebiet der Erziehung mehr als einmal zusammen. Ursprünglich hatte er selbst mich gebeten, die geistige Schulung der Partei zu steuern, und der Führer hatte mich dementsprechend zu seinem Beauftragten ernannt. Leider hatte ich versäumt, auch klare Vollmachten festlegen zu lassen. Aber nachdem Ley seine Position gefestigt hatte, kam es zwischen seinem Hauptschulungsamt und meiner Dienststelle zu manchen Debatten. Ich akzeptierte die Gauschulungsleiter zugleich als meine Gaubeauftragten. Und als diese angesichts meiner Aktivität sich nach mir ausrichteten, erwachte Leys Widerspruch gegen die Durchbrechung des Dienstweges.

Eine – im Schriftwechsel erhaltene – Auseinandersetzung grundsätzlicher Art ergab sich beim Bau seiner Ordensburgen. Es war ein guter, richtiger Gedanke, künftige Führer der Partei allseitig vorzubereiten, ihnen einen Überblick über Geschichte, Politik, Kultur zu geben und sie zugleich in Mut- und Leibesübungen auszubilden. Aber dies alles sollte auf straff soldatische Art geschehen und eine Breitenwirkung erzielen, bei der, aufgrund der zu hohen Teilnehmerzahl ein persönlicher Entwicklungsprozeß nicht mehr gewährleistet wäre. Ich schrieb an Ley und warnte ihn, Erziehungsburgen für tausend »Ordensjunker« zu bauen. Er antwortete beleidigt. Ich sagte ihm, alle Erfahrung lehre, daß eine große Zahl keinen Erfolg verspräche, sondern im Gegenteil, ihn oft verhindere.

Ley war über die Kritik an »seinem« Gedanken gereizt, sagte, die Partei brauche Nachwuchs in einem Umfang, der den Ausbildungsmöglichkeiten von vier großen Ordensburgen entspräche. Der Führer habe seinem Vorschlag ausdrücklich zugestimmt. So wuchsen diese Burgen von Bau zu Bau immer weiter an. Professor Klotz baute Krössinsee und Vogelsang. Die pommersche »Burg« legte sich in gut plazierten niederen Wohnhäusern schön um einen großen Festplatz, die Speise- und Vortragssäle aber ließen eine architektonische Idee vermissen. Ein Ehrenmal für die Opfer der Bewegung bildete ein Säulengang mit Strohdach, einen Rasenplatz abschließend. Das war total verunglückt, so gut an sich das Strohdach zu Wohnhäusern paßte, so wenig zu Monumentalbauten. Ley war später geknickt, als der Führer etwas von einem »Aschanti-Dorf« gesprochen hatte. Die Folge war ein Neubau! Irgendwo hatte wohl Professor Klotz in der alten Burgarchitektur des Deutschen Ritterordens die vier wuchtigen Ecktürme gesehen. Also wurde nun in Krössinsee niedergerissen und neu gebaut.

In gleicher Weise erging es Vogelsang. Es war verkehrt, auf dieser Höhe den Nord-Hang zu wählen, nur um am Stausee bauen zu können. Es blieb ein unmöglicher »Feierraum« mit einer schlecht geschnitzten männlichen Figur. Und dann begannen sich die Planungen immer weiter auszubreiten, so, daß schließlich die ursprüngliche Burg nur noch den kleineren Teil der Gesamtanlage ausmachte.

Weil Ley keinen organisch umgrenzten Grundgedanken hatte, warf er alles durcheinander: Schulung, Reiten, KdF, Hotelbauten usw. Am verhängnisvollsten wirkte sich dies bei der Burg Sonthofen aus, die von Professor Giesler gebaut wurde, stilsicher der Landschaft eingefügt, die Laubengänge in wuchtiger Holzarchitektur, ein nach Süden offenes Hufeisen mit weitem Blick auf das Gebirge. Kaum war dieser Bau erstellt, da mußte Giesler auch hier immer neue Projekte hinzufügen. So entstand dann ein großer öder Kieshof mit einem palastartigen Bau, der zwar groß, aber wegen seiner sechs oder sieben verschiedenen Fenstergrößen nicht monumental wirkte. Wäre die Gesamtplanung zum Abschluß gekommen, so würde die eigentliche Ordensburg nur noch ein Anhängsel an das übrige gewesen sein. Dabei hätte, was mir das Entscheidende schien, nicht einmal jeder Ordensjunker sein Zimmer für sich allein gehabt.

Die Burgen haben sich später für andere Zwecke nützlich erwiesen, für Lazarette, Unterbringung der Adolf-Hitler-Schulen, größere Tagungen usw. Goethe meinte einmal, man könne Fehler machen, soviel man möge, nur bauen dürfe man keine. So bleiben denn Leys Ordensburgen nicht nur Zeichen einer gesunden Idee, sondern auch Symbole einer Betriebsamkeit, die keinen umfassend planenden Architekten frei gestalten ließ.

Die gleiche Energie setzte Ley für den Bau einer KdF-Urlauberflotte ein. Es war eine vorzügliche Idee, deutschen Arbeitern für wenig Geld andere Länder zu zeigen, damit sie die Heimat lieben lernten, ihnen andere soziale Verhältnisse zu zeigen, damit sie erkennen könnten, daß bei uns mehr für deren Verbesserung getan wird, und sie die Weite des Meeres erleben zu lassen, die Schönheit von Norwegens Fjorden. Dieses Werk ist Ley gelungen. Er konnte wirklich stolz auf diese Schiffe sein. Die sozialpolitische Wirkung dieser Reisen weckte den Neid gewisser Kreise im Ausland. Daß der Nationalsozialismus hier Wünsche erfüllte, denen in anderen Ländern seit Jahrzehnten nur leere Versprechungen gegenüberstanden, oder die als dividendenschmälernd bekämpft wurden, darin liegt der wahre Ursprung des Hasses. Natürlich boten sich auch Ansätze zu berechtigter Kritik, hinter der sich doch vielfach die wahren Gründe der Ablehnung verbargen.

Kritisiert wurde in Deutschland auch der Volks-Wagen und das Riesenwerk, das für seinen Serienbau in einer neu entstehenden Stadt bei Fallersleben errichtet wurde. Der Führer hatte erklärt, das Auto, das oft als klassentrennend empfunden werde, müsse klassenüberbrückend wirken. Darum solle ein Wagen entstehen, der nicht mehr kosten dürfe, als ein Motorrad und für vier bis fünf Personen bequem Platz habe. Die Konstruktion von Porsche wurde mustergültig. Der Volkswagen erwies sich als schnell, solide und handlich. Kritik an ihm kam von Seiten der Biologen und Bevölkerungspolitiker mit der Befürchtung, daß jeder Volkswagen ein Kind weniger bedeute.

Dann begann Ley, mit seinem »Amt Reisen und Wandern« Bäder bauen zu lassen. Auch dies vertretbar, wenn dabei der Gedanke der Entspan-

nung, der Einsamkeit berücksichtigt worden wäre. Hier überschlug sich Ley förmlich, als er ausgerechnet auf Rügen ein Bad der 20 000 zu bauen begann. Giesler klagte lebhaft, als ich ihn entsetzt darauf ansprach. Ich sagte ihm, jetzt wolle man Arbeiter und Angestellte aus dem städtischen Betrieb herauslösen und führe sie in einen noch schlimmeren Massenbetrieb hinein. Dazu noch nach Rügen, wo dieser Schwarm der 20 000 alle anderen Bäder mit seinem Lärm überfluten werde. Giesler wies mich auch auf technische Unmöglichkeiten hin. Das neue KdF-Bad müsse z. B. einen eigenen großen Schlachthof errichten. Da das Wasser auf der Insel nicht ausreiche, so müsse vom Festland eine Zufuhr gebaut werden und vieles andere. Ley aber veröffentlichte stolz die endlosen Perspektiven der Hallen, des Tanzsaales usw. Hier wurde aus einem sozialen Gedanken heraus der absolute Nonsens geplant, ein Bau begann, aus dem der Widersinn jenes Gedankens entstehen mußte, der die ursprüngliche Voraussetzung gebildet hatte.

Der gleiche Wahn beherrschte Ley bei der Kunstvermittlung. Ursprünglich hatte ich den »Kampfbund für deutsche Kultur« zur »NS-Kulturgemeinde« umgebaut und ihr eine Theater- und Konzertbesuchergemeinde angegliedert. Eine mit sicherer Hand getroffene Auswahl der Bühnenwerke wurde zu herabgesetzten Preisen einem kulturinteressierten Publikum erschlossen. Zugleich wurde damit schon in vielen Städten der Spielplan selbst reguliert und eine unmerkliche Erziehung der Besucher eingeleitet. Anfangs bewunderte Ley diese Arbeit, stellte Geld zur Verfügung, um sie auch KdF dienstbar zu machen. Dann forderte er kraft seines Auftrages Eingliederung in seine Organisation. Nach heftigen Auseinandersetzungen fällte der Führer den salomonischen Spruch, im Grundsatz läge ja bei Ley stets das Organisatorische, bei mir das Ausrichtende. Es wäre also richtig, daß Ley die Organisation der gesamten Theaterbesucher übernehme. Und nun wurde aus einem schon recht gut ausgebildeten Werkzeug kultureller Bildung und Steuerung ein Tummelplatz von Zahlenrekorden. Auf jeder Jahrestagung von KdF erschien Ley mit neuen Zahlen von Aufführungen und Besuchern. Es wurde damit sicher vieles an Schönstem jenen zugeführt, die dazu bisher keinen Zugang hatten, aber auch die Werte einzigartiger Kunst wie Warenhauskonfektion herumgereicht. Ich weiß von KdF-Wochenenden, wo am Morgen die Neunte Symphonie gespielt, zum Mittag ein Museum besichtigt, am Abend der »Tristan« aufgeführt wurde . . .

Zugleich nahm KdF mehrere Operettentheater, ja Varietés selbst in Betrieb, immer uferloser auch hier. Anstatt zu fördern und zu regulieren, ging man nach geschäftlichen Gesichtspunkten vor, statt unternehmungsfrohe Persönlichkeiten zu unterstützen, wurde ein Kultur-Trust mit abhängigen Beamten organisiert. Schon zeigten sich jene peinlichen Erscheinungen, die sich allzuoft zwischen Soubretten und Theaterdirektoren abspielen. Dies hineingetragen in

die Büros einer Organisation, die sich nationalsozialistisch nannte und von einem Reichsleiter geführt wurde.

Der Abteilungsleiter für ernste Kunst (Holzapfel) war von der NS-Kulturgemeinde übernommen worden. Er ist oft verzweifelt bei mir gewesen. Ley, anstatt auf mich zu hören, schloß sich Goebbels an, der ein solches Anerbieten gerne akzeptierte.

Schließlich begann sich von anderer Seite eine neue Korrekturmöglichkeit über die Kommunen anzubahnen. Diese leisteten ja große Beiträge für Theater und Orchester. An ihrer Spitze befanden sich selbstlos interessierte Persönlichkeiten. Zur Leitung des Städtetages unterhielt meine Dienststelle die besten Beziehungen: Wir vergaben gemeinsam den Volkspreis für Deutsche Dichtung und führten jährlich eine Tagung durch. Auch die NS Kulturgemeinde hatte mit dem Städtetag gut zusammengearbeitet. Ihr Kulturreferent sprach mehrfach bei uns vor. Nach einer vorläufigen Abmachung mit KdF begann sich die Lösung anzubahnen, in den Städten möglichst im Ehrenamt die geeignetste Persönlichkeit gemeinsam mit der Führung der kulturellen Organisation zu betrauen. So ergab sich nach vielen Mißerfolgen doch eine Entwicklung, die ich ursprünglich gewollt, zu der die NS Kulturgemeinde alle Voraussetzungen geschaffen hatte. Damit konnte der Umweg über Organisationswut, kulturwidrigen Schematismus und Gigantomanie endlich abgeschlossen werden. Dem gewiß in mancher Hinsicht aneckenden Dr. W. Stang aus meinem Amte standen mehr kulturpflegerische Kräfte zur Verfügung, als dem in Zahlen und Fassaden vernarrten Ley.

Und doch: Ich bin Robert Ley trotz allem nicht böse gewesen. Im Grunde war bei ihm guter Wille dabei. Manche Initiativen zeitigten vieles, was hätte Bestand haben können. Daß neue Werke in Grünanlagen entstanden, daß in den alten Schwimmbecken gebaut, schöne Gemeinschaftshäuser errichtet wurden, dies alles zeigte eben doch einen Motor, der vieles in Bewegung setzte, sich selbst dann meist auch in einem Umfang, daß die Kolben sich festfraßen.

Das sind einige Beispiele, die Dr. Ley charakterisieren. Hinzu kommen Redeblüten aus seinen Versammlungen, die ihn manchmal komisch erscheinen ließen. Ihm kam es nicht darauf an, nacheinander völlig gegensätzliche Dinge aus voller Brust und mit höchstem Stimmenaufwand zu verkünden. In solchen Augenblicken verlor er die Kontrolle über sich selbst und segelte auf den Wogen eines nicht mehr zu bändigenden Redeflusses dahin. Wer die Umstände kannte, wußte dann, daß Robert Ley beim Führer Bemerkungen zu dem in Rede stehenden Thema gehört hatte, diese übertrieb und dadurch oft so verzerrte, daß dabei Absurdes herauskam.

Ende Mai 1945 wurde Ley zu uns nach Mondorf eingeliefert. Er war am Wilden Kaiser verhaftet worden, schwankte in seinen Stimmungen wie früher, jetzt allerdings menschlich verständlicher. In Nürnberg kam er wie wir alle

in die Mühle der Einzelvernehmungen. Seine aufgenommenen ekstatischen Reden wurden ihm offenbar als Verbrechen vorgehalten.

Anfang November 1945 wurde bei einem Anweisungs-Schreiben vermerkt, daß Dr. Ley in einer Form gestorben sei, die einem Selbstmord gleichkomme. Er hatte sich erhängt, wie vor ihm Staatssekretär Dr. Conti, der auch mit uns aus Mondorf nach Nürnberg gebracht worden war.

Ich glaube, der Anlaß war Leys Depression darüber, daß auch seine von ihm betreute und schließlich auch geliebte Organisation der Politischen Leiter von den Siegern als »verbrecherische« Organisation angeklagt wurde. Das hat ihn einige Tage nach der Übergabe der Anklageschrift (19. 10. 1945) in den Tod der Verzweiflung getrieben.

Richard Walter Darré

Manchmal besuchte mich R. W. Darré. Ich hatte seinerzeit sein erstes Werk als einen wertvollen Versuch begrüßt, die Nation nach einer einseitig städtischen Entwicklung wieder im Boden zu verwurzeln. In diesem Buch wurde deutsche Geschichte aus germanischem Bauerntum gedeutet und begründet. Hitler berief darauf Darré in die Parteiführung als Leiter des sogenannten Agrarpolitischen Amtes. Ich lernte Darré damals in München nur flüchtig kennen. Einmal fuhr ich mit ihm zu einem Besuch zum halbgelähmten Fürsten Henckel-Donnersmarck, wobei er mir erzählte, meine Gedanken über die Bildung eines neuen Adels im »Mythus« hätten ihn sehr interessiert, da er an einem Werk darüber arbeite. Ich habe Darré als große Bereicherung für die Bewegung empfunden, was er auch bestimmt gewesen ist, so sehr er später kritisiert wurde. 1933 taten sich Darré und Himmler (Diplomlandwirt) eng zusammen, die Bauernführer traten zumeist der SS bei, und Darré übernahm dort das Rasse- und Siedlungsamt, das er mit viel Umsicht aufbaute. Das war, wie Darré mir später sagte, ein reines Zweckbündnis. Diese mir auf einer Reise mitgeteilte Auffassung machte mich stutzig, und ich antwortete ihm, ich meinerseits könnte nur eindeutig für eine einmal gewonnene Überzeugung eintreten, auch wenn ich dabei ganz allein bliebe.

Darré war etwas betreten. Er wird sicher an dieses Gespräch gedacht haben, als Himmler ihn später aus dem Rasse- und Siedlungsamt hinausdrängte. Die Bauernführer – angesichts der Exekutivfunktionen der SS mit ihrer Polizeigewalt – nachträglich dort wieder herauslösen zu wollen, erschien nicht möglich. Darré hat diese Tatsache als ernsten Vertrauensbruch Himmlers empfunden. Darauf ist sicherlich sein Mißtrauen zurückzuführen, das man ihm später zum Vorwurf gemacht hat. Er fühlte sich überall beobachtet, weil er nicht zu Unrecht fürchtete, daß Himmler ihn weiter einengen und einen Widerstand un-

möglich machen würde. Dabei leistete Bormann, wie ich später erfuhr, eifrige Hilfestellung.

Aber auch sachlich urteilende Menschen hielten Darré später für einen innerlich aus dem Gleichgewicht gebrachten Mann.

Jedenfalls gebührt Darré das große Verdienst, zum Nationalsozialismus eigenes, grundsätzlich wichtiges Gedankengut beigetragen zu haben. Ideen zur Marktordnung bildeten die entscheidende Grundlage für die Sicherung der Volksernährung, vor allem in den schweren Jahren des Krieges, als Backe in unermüdlicher Arbeit, gemeinsam mit I. Riecke, die praktische Durchführung dieses Programms sicherte.

Als ich eine spätere Forschung mit Hilfe der »Hohen Schule« als meine Altersaufgabe vorzubereiten begann, besuchte mich der beurlaubte Darré, und wir besprachen verschiedene damals erst in Umrissen erkannte Probleme. Vor allem wollte Darré die Geschichte des deutschen Agrarrechts von seinen germanischen Ursprüngen an genau darstellen und streifte noch mehrere andere Fragen, die zugleich umfangreiche Kenntnis und geistige Initiative erkennen ließen. Ich habe Darré, der sich früher kühl über Gesinnung und Kameradschaft geäußert hatte, freundlich empfangen. Da er Berlin dann verließ, um in der Schorfheide ein Häuschen zu bewohnen, habe ich ihn erst wieder gesprochen, als er einer schweren Operation wegen den großen Bunkerturm im Tiergarten beziehen mußte.

Wir beurteilten die Parteientwicklung in gleicher Weise: die zunehmende geistlose Diktatur des persönlich unzureichenden Leiters der Partei-Kanzlei müsse später zu einer Opposition führen, es zeigte sich bei uns auch hier die Erkenntnis einer zentralen Erkrankung, für die es gewisse Voraussetzungen schon vor 1939 gegeben hatte, aber die doch erst durch den Krieg gefährlich für das zu werden begann, wofür wir 20 Jahre gekämpft hatten. Bormanns stillose Rundschreiben, sein engherziger Einfluß bei der Ernennung von Gauleitern und ihren Stellvertretern, seine stets auf das Radikalste abzielende Stellungnahme auf staatlichem Gebiet usw. sahen wir als für die Zukunft verhängnisvoll an.

Über seine eigene Kaltstellung äußerte sich Darré scheinbar gelassen: Hätte er früher die positive Seite dieses Staatssystems anerkannt, so müsse er ebenfalls eine negative akzeptieren, wenn sie ihn auch persönlich treffe. Aber daß ihn dies schmerzte, war klar erkennbar, besonders als er mit fühlbarer Bewegung sagte, der Führer habe, als er von seiner Krankheit erfuhr, ihm persönlich Genesung gewünscht und etwas für sein Wohlbefinden geschickt.

Dann siedelte Darré nach Weimar über, wo der ihm nahestehende Schultze-Naumburg lebte und der Landesbauernführer Reukert in sachlicher und persönlicher Anhänglichkeit zu Darré verblieben war. Er schrieb mir von dort, und ich hätte ihn gern besucht. Alles in allem bleiben Darrés Gedanken – auch von meinem heutigen Gesichtspunkt aus – noch richtig, gerade angesichts der Zerstörung der deutschen Großindustrie und der vom Schicksal erzwungenen weitgehenden Rückentwicklung auf Kleinstadt und Land. Darrés Gedanken

könnten zu einer tiefen Selbstbesinnung des Volkes in seiner heutigen Not und Ohnmacht führen. Wieder, wie vor dreihundert Jahren, muß das deutsche Bauerntum, bei furchtbarer Überlastung durch geflüchtete Städter aus dem Osten, mit der Bildung des Volkstums von der Wurzel her beginnen. Aus dem Zusammenbruch des Reiches kann der Gedanke Darrés noch seine Mission erfüllen, wenn die Flut sich verlaufen haben wird.

Jetzt befindet sich Darré auch im Nürnberger Gefängnis, erkrankt. Auch ihm steht wohl ein Prozeß in Aussicht, obwohl gerade er mit dem Krieg und seinen Auswirkungen nichts zu tun hatte.

Gertrud Scholtz-Klink

Über die Frauenfrage hatte es in der Kampfzeit der Partei, wie über die meisten Probleme, eine harte Auseinandersetzung gegeben. Die Art der politischen Betätigung der marxistischen Frauenführerinnen, andererseits die beschränkte Konvention der Bürgerlich-Nationalen riefen auch im »VB« mehrere offene Erörterungen hervor. Im »Mythus« hatte ich in einer – ich gestehe – nicht immer ganz sachlichen Weise in der Richtung Stellung genommen, daß den Frauen alle Bildungsmöglichkeiten offen stehen müßten, daß sie aber nicht länger Männer-Nachahmung treiben, sondern Selbstbesinnung üben sollten. Es sei nun einmal Natur, daß der Mann mehr architektonisch, die Frau mehr lyrisch an das Leben herantrete. Staatsmann, Richter und Soldat sollte der Mann bleiben, die Frau hätte ihre Aufgabe im Leben des Volkes, sie könne nicht alles andere auch noch tun.

Die Form der Frauenführung in der Partei war umstritten; es fand sich auch keine Persönlichkeit, die imstande gewesen wäre, innerhalb der Bewegung eine zusammenfassende Kraft zu entfalten, bis der Führer Gertrud Scholtz-Klink beauftragte, Gattin eines Arztes in Baden, mittelgroß, helläugig, mit stets erstaunt wirkenden hohen Augenbrauen und blondem, aufgerolltem Haar. Früher im Arbeitsdienst tätig, fand sie sich bald in die große Aufgabe hinein. Ich habe mir diese wachsende Frauenbetreuung erläutern lassen und mich mehr als einmal mit den Gaufrauenschaftsführerinnen im Haus der Reichsfrauenführung in Dahlem unterhalten, auch auf Tagungen gesprochen. »Die Scholtzin« war eine gescheite Frau, inmitten der ausgeprägten Männerwelt verstand sie es, mit Geschick und zunehmendem Einfluß ihre Stellung zu festigen. Meine Kameradschaft hat sie offen angestrebt, holte sich Rat über viele Fragen, klagte auch manchmal über schlechte Behandlung, besonders durch Bormann, sprach mit Ironie über die Eskapaden Leys, auch über sonstige Eitelkeiten des stärkeren Geschlechts. Sie verstand es, eine Uniformierung auch der Frauen zu umgehen, aber fand, soviel ich weiß, nicht zu den Ministerfrauen, sondern blieb in der Männerwelt der Partei.

Diese ihre Tätigkeit hatte zur natürlichen Folge, daß sie, in Berlin wohnend, nicht mehr den Haushalt ihres Mannes in Baden führen konnte. Sie ließ sich scheiden; die Kinder blieben bei ihr. Schließlich heiratete sie den sehr anständig denkenden SS-Obergruppenführer Heißmeyer, den Inspektor der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.

Ich habe die »Scholtzin« stets geschätzt, ohne mir ein endgültiges Urteil über die Leistungen der Frauenschaft bilden zu können. Aber bei den Kindergärten der NSV, in vielen sozialen Aufgaben ist sie im ganzen Reich tätig gewesen, und im Kriege hat sie sich tapfer gehalten. Immer habe ich an Frau Scholtz-Klink in Freundschaft gedacht, die nun auch in das Schicksal hineingerissen wurde, weil sie in großer, ehrlicher Liebe ihrem Volke und der nationalsozialistischen Idee gedient hatte.

So sind es denn sehr viele gewesen, mit denen die Arbeit mich in ganz Deutschland in 25 Jahren zusammenführte, Menschen aus allen sozialen Lagern und verschiedenster geistiger Struktur, die langsam, von einer neuen Idee erfaßt, zusammengeschmolzen wurden, ohne daß diese Entwicklung zur Reife und allseitig befriedigenden Ausprägung gelangen konnte. Ein Hohenzollernprinz und ein Lokomotivführer sprachen gemeinsam auf Versammlungen; ein ehemaliger Kommunist wurde Gauleiter; ein feudaler Erbprinz zu Waldeck trat als Protest gegen seinen Vater schon früh der Partei bei. Ab 1933 gesellten sich zur Überzeugungskraft der Kampfzeit Ehrgeiz und Karrieresucht, gefährliche Versucher, die manchen unschönen Zug in die siegreiche Bewegung brachten.

Ich habe in mehreren Reden ausgeführt, die Gefahren des Kampfes hätten wir überstanden, jetzt müßten wir die Gefahren des Sieges überwinden. Über die sachliche Seite dieses Problems vielleicht später. In persönlicher Hinsicht verloren Menschen, die 14 Jahre opferten und kämpften, auf hochgestellten Posten nicht selten die Haltung. Kleinbürgerliche Instinkte, kleinräumige Vorstellungen, vieles davon eine Folge der Nachwehen des 30jährigen Krieges, traten erschreckend in den Vordergrund[1]. Es dauerte einige Zeit, bis die Gutveranlagten in die alte Haltung zurückfanden. Die Macht, sogar wenn sie ehrlich selbst miterstritten worden ist, vermag auch für den Ausübenden gefährlich zu werden. Im Großen wie im Kleinen hat ihr Mißbrauch den Zusammenbruch des nationalsozialistischen Reiches mitverschuldet.

In den Jahren nach 1933 traf ich viele aus allen Gliederungen der Bewegung: beim Erinnerungstreffen in München in den Tagen des 8. und 9. November, auf den Parteitagen in Nürnberg, auf Kameradschaftsabenden nach meinen Vorträgen. Ich kann sie hier nicht alle nennen: rührige Gauschulungsleiter, die über vieles Aufklärung suchten: später Austausch gemeinsamer Erinnerungen aus der Kampfzeit mit alten Parteigenossen aus dem ganzen Reich; Kennenlernen neu auftretender Gestalten in den Gliederungen der Bewegung. Viele Menschen tauchten auf, verschwanden wieder, oder ich sah sie in ihren Aufga-

ben bei Reisen in den Gauen. Alles das, was von ihnen geleistet wurde, ist untergegangen, was sie gefehlt haben sollen, ist Gegenstand internationaler Anklagen und öffentlicher Angriffe geworden. Sie bevölkern heute die Konzentrationslager, welche die Sieger für viele Hunderttausende eingerichtet haben. Der Mahlstrom des Schicksals hat sie mit hineingerissen in den Zusammenbruch des Reiches.

III

Gegner

Es ist selbstverständlich, daß jede große revolutionäre Bewegung von dynamischen Naturen und nicht von korrekten Beamten ins Leben gerufen wird. Welche Antriebe hier zusammen wirken, läßt sich nur an den Taten der handelnden Persönlichkeiten ablesen, an der Gestaltung der von ihnen geformten Institutionen und Organisationen, an der ausgesprochenen und verteidigten geistigen Haltung gegenüber den andrängenden Problemen einer Epoche.

Eine Umwälzung wie die nationalsozialistische erforderte zur Klärung dieser weltgeschichtlichen Lage eine Zeitspanne von mindestens drei Generationen.

Zu verschieden waren die geistigen Lager, aus denen die Anhänger vom Magnet einer neuen Idee herausgezogen wurden: sie reichten von konservativen Dynastenanhängern bis zu den Kommunisten, von Gläubigen der römischen Kirche bis zu überzeugten Gegnern der überkommenen christlichen Konfessionen, von den Chefs größter Industriekonzerne und Handarbeitern. Das Feuer der unmittelbaren Kampfzeit läuterte die ersehnte Haltung vor der außenpolitischen Bedrückung und dem vollständigen Versagen der sich immer mehr aufsplitternden Parteien. Neuer Zuzug an Mitkämpfern wurde mit Freuden begrüßt, ohne daß die Tiefe des Ergriffenseins durch den nationalsozialistischen Gedanken stets überprüft werden konnte. Der 30. Januar 1933, gekennzeichnet nicht durch Barrikadenkämpfe und blutige Rache, sondern durch einen freudigen Fackelzug vor Hindenburg und Hitler, war der Beginn einer positiven Erprobung.

Ich will hier nicht berichten, was alles getan worden war, um die tiefe wirtschaftliche Verwahrlosung und kulturelle Verlumpung zu überwinden, die sieben Millionen Arbeitslosen in Arbeit zu bringen und die Gefahr eines Bürgerkrieges zu bannen. Einiges habe ich bei der Schilderung der Kameraden gesagt. Inmitten dieser neuen Epoche traten aber auch Gegnerschaften stärker werdend in Erscheinung. An sich etwas durchaus Natürliches, hätte es Wettstreit bedeutet, unschädlich auch, wenn es bloß Widerstreit der Temperamente gewesen wäre. Darüber will ich hier nicht sprechen, sondern nur von Gegnerschaften, die das Grundsätzliche unserer geistig-charakterlichen Haltung trafen oder das Schicksal des Reiches beeinflussende Folgen hatten.

Ich will einräumen, daß dieses Urteil meinerseits auch heute subjektiv erscheinen mag, so wie es damals Hitler subjektiv erschienen ist, soweit er davon hörte. Aber eine künftige historische Forschung wird feststellen, daß meine Auffassung im Wesentlichen mit der Wirklichkeit des Geschehens übereingestimmt hat.

Dr. Joseph Goebbels

Es fällt mir nicht leicht, über Dr. Goebbels zu sprechen. Sein Sterben in Berlin gemeinsam mit seiner Frau und fünf Kindern mildert, rein menschlich gesehen, alles Vergangene. Dennoch bleibt seine Wirksamkeit von 1925 bis zum Zusammenbruch eine geschichtlich zu erforschende Kraft in der Entwicklung der nationalsozialistischen Revolution. Daß diese offen und geheim von größtem Einfluß gewesen ist, weiß ich genau, wenn auch noch lange nicht in allen Einzelheiten. Da auch meine Tätigkeit einst einer solchen Untersuchung unterzogen werden wird, möchte ich mein persönliches und sachliches Verhältnis zu einem Manne etwas eingehender darstellen, den ich als den Mephisto unserer einst so geraden Bewegung bewertet habe[13].

Nach Wiedererstehen des »VB« 1925 erhielt ich Besuch eines Parteigenossen aus dem Rheinlande. Er sagte mir, dort lebe ein intelligenter, bescheidener Schriftsteller, der sicher gern am »VB« mitarbeiten wolle. Ich schrieb an die angegebene Adresse Dr. J. Goebbels. Bald darauf kam ein Aufsatz in Form eines Offenen Briefes an den Grafen Reventlow (oder eine andere Persönlichkeit). Ich fand ihn temperamentvoll und veröffentlichte ihn. Dann kam ein neuer gleichartiger Beitrag. Etwas theatralisch, sagte ich mir; er erschien aber ebenfalls. Weitere Aufsätze gleicher Natur habe ich dann (vielleicht noch mit einer Ausnahme) nicht mehr abdrucken lassen. Sie hatten für mich einen so gekünstelten Charakter, daß sie mir nicht innerlich echt erschienen.

Nach längerer Zeit kam Goebbels nach München und sprach im Bürgerbräu. Hitler und ich waren zugegen. Sein Äußeres ist bekannt, ich brauche es nicht zu schildern; ich habe es jedoch damals ohne jede Voreingenommenheit betrachtet. Er sprach effektvoll, mit bewußt zugespitzter rednerischer Theatralik und wiederholte meist Hitlers Gedankengänge, besonders jenen stets durchschlagenden Hinweis, daß ein Volk, das zu 50% auf der bürgerlichen, zu 50% auf der proletarischen Seite stehe, wegen dieser Kräftebindung zu keiner gemeinsamen großen Leistung mehr fähig sei. Diesen Zustand umzuwandeln in eine Front des Zusammenwirkens, sei die Aufgabe der neuen Bewegung. Hitler und ich sahen uns zustimmend nickend an. Ich war durchaus bereit, auftretende Gefühle zurückzudrängen.

Es verging eine längere Zeit der Rednertätigkeit, dann ernannte Hitler Goebbels zum Gauleiter von Berlin. Und kaum hatte er diesen Posten erhalten, da begann etwas, was die Uressenz aller seiner Reden und Taten gewesen ist:

das Zurschaustellen seiner Person in einer, seinen jeweiligen Machtmitteln entsprechenden Weise. Zunächst verkündete seine Pressestelle, Hitler habe »seinen besten Mann« in die Reichshauptstadt geschickt. Dann versandte sie die Schilderung eines Besuchs von Goebbels in Sanssouci. Wie er, »auch ein Mann von kleiner Figur«, die Stufen hinaufging zum Schloß, wo einst einer, der also auch klein gewesen war, gewohnt hatte . . .

Hier schien sich mir schon jener krankhaft egozentrische Zug zu zeigen, den ich, anfangs gänzlich unbefangen, bald bemerken mußte und mir später immer neu zu erklären bemüht war. Der Inhalt nahezu alles dessen, was Goebbels sagte und schrieb, liegt in einem drastischen Wort Wilhelm Kubes beschlossen, als er das Buch »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« kritisierte: »Ich über mich«.

Nachdem Goebbels eine zeitlang in Berlin tätig gewesen war, erhielt ich plötzlich von ihm eine Beschwerde über den »VB«. Dort sei eine Ankündigung erschienen, daß die Sektion »X« der Münchener Partei in diesem oder jenen Gasthof eine Tanzunterhaltung veranstalte. Die SA-Männer Berlins, schrieb Goebbels, erhöben die Hände und seien empört über derartige Dinge in dieser ernsten Zeit. Ich schrieb ihm zurück, er solle mich mit solchen jungenhaften Äußerungen in Frieden lassen.

Wie ich dann hörte, spielte Goebbels damals den Asketen, rauchte nicht, trug eine dunkle Bluse in der Art des Russenhemdes und sprach dementsprechend. Seine Propaganda gegen »das System« war in der weltstädtischen Bevölkerung zweifellos wirksam. Die ätzende Art seiner Vorträge schien dem Berliner Witz entgegenzukommen, ein begabter Zeichner (»Mjölnir«) prägte in immer neuer, eindringlicher Wiederholung die Typen marxistischer und jüdischer Gegner in Goebbels Zeitung »Der Angriff«. Rein energiemäßig gesehen, hatte Goebbels eine große Betriebsamkeit und außerordentliche Zähigkeit entwickelt. Auch an Mut hat es ihm nicht gefehlt, denn sicher wäre er bei von der SA nicht abgewehrten Überfällen gänzlich wehrlos gewesen. Hitler sagte mir einmal, Goebbels habe ihm mitgeteilt, daß er doch alle Kraft sammeln müsse, wenn er in einer roten Gegend spreche.

Dann erfuhr ich, daß Goebbels bei seiner Auseinandersetzung mit Gregor Strasser die Herkunft von dessen Mutter in einer Weise bezeichnet hatte, die Strasser schwer diskriminieren mußte. Empört schrieb ich, wie bereits im Kapitel I erwähnt, an Hitler, derartige Methoden dürften nicht geduldet werden. Auch Schwarz sei der Meinung, daß solch ein Mann vom Berliner Posten abberufen werden müßte (Abschrift dieses Briefes in meinen beschlagnahmten Akten). Hitler sagte mir nach seiner Rückkehr, die Herren müßten eben zusammenarbeiten. Goebbels gab dann Strasser eine Erklärung ab – und schließlich fiel nicht Goebbels, sondern der wertvollere Strasser zerbrach.

Hitler war zunehmend auf Reisen zu Reden und politischen Unterhandlungen.

Ich weiß, daß er mich mit Absicht davon fernhielt; er konnte mir wohl kaum vergeben, daß ich gegen seinen Willen nach dem November 1923 den grundsätzlichen Kurs bestimmt hatte, auch wenn er später der Wahlbeteiligung zustimmte und diese als eine von ihm erdachte neue Taktik loben ließ oder selbst als eine solche bezeichnete. Auch wußte er, daß ich meine Ansicht über den Streit von 1924 aufrecht erhielt, nämlich die Beurteilung der Esser, Streicher, Dinter, Hanfstängl[14]. (Ich nehme vorweg, daß er Esser später wegen offenkundiger Unzulänglichkeit von jeder politischen Tätigkeit selbst ausschalten, Dinter ausschließen, Streicher beurlauben mußte. Hanfstängl zwang er durch eine bestimmte Behandlung geradezu, außer Landes zu gehen, in einer Form, die ich, den Hanfstängl besonders haßte, als unwürdig ablehnte. Ein sauberer klarer Entschluß – 1925 – hätte so manches spätere erspart). Ich sprach Hitler manchmal im Restaurant »Victoria«, da wir beide – ich nur eine Zeitlang – in der Nähe des Max-Monuments wohnten. Er war aber selten auf der Redaktion, so daß ich praktisch in der Behandlung der politischen Themen im »VB« auf mich selbst gestellt war.

Goebbels heiratete dann die schöne und sympathische Magda Quandt und richtet sich in deren Wohnung ein schönes Heim ein. (Ich war am kritischen 13. 8. 1932 notwendigerweise 10 Minuten dort.) Hitler war Trauzeuge, verkehrte gern im Hause Goebbels am Reichskanzleiplatz, sehr verständlich in seinem Junggesellendasein. Dieses rein Persönliche, verstärkt später durch die vielen Kinder, die bei jeder Gelegenheit mit Hitler photographiert wurden, bildeten jenes Band, das Hitler an Goebbels festhalten ließ, obgleich dieser – wie ein guter Kenner, Hanke, mir einmal später sagte – drei Mal auf dem politischen Totenbett gelegen habe.

Goebbels und Stennes

Mittlerweile kam die Affäre des Stennes-Putsches in Berlin. Nach allem, was ich später hörte, ist Goebbels nicht so ganz unbeteiligt an diesem Versuch gewesen, Hitler von der Führung auszuschalten. Worte von ihm, er denke nicht daran, immer der Zweite zu bleiben, wurden mir als authentisch wiedergegeben. In Berlin war zeitweise nur die Schriftleitung des »VB« mit Arno Schickedanz die einzige völlig treue Parteistelle. Dort hielt Hitler Besprechungen ab, und dann eroberte er sich das Herz der ja bloß überrumpelten Berliner Partei sehr schnell wieder. Ob Goebbels Hitler wegen eines Fehltritts im Weimarer »Elephanten« um Verzeihung gebeten hatte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; es war nicht meine Aufgabe, hier Untersuchungen anzustellen. Aber Goebbels Treueversicherungen in München, im »Zirkus Krone«, machte trotz aller Glätte einen unwahrhaftigen Eindruck. Hanke, damals nahe bei Goebbels, später sein Staatssekretär, dann in Unfrieden von ihm geschieden, hat mir anläßlich obiger

Bemerkung klar angedeutet, daß Goebbels dem Hauptmann Stennes nicht fern gestanden habe.

Als Hitler zur Unterdrückung der Röhm-Revolte Dr. Goebbels nach Wiessee mitnahm, verstand man das in der Partei vielfach so, daß Hitler ihm habe vor Augen führen wollen, wie er jetzt mit Putschisten gegen ihn umzugehen gewillt sei (Stennes war damals schon Instruktionsoffizier bei Tschiangkaischek).

1933 zeigte es sich, daß die anderen für ihre Verwendung bei einer Machtübernahme gut vorgesorgt hatten. Wenn Goebbels nicht gleich drankam, so hatte er doch eine feste Zusage für ein später ganz neu zu errichtendes Ministerium. Er erhielt es auch, und zwar in einer Form, die nicht nur mich, sondern viele wirklich ernst für Kultur und Kunst interessierte Menschen innerlich erschütterte: politische Propaganda mit Kunst verbunden! Ich verstand sehr wohl, daß Kunst in Händen eines durchschnittlichen Studienrats leicht zu gouvernantenhaft behandelt werden konnte. Aber sie war doch seit jeher in allen ihren tieferen Erzeugnissen eine Sache des Bekennens, nicht Angelegenheit der Taktik der Politik.

Kultur oder Propaganda?

Die später vom Führer unterzeichneten Vollmachten setzten Goebbels ins Exekutivzentrum für das ganze deutsche Nachrichtenwesen und die geistige Volksbeeinflussung. Ich habe in Gesprächen nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich diese Lösung im Grundsatz für falsch hielte, und für doppelt falsch, dieses wichtige Instrument in die Hand von Goebbels zu legen. Die Jahrestagungen seiner sog. Kulturkammer habe ich nie besucht.

Wen hatte dieser Mann in der Reichshauptstadt als Künstler gefördert? Hanns Heinz Ewers und Arnold Bronnen, beides morbide Persönlichkeiten. Als dieser Ewers 1932 bis 1933 einen Roman über Horst Wessel zu schreiben begann, habe ich bei Hitler Einspruch eingelegt. Hitler kannte H. H. Ewers wohl kaum genügend; den Hinweis, ein solch angefaulter Mann müsse seine Finger von Horst Wessel lassen, beantwortete er mit der Bemerkung, ein solches Werk erschließe der Bewegung vielleicht doch neue Kreise. Goebbels hatte ihm wahrscheinlich einen großen Einfluß des Ewers in Künstlerkreisen vorgegaukelt. Als Goebbels dann später vor der neuen Kulturkammer begrüßt wurde, feierte ihn Ewers im Namen der Kunstschaffenden. Dann verschwand er in der Versenkung.

Bronnen hatte üble sodomitische Szenen geschrieben (s. H. Hartner: »Erotik und Rasse«), ein innerlich zerspaltener Mensch. Goebbels hielt ihn später eine Zeitlang als Intendant des Fernseh-Senders, aber auch da wurde er unmöglich und verschwand endgültig.

Im Laufe dieser Jahre ist aus dem Munde von Dr. Goebbels kein originales, kein schöpferisches, tieferes Wort über die Kunst gesprochen worden, wohl aber hörte man die abgeschmacktesten Worte vom Lorbeer auf Künstlerstirnen, glatte Passagen und halbverstandene Gespräche mit dem Führer. Weder hier noch auf anderen Gebieten vermochte Goebbels ein Problem konkret zu sehen, plastisch darzustellen. Als Baldur von Schirach mir in München bei dieser Kennzeichnung sagte, er sei aber doch ein Künstler, antwortete ich ihm: »Nein, ein Schmierant«[16].

Seit Goebbels Herr der Propaganda war, wurde die deutsche Öffentlichkeit in wohl präparierten Abständen mit Bildern von ihm versehen: Goebbels beim Führer am Kamin auf dem Obersalzberg, auf dem Weihnachtsmarkt mit seiner Tochter, am Schreibtisch in wichtigen Besprechungen, bei einer Rede in Berlin, Köln, Hamburg usw. Seine Reden mußten immer sehr lang wiedergegeben und nach Stichworten kommentiert werden. Jede Maßnahme, wie sie überall zum laufenden Dienstbetrieb aller Ressorts gehörten, wurde der Öffentlichkeit als wichtige staatsmännische Handlung mitgeteilt. Das große Werk der NSV (Winterhilfswerk), ein ausschließliches Verdienst von Hilgenfeld, wurde von Goebbels im Sportpalast erörtert und in seinen Leistungen vorgezeigt. Hilgenfeld durfte nur das »Heil« auf den Führer ausbringen. Kurz, es war ein peinliches Schauspiel und kulturlos obendrein.

Ich hatte eine derartige Entwicklung befürchtet, aber doch nicht, daß sie so formatlos werden würde. Im »Mythus« hatte ich die Partei symbolisch einen »Deutschen Orden« genannt und gesagt, wenn auch bei Beginn einer Neugestaltung »lutherhafte Naturen« überwiegen müßten, sollte dem Bismarck-System im Interesse der Zukunft zugunsten des Moltke-Systems entsagt werden[17]. Statt des Konzentrierens aller Funktionen an einer Stelle und des damit notwendig verbundenen Hinabdrückens der anderen, die Förderung des Prinzips des pflichtbewußten Widerspruchs, wie ihn der Chef des Generalstabs bei einem Befehlshaber gegebenenfalls selbst protokollarisch niederlegen mußte. Ich sagte ferner, hier für jeden etwas erfahrenen Nationalsozialisten deutlich auf Goebbels gemünzt, im Zentrum des Ordens müsse absolute Gradlinigkeit herrschen, hier müßten alle sonstigen, auch propagandistischen Rücksichten als unwesentlich gelten.

Tischgespräche

Das ist leider nicht geschehen. Früher verstand man überhaupt nichts von Propaganda, jetzt übertrieb man sie und schrieb ihr eine viel zu große Macht der Menschenformung zu. Vielleicht hätte sie im nationalsozialistischen Staat auch vieles erreicht, wenn sie klug und gut gewesen wäre. Im Unterschied zu manchen am Führer-Tisch hielt ich sie weder für das eine noch für das andere. Immer wieder empfand ich gegen die Parolen einen inneren Widerspruch,

sah keine vernünftige Hinlenkung zu dem oft Notwendigen und Guten. Ich habe das beim Führer einmal deutlich zum Ausdruck gebracht und gesagt, daß diese Reaktionen auch bei anderen zu bemerken wären. Das hatte ein betretenes Schweigen am Tisch, beim Führer ein Vertiefen in seine vegetarische Speise zur Folge. Lange Zeit wurde z. B. noch im Kriege die Fassade der Warenauslage in den Geschäften durchgehalten. Bei allen Inhabern und Angestellten wurde, wenn immer wieder die Käufer kamen, um nach den ausgestellten Gegenständen zu fragen, ein millionenfacher, zermürbender Bedienungsunmut hervorgerufen, da es diese Artikel doch nur noch in der Auslage gab. Schließlich wurde diese Täuschung aufgegeben. Oder die Propaganda sprach nicht von Magermilch, wie es der Wahrheit entsprach, sondern wählte einen ganz anderen Ausdruck: Anlaß zu jahrelangem Spott in allen Milchläden. Das waren Ausflüsse eines das anständig-gesunde Fühlen des deutschen Volkes unterschätzenden Denkens. Ich konnte nicht anders, ich habe dies, die ganze sonstige Aufmachung als levantinisch bezeichnet.

Im Kriege schrieb Goebbels in der großen Wochenzeitung »Das Reich« stets den Leitaufsatz (für 4000 Mark pro Artikel)[18], der dann noch zweimal über alle Sender verlesen wurde. Zweifellos eine Energieleistung, an die nicht jedesmal mit kleiner Kritik herangetreten werden sollte. Aber wenn ich aus dienstlichem Pflichtgefühl mich überwand, um das Geschriebene manchmal genauer zu lesen, dann fand ich namentlich die Polemik gegen unsere Feinde derart formatlos, daß ich Göring zweimal Beschwerdebriefe geschickt habe. Ich sagte ihm, er sei doch Vorsitzender des Ministerrats für die Reichsverteidigung, er müsse dafür sorgen, daß der deutsche Propagandaminister sich nicht selbst als einen Köter hinstelle, der »Churchill an den Rockschössen« hängen bleiben wolle, wie er sich auszudrücken beliebe. Göring erklärte später, er hätte das dem Führer gesagt, dieser habe erwidert, Rosenberg hätte Recht, es sei Quatsch, was Goebbels schreibe. Aber es änderte sich nichts.

Weilte der Führer in Berlin, so war Goebbels täglich bei ihm zu Mittag. Wenn ich mal in 14 Tagen oder 3 Wochen auch beim Führer speiste, saß er fast ständig dabei. Er bemühte sich, irgendein Erlebnis anzubringen, einen kleinen bösartigen Witz über einen Abwesenden zu erzählen. Das war bei ihm erprobte Methode, den Führer zu unterhalten und langsam Vorbehalte gegen bestimmte Menschen großzuziehen. Er konnte manchmal ganz unterhaltsam sein, spielte charmant den Kunstbegeisterten, wenn der Führer z. B. über etwas sehr Schönes bei neuen Skulpturen sprach, oder verschärfte geschickt Sarkasmen, die der Führer über irgendein Ereignis zum besten gab. An den Abenden lud der Führer oft am Kamin den Einen oder Anderen zu einem langen Gespräch ein. Goebbels, Ley und einige andere waren hier neben der üblichen Tafelrunde bevorzugt.

Ich kann darüber nichts aussagen, weil ich nicht ein einziges Mal dazu geladen worden bin. Hier wurde sicher die Seite des Gefühls gepflegt. Entschlüsse

der leidenschaftlichen Mentalität sind bestimmt in diesen Stunden geboren worden. Goebbels führte über die Gespräche mit Hitler ein fortlaufendes Tagebuch, um sie einst durch eine gefilterte Veröffentlichung zu kapitalisieren. Da sein »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« die Unfähigkeit zur exakten Darstellung und Erfassung des Konkret-Wesentlichen gezeigt hatte, vermochte ich mir leicht auszumalen, wie die Darstellung der vom Führer ausgesprochenen Anschauungen ausfallen würde – außerdem natürlich die Herausstellung des innigen Verhältnisses von »unserem Doktor« zum Führer.

Goebbels erreichte es sehr bald, daß Darré seine Dienstwohnung im Garten seines Ministeriums an der Wilhelmstraße durch Führeranordnung räumen mußte. Das Haus wurde niedergerissen und ein neues für Goebbels errichtet. Es wird sicher sehr schön ausgestattet worden sein; ich bin nie darin gewesen. So hatte er sein Ministerium gegenüber der Reichskanzlei, sein Diensthaus an der Wilhelmstraße, seine Privatwohnung auf Schwanenwerder, wo der Führer, wie ich hörte, auch seine Zimmer hatte, die Kinder gratulierten in seinem Namen dem Führer, täglich war Goebbels zum Mittag . . . mit tausend Wurzeln hatte er sich am Starken festgesaugt, der sich nicht mehr befreien konnte, ohne sich selbst bloßzustellen. Trozdem ist es, auch nach Stennes, ein paarmal doch beinahe so weit gewesen. Da hier jedoch familiäre Dinge eine Rolle gespielt haben, sehe ich davon ab, diese zu behandeln.

Widerstand der Partei

Ich habe mich bemüht, auch Goebbels rein menschlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war mit einem Klumpfuß belastet und damit aus allem Wettstreit der Knaben, von allen ihren Freuden geschieden. Er mußte mit Schmerz und schießlich mit Neid beobachten, wie sie alle stark und gesund in das Leben traten. In Heidelberg, als Student, konnte Goebbels nur zusehen, wie die Burschen hinausfuhren, mit den Mädels spazierten. Alle seine Energien mußten sich in einem Brennpunkt sammeln: diesen Gesunden, Frohen, Geraden zu zeigen, daß auch er etwas leisten könne.

Die Revolution erregte ihn heftig. Stürtz und andere haben mir erzählt, wie sie damals gleichsam Parallelrollen zur französischen Revolution spielen wollten. In Opposition zur Geltung zu kommen, das erstrebte auch Goebbels, als er sich mit Aufsätzen und Reden anmeldete. Rein charakterlich beurteilt, hatte ich gefunden, daß in der sozialen Sphäre des Denkens kein Hindernis bestanden hätte, daß Goebbels zu den Kommunisten gegangen wäre. Aber irgendwo, das will ich durchaus festhalten, hat auch er Deutschland geliebt. Das hat auch ihm die Wende zu Hitler gegeben. Es war jenes Gute, das auch in Goebbels vorhanden war und seinem äußerlichen Gehabe

die Ausstrahlungskraft eines wirklich doch zuzugestehenden Echten gegeben hat.

Die Entwicklung der Bewegung zur stärkeren Betonung des Gesunden, rassenhygienische Forderungen, die Rassenfrage überhaupt, hatten die menschliche Stellung von Goebbels immer schwieriger gestaltet. Ich glaube aber, daß alle bereit gewesen sind, für diese persönliche Lage Verständnis aufzubringen und auch Leistungen von Goebbels anzuerkennen, umsomehr, als er sich eines derartigen Schutzes erfreute, wie ihn der Führer Goebbels dauernd angedeihen ließ. Dieser antwortete nun nicht auch mit Achtung und Anerkennung, sondern mit immer stärkerem Einsatz der ihm anvertrauten staatlichen Mittel zur Herausstellung seiner Person in der dauernden öffentlichen Behandlung in Film, Rundfunk und Presse, welche den Anderen nach Möglichkeit, je nach seinen Sympathien gesperrt wurden. Ich habe am Führer-Tisch seitens Goebbels nie ein gutes Wort über einen Anderen gehört, wohl aber immer seine Zustimmung, wenn eine Kritik ausgesprochen wurde.

Trotz aller offensichtlichen Führerförderung lebte in der Partei eine wachsende gesunde Abwehr, die in zwei besonders klaren und für die Disziplin der Parteigenossen ganz ungewöhnlichen Demonstrationen deutlich zum Ausdruck kam. Es waren dies die etwa 700 Menschen umfassenden Versammlungen der Kreisleiter, also jener, die unmittelbarer als die Gauleiter mit dem Volk in ständiger Berührung lebten. Goebbels wollte sich einmal als ein alles besonders gut Überblickender hinstellen und hielt keinen Vortrag, sondern ersuchte, ihm Fragen zu stellen. Bei der Beantwortung war er zum Teil oberflächlich, wenn nicht unfähig, Aufklärung zu geben, wollte er die anderen hochfahrend behandeln. Die Reaktion waren dann doch Zwischenrufe, Scharren und Pfeifen. Goebbels mußte wütend abziehen.

Mutschmann sagte mir, man müsse im Lande immer wieder reparieren, was von Goebbels an Schaden angerichtet werde. Bürckel erklärte mir mehrfach, kein Propaganda-Ministerium sei besser als ein solches. Nachdem eine lange Zeit verstrichen war und eine neue Kreisleitertagung in Sonthofen stattfand, wurde von höchster Stelle befohlen, sich jeder mißbilligenden Äußerung zu enthalten. Goebbels versuchte mit einer langen Rede, Boden zu gewinnen. Es rührten sich etwa zehn Hände. Unter kaltem Schweigen verließ er diesmal den Vortragssaal, was ihn nur zu weiteren Anstrengungen veranlaßte, seine Person im Vordergrunde der Berichterstattung erscheinen zu lassen.

Wahnwitz der »Kristallnacht«

Ein besonders erschütterndes Beispiel für diese krankhafte Sucht und seine Verständnislosigkeit gegenüber der allgemeinen charakterlichen Ablehnung dieses Mißbrauchs öffentlicher Mittel war sein Familienfilm während des Krie-

ges. Ich habe ihn nicht gesehen, mein persönlicher Referent Dr. Koeppen hat mir jedoch mit schamrotem Kopf darüber berichtet: Familie Goebbels in Schwanenwerder, hackenschlagende Diener, die Königskinder inmitten von zahlreichen Spielsachen und Seidenkissen, Reiten auf Grautieren usw. Im deutschen Volk war der alte soziale Neid weitgehend überwunden; niemand verargte einer führenden Persönlichkeit eine entsprechende Dienst- oder Privatwohnung. Aber dieser Versuch, inmitten des Krieges derartige aufdringliche Filme durchzusetzen, zeigte, daß diesem Mann tiefere Gefühle von Anstand und Rücksicht allmählich gänzlich abhanden gekommen waren. Koeppen erzählte mir, der Film hätte vielfach lauten Protest hervorgerufen; er selbst habe voller Wut und Scham das Kino verlassen. Nach einiger Zeit soll dann der Film zurückgezogen worden sein.

Jede gerechte Beurteilung geschichtlicher Entwicklungen wird unterscheiden zwischen Worten und Taten einer Kampf- oder Kriegszeit und den staatlichen Maßnahmen, die ein siegreiches Regime durchführt. Eine solche Wertung wird auch die Nachwehen einer Revolution, Folgen stets vorhandener menschlicher Leidenschaften als unausweichlich in Rechnung stellen. Umso mehr erschien es allen als Zeichen großer Besonnenheit, daß der Führer nicht nach Rache und Guillotine rief, sondern sich bemühte, seine Revolution in die Ordnung der neuen festen Staatlichkeit zu lenken. Eine erst in Zukunft mögliche, erschöpfende Untersuchung wird feststellen können, inwieweit die aktiven und überall unterstützten Emigranten hierin eine Änderung herbeiführten. Mitgewirkt haben wohl auch gewisse Enttäuschungen im Innern, oder auch dauernde, auf Hitlers Gefühlen spielende Einflüsse, die bei ihm nicht selten kluge, vorsichtige Konzeptionen durchkreuzten. Nach allem, was ich beobachten konnte, ist es hier dauernd Goebbels gewesen, der beim Führer gerade jene Gefühle gereizt hat, Handlungen radikaler Art als besonders »echt revolutionär« darstellte, wohl um den Nationalsozialismus nicht »verbürgerlichen« zu lassen. So stand denn Goebbels hinter allen Exzessen so peinlicher Art, wie der Bücherverbrennung, dem Boykottag, vor allem aber hinter der antijüdischen »Aktion« vom 9. – 10. November 1938.

Selbst unsicher in seinem Urteil über die ganze Tiefe des Kulturverfalls, suchte er nach einem Effekt und setzte jene Buchaktion mit theatralischer Rede und Film-Wochenschau in Szene.

Als ich am 10. 11. 1938 im Wagen durch Berlin fuhr, sah ich viele zerschlagene Fensterscheiben, einige Zeit später eine ausgebrannte Synagoge. Ich sprach in meiner Dienststelle über die unwürdige Art solcher Exzesse, hörte, Goebbels sei der Initiator gewesen, Göring hätte aber eingegriffen. Zuerst glaubte ich, diese »Aktion« hätte sich auf den Gau Berlin beschränkt, dann hörte ich, daß sich das gleiche auch in anderen Gauen abgespielt habe. Den ganzen Umfang habe ich erst hier in Nürnberg erfahren.

Alle Herausforderungen von außen, wie die Morde in der Schweiz und in Paris, hätten uns nicht aus der Ruhe bringen dürfen. Andererseits war es angesichts der ganzen Tätigkeit im Auslande nicht leicht, diese Ruhe zu bewahren. Aber e i n e r hätte das tun müssen. Bei solch' schwankender Lage entscheiden oft kleine Gewichte den Gang der Geschichte, und Goebbels ist es – neben ein paar anderen – gewesen, der, immer gegenwärtig, sein Gewicht stets auf die Seite aufzischender Gefühle legte.

Er war dabei gar nicht echt gefühlvoll. Mit seinen Mitarbeitern ging er sehr kalt um; er glaubte darin etwas »Staatsmännisches«, so was wie »Staatsraison« zu sehen. Er wechselte oft. Ich habe von einigen gehört, daß sie ihn für intelligent hielten, nie einen gesprochen, der ihn verehrt oder gar wirklich geachtet hätte.

In seiner Kriegspropaganda hatte er sich vollkommen festgelegt auf das Verbleiben im Gau und auf ähnliche Versprechungen. Seine Lage war in jeder Hinsicht Ende April ausweglos geworden. Er wußte im Grunde ja doch, trotz aller Betäubungsversuche, daß seine Stellung nur durch den Führer gesichert war, er sich ohne diesen nirgends in das Land hinauswagen durfte. So zog er die Konsequenzen[19].

Es bleibt dennoch eine menschliche Tragödie, mit seinen eigenen Kindern in den Tod gehen zu müssen. Aber darauf hatte auch ich mich mit meiner Familie vorbereitet, ehe ich durch Befehl am 20. 4. 45 nachts nach Norden gesandt wurde. Und es ist auch eine Tragödie, den Siegern als Anklägern ein Jahr lang täglich ins Gesicht sehen zu müssen und an der Stelle von Goebbels und Anderen für das angeklagt zu werden, was sie in erster Linie mitverursacht haben.

Ich wollte den Mephistopheles nicht gekränkt haben, als ich Goebbels den Mephisto Hitlers nannte, denn dieses Format hat er nie erreicht. Auch war er nicht der Einzige, sondern drei sind es nach und nach geworden, die vor allem den Nationalsozialismus zur Entartung brachten: außer Goebbels noch Heinrich Himmler und Martin Bormann.

Heinrich Himmler

Mit H i m m l e r ist es mir gänzlich anders ergangen als mit Dr. Joseph Goebbels. Er erschien im Gefolge Gregor Strassers, erinnerlich später als Fahnenträger der sogenannten »Reichskriegsflagge« vor dem Münchener Kriegsministerium am 9. 11. 1923. Dann wurde er Vertreter von Goebbels in der Propaganda, um später die SS, d. h. die Schutz-Staffel zu übernehmen. Diese Aufgabe erforderte tapfere und umsichtige Männer, denn unsere Redner zu bewachen und Gefahren von ihnen abzuwenden, sie persönlich zu begleiten, war damals nicht ein Amt für Streber, sondern erforderte mutigen Einsatz. Da-

her konnte niemand auch nur die geringste Gefahr in einer Verbindung zwischen Himmler und der SS erblicken, auch nicht, als er sie straff auszubauen begann, sogar nicht, als er später die Polizei in den Ländern und im Reich übernahm.

Himmler stammte aus einer extrem klerikalen Lehrerfamilie. Er entzog sich diesem Einfluß und erklärte sich als Gegner dieses ganzen politischen Katholizismus, ja des römischen Priesterwesens überhaupt. Himmler war Landwirt, wir sprachen uns auf den Bauerntagen in Goslar. Das waren ebenfalls gleichlaufende Gedanken; er betonte auch stets seine mir verwandte Haltung. Eine gemeinsame Sympathie hatten wir in der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte. Ich hatte schon im Kampfbund für deutsche Kultur Professor Reinerth (Tübingen) als Mitarbeiter, der 1932 in den NS Monatsheften ein Reichsinstitut für deutsche Vorgeschichte gefordert hatte, und, als Schüler Kossinnas, eifrig, besonders seit 1933, für dessen Errichtung unter seiner Leitung wirkte. Himmler gründete nun sein sog. »Ahnen-Erbe« als Forschungs-Stiftung. An sich hätte ich gegen ein solches wissenschaftliches Interesse nichts einzuwenden gehabt, aber wie er dieses im Laufe der Jahre verfolgte, gab mir von dieser Seite einen, wenn auch lange nicht vollständigen Einblick in die Untergründe in seinem Charakter.

Ein Dr. Teudt hatte sich ein großes Verdienst um die Erforschung der sog. Extern-Steine erworben und eine Gesellschaft zur Förderung dieser Arbeit gegründet. Darauf hatte Himmler sein Auge gerichtet. Durch deutlichen Druck am Gauleiter vorbei wurde Teudt veranlaßt, diese Gesellschaft in das »Ahnen-Erbe« einzugliedern. Damit war er ausgeschaltet; er übergab sein Material wurde »Ehrenpräsident« seines früheren Vereins. Später durfte er aber selbst keine Führungen mehr veranstalten, weil Himmlers neue Forscher andere Ansichten vertraten als er. Ich erfuhr diese Dinge nach und nach. Sie zeigten den Machteinsatz der für ganz andere Zwecke organisierten SS bzw. der Polizei, die ja jetzt dahinter stand, und eine Forschungsgemeinschaft in ein Instrument persönlicher Interessen verwandelte.

Hand in Hand ging damit die Ernennung einer großen Anzahl von sogenannten Ehrenführern. Schon Röhm hatte das für die SA begonnen; Himmler führte es fort, um durch dieses Mittel Beamte, Wissenschaftler, Schriftsteller usw., die weder mit dem Kampf der Partei noch allgemein mit dem Nationalsozialismus etwas zu tun hatten, an sich zu binden, sie schließlich abhängig zu machen, ihre Kräfte dann für die SS, für Himmler auf Gebieten einzusetzen, die mit den Aufgaben der SS aber schon gar nichts Gemeinsames aufwiesen.

Ich habe ihn darüber mehrfach zur Rede gestellt. Er antwortete, ich müsse verstehen, daß die Polizei es leider nur mit den dunklen Seiten des Daseins zu tun habe; um hier einen Ausgleich zu schaffen, möchte er seine ihm Unterstellten an wissenschaftlichen Fragen interessieren. Er wolle mir in meiner Aufgabe nicht in den Weg treten, aber bäte auch mich, Verständnis für seine Lage aufzubringen. Ich habe ihm geantwortet, daß ich mich über das geschichtliche Interesse freue, aber es als nicht möglich erachte, wenn er Einfluß nehmen wolle auf Personalfragen, seine Organisation für Zwecke einsetze, für die sie nicht eingerichtet worden sei und auch nicht als wissenschaftlich kompetent angesehen werden könne.

Himmler war in diesen Jahren zweimal am Nachmittag bei mir im Hause gewesen, wobei diese Fragen nochmals durchgesprochen wurden. Aus der »Forschungs-Gemeinschaft e. V.« war mittlerweile ein Amt der SS geworden, sein Chef, der ehrgeizige Professor Wüst, tat sich im Einsatz von Machtmitteln der SS besonders hervor. Himmler sagte mir, er würde Wüst veranlassen, mich aufzusuchen, um alle Mißverständnisse auszuräumen. Es ist aus allen diesen Besprechungen nichts geworden, weder besuchte mich Dr. Wüst noch stellte Himmler seine Bemühungen ein, auf dem Weg über die Uniform Wissenschaftler seiner Disziplin einzufügen. Nach dem Anschluß Österreichs kündigte das »Ahnen-Erbe« die Übernahme einer großen Anzahl neuer Zeitschriften gänzlich verschiedenen Inhalts an. Sie wurden also in der gleichen Weise »übernommen« wie einst der Verein des Dr. Teudt.

Im Verlauf des Krieges, vor allem als Heydrich nach Prag ging, wurde der Plan, eine »SS-Universität« zu gründen, besonders in dem Sinne gefördert, daß dies die Prager Universität werden sollte. Himmler war bekannt, daß der Führer mir die »Hohe Schule« als künftige zentrale Forschungs- und Lehrstätte übertragen hatte und daß es nicht nur ein Gebot kameradschaftlicher Loyalität sondern durchaus dienstlicher Verpflichtung gewesen wäre, sich mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Er tat das Gegenteil. Ich konnte später seine Wirksamkeit nicht mehr anders auffassen, als daß Himmler, noch ehe sich die »Hohe Schule« etabliert hatte, die für uns in Frage kommenden Forscher in der SS binden, weite Forschungszweige beherrschen und mich also auch abhängig von seinen Wünschen machen wollte, um gleichsam eine »Partei-SS-Forschung« einzurichten.

In der weiteren Verwirklichung dieser Absichten gründete er den Nordland-Verlag, in dem Romane, Werke zur Judenfrage usw. erschienen, zum Teil eine Auswertung einst von der Polizei beschlagnahmter Bibliotheken marxistischer und anderer Emigranten und Institutionen[19]. Er ließ keine ihm nicht verpflichteten Forscher in diesen Büchereien arbeiten, sondern begann wiederum von der Polizei her Forschung zu betreiben. Neben der politischen

drohte hier eine große geistige Gefahr, und mein Verhältnis zu Himmler wurde immer gespannter. Ich habe mir bei der Beurteilung Himmlers dann kein Blatt vor den Mund genommen und mehrfach gesagt: »Man kann zehnmal aus der römischen Kirche austreten und doch ein Jesuit sein.«

Dienstlich hatte ich nur mit dem Schulungsamt der SS unmittelbar zu tun. Dieses gab die sog. SS-Leithefte heraus, gegen die sich nichts einwenden ließ. Sie waren von charakterlich guter Haltung, in Erzählungen aus Geschichte und Gegenwart wurden Beispiele pflichtbewußten Wirkens erläutert. Aussprüche großer Männer ergänzten dies in oft sehr wirksamer Weise. Das gleiche galt von manchen Veröffentlichungen des Nordland-Verlages.

Hinzu kam, daß in der SS aus alter Zeit viele ausgezeichnete Männer ihren Dienst taten, zweifellos getragen vom anständigsten Willen, Volk und Reich zu dienen. Der Polizei als neuer Truppe wurde das beste Verhalten zur Bevölkerung eingeschärft, der Schupo sollte ein Helfer und Freund des Volkes sein. Der Gummiknüppel, eine Waffe, die wir aus der Kampfzeit gehaßt hatten, wurde abgeschafft. Dies und manches andere waren wieder Dinge, die zweifellos als Zeichen eines positiven Wollens und psychologischen Verstehens aufgefaßt werden mußten.

Daß die Polizei rückfällige Verbrecher bis auf weiteres in Haft nahm und eine Anzahl unserer erbittertsten Gegner in KZ-Lager brachte, erschien durchaus natürlich. Die NSDAP verlor über 300 einzeln Gemordete, 40 000 Verwundete durch kommunistische Gewalttaten. Hunderttausende waren aus Arbeit und Brot gejagt worden. Eine Entladung der Gefühle wäre wie in jeder Revolution möglich gewesen. Daß hier nun einige Tausend eingesperrt wurden, verstand man als durchaus richtig, wobei gewisse Ausschreitungen als eben unvermeidbare Einzelerscheinungen anzusehen wären. Viele Zehntausende ließ man ruhig ausreisen.

Es wurde mitgeteilt, daß unter 800 verhafteten kommunistischen Funktionären die Vorstrafen im Durchschnitt 4 Jahre Gefängnis bzw. Zuchthaus ausmachten. Zudem wurden vom 30. zum 31. Januar 1933 in Berlin ein SA-Führer (Maikowski) und ein Polizist ermordet. In anderen Städten kamen noch das ganze Jahr über Mordtaten vor. Daß hier nur mit fester Hand vorgebeugt werden konnte, erschien uns als ein Gebot staatlicher Selbsterhaltung und als Ausschaltung persönlicher Racheaktionen seitens der Bewegung selbst. Auch die Niederschlagung des Röhm-Putsches wurde so gewertet, daß der Führer Ordnung wollte. Mir fiel in seiner Reichstagsrede über diese Angelegenheit auf, daß er unter den Erschossenen auch mehrere Angehörige der SS erwähnte, welche Gefangene mißhandelt hätten. Das konnte nur als Hinweis auf das Ziel verstanden werden, eine tadellose Haltung aller Wachmannschaften sicherzustellen.

Die Greuelmeldungen des Auslandes über Morde unsererseits, wie sie angeblich in Massen vor sich gingen, wurden der Öffentlichkeit mit Empörung

mitgeteilt, und dies wurde im vollen Bewußtsein der bewiesenen Rücksicht gegenüber Feinden eines vierzehnjährigen Ringens auch so verstanden. Das war ein entscheidender Grund dafür, warum die Greuel auch später nicht geglaubt wurden, als sich jenes abzuspielen begann, unter der Herrschaft des Heinrich Himmler und einer Anzahl größenwahnsinniger Unterführer, was sich jetzt in so erbärmlicher Weise als Tatsache herausgestellt hat.

Sabotage der Ostpolitik

Als ich das Ost-Ministerium übernahm, merkte ich die politische Gegenwirkung Himmlers, dahinter als treibende Kraft auch Heydrich. Gegen meinen Widerspruch erreichte die Polizei völlige Unabhängigkeit, die noch rein theoretisch vorhandenen Bindungen wurden in der Praxis auch noch abgestreift und Befehle ausgeführt, die ich erst jetzt in Nürnberg zur Kenntnis erhielt. Aber daß hier gegen den »Theoretiker« Rosenberg eine systematische Unterminierungsarbeit begann, wurde immer deutlicher fühlbar, wenn ich auch – noch immer in alten Kameradschaftsvorstellungen befangen – die Tiefe dieser Skrupellosigkeit erst nach und nach zu erfassen begann. Denn wenn ich Himmler sprach, war er die Liebenswürdigkeit selbst, erzählte alles mögliche, tat, als ob er meinen Ansichten großes Gewicht beilegte. Auch der Verbindungsmann zu ihm, SS-Gruppenführer Berger, betonte nicht nur seine persönliche Verehrung (ich glaube selbst heute noch, daß dies echt war), sondern auch den Willen zur sachlichen Verständigung, wobei er seinen Widerwillen gegen das System Heydrich deutlich zum Ausdruck brachte.

Einmal hatte ich allerdings, gleichsam als Vision, ein unheimliches Gefühl. Berger hatte mich und Schickedanz in sein Dienstgebäude zu einem Glas Wein geladen. Von meinem Sessel aus sah ich auf ein vergrößertes Photo Himmlers, das an der Wand des Nebenzimmers hing. Unwillkürlich mußte ich immer wieder hinsehen. Und da fiel mir ein, daß ich dem Heinrich Himmler nie hatte richtig in die Augen schauen können. Stets blieben diese zwinkernd hinter seinem Zwicker verborgen. Jetzt aber sahen sie mich vom Lichtbild unbeweglich an. Und ich glaubte, in ihnen nur zu sehen: Heimtücke.

Ich sprach mit Schickedanz am nächsten Tag darüber. Und Himmlers anderes Wesen glaubten wir bei der Überprüfung seiner uns bekannten Handlungen deutlicher zu erkennen: auf Grund der erlangten, polizeilichen Machtposition durch Einschüchterung und Versprechungen Position um Position zu sichern, um in allen Dienststellen verankert, schließlich so oder so die Nachfolgeschaft Hitlers anzutreten. Ob es sich um Verlage, Kunstanstalten, medizinische Zeitschriften, Volkstumsfragen, Porzellanmanufakturen, KZ-Lager, Anpflanzungen der Kog-Sagys-Gummiwurzeln, schließlich um Aufbau der Waffen-SS handelte, alles das war nur, wie ich später sagte, ein »Punktesam-

meln«, um andere in der Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten zu hindern und dann deren Stellung einzunehmen.

Die SS war schon lange nicht mehr nur eine Auslese durch Härte, sondern auch ein Sammelbecken von Ehrgeizlingen aller Berufe geworden, die mit Hilfe der Macht sonst sachlich nicht berechtigte Positionen erlangen konnten. Ob auf dem Gebiet der Volkskunde Typen wie Harmjanz Professorentitel erhielten und ein Professor Wüst freie Bahn für Ausschaltung unliebsamer Wissenschaftler bekam, das diente alles dem gleichen Zweck wie die später in Erscheinung tretende Feindschaft gegen Lutze, gegen mich, gegen manche Generale, welche den Einbruch von Himmlers Einfluß in das Heer abzuwehren bemüht waren.

Mir war diese Entwicklung auch ohne Kenntnis der näheren Vorgänge unheimlich geworden. Als ich einmal einige Minuten den Führer unter vier Augen sprechen konnte – 1942, es war das letzte Mal – sagte ich ihm, Himmler habe so viel Aufgaben, er könne sie unmöglich überblicken, was ich in Fragen der volksdeutschen Umsiedlung im Wartheland sähe, zeige böse Vorgänge. Der Führer verstand, sagte aber kurz, Himmler habe seine Aufträge bisher immer gut ausgeführt . . .[20]

Gegen und für Wlassow

Meine Konzeption der Ostpolitik – bei der Unvermeidbarkeit des Konflikts – ist in diesem Prozeß dargelegt worden. Vielleicht kann ich es noch genauer tun, verweise hier auf meine Rede vom 20. 6. 1941 (Dokument 1058-PS). Diese Politik wurde abgelehnt, Himmler bramarbasierte – mit Koch und Bormann – nach allen Himmelsrichtungen. Was ihn nicht hinderte, als doch Freiwilligen-Bataillone der Ostvölker aufgestellt wurden, alles in Bewegung zu setzen, um sie unter seinen Befehl zu bringen. Bei den Esten und Letten ging es schnell, sie rangierten unter den germanischen Völkern, mit den anderen, früher so verspotteten »Asiaten« ging im FHQ sein einziges Bestreben darum, den General der Freiwilligentruppen zu ersetzen, mit dem ich ein gutes Verhältnis hatte. Bei den Kosaken war es gelungen, wenigstens für den Einsatz auf dem Balkan.

Mit dem zwei Jahre beschimpften russischen General Wlassow – den einzusetzen ich mir ab 1942 die größte Mühe gegeben hatte – wurde Ende 1944 ein großes Theater gemacht, als Himmler beim Führer, ohne meine Unterrichtung, sich einmischte, was in dieser Form alle übrigen tapfer kämpfenden nicht-russischen Völker des Ostens vor den Kopf stoßen mußte. Himmler kannte nichts vom Osten, was er allmählich von dem, was er von mir über Berger hörte, verstand, war oberflächlicher Art. Wenn er aber meine Konzeption sogar als richtig ansah – das glaube ich heute –, so wollte e r sie

verwirklichen: gleich mit welchen Mitteln, erst ohne, dann mit Wlassow, alles nur, um in krankhafter Sucht die Macht auszuüben, nicht als starke Persönlichkeit, nicht als überragender Kopf, sondern als jesuitischer Erschleicher und heimtückischer Verleumder.[21]

Mißbrauch der SS

Das also war der Werdegang des Fahnenträgers vor dem Kriegsministerium vom 9. November 1923, der dann, auf der Flucht ergriffen, durch Zerbeißen einer Giftampulle sich bei der Verhaftung das Leben nahm; der unter der Maske, für germanische Werte zu kämpfen, einen gänzlich ungermanischen Zug in die ihm anvertraute tapfere SS brachte und diesen Namen in furchtbarer Weise befleckt hat; der gern Gespräche über Gedanken und Absichten anderer führte, um bald darauf das gleiche als Konkurrenz aufzubauen; der beauftragt war, das Reich im Inneren zu sichern und durch sein Wirken die Empörung gegen die Führung des Reiches hervorrufen mußte, zuerst bei den Feinden, das konnte man in jedem Fall verstehen, dann bei Halbgewonnenen, dann bei uns, die eine ehrliche große Sache nicht verunstaltet sehen wollten.

Der Krieg verhinderte eine Änderung, steigerte vielmehr die Macht dieses Mannes in einer noch um 1939 nicht zu ahnenden Weise. Und um den Chef des Staates lagerte sich ein Nachrichtenapparat, der den Willen Hitlers, schon vorher verhängnisvoll abgebogen, in die Richtung weltgeschichtlicher Dämonie führte, deren Ergebnis der Verlust eines tausendjährigen Kampfes um das Heilige Deutsche Reich war.

Jener, der mit einer Hand erbaute, zerschlug mit der anderen, was er mit Hilfe von Millionen Treuen errichtet hatte. Versuche ich mir das Bezeichnende, Typische an Himmlers Erscheinung zu vergegenwärtigen, das sich in den oft so ganz verschiedenen Äußerungen seines Wirkens zeigt, so ist es der zur exekutiven Macht gelangte Sektierer. Daß Himmler dies auf dem Gebiet der Wissenschaft war, wußte ich lange, gerade hier hatte ich ihn ja am bemerkbarsten erlebt, aber daß dies sein ganzes Wesen überall durchdrang, ist, das muß ich gestehen, mir erst hier angesichts seiner Reden über »die Slawen«, »die Asozialen« usw. voll zum Bewußtsein gekommen.

Seine wissenschaftliche Sektiererei hatte ich als unbequem, manchmal als aufreizend empfunden; aber ich war auch der Überzeugung, daß ihre Ergebnisse nach einiger Zeit abgetan sein würden. Ich erlebte ja auch in meinem eigenen Amt manche Übertreibungen. Als ich aber sah, welch merkwürdigen Käuze von Himmler gefördert wurden, dachte ich an jene Erscheinungen, die von 1920–23 in München auftauchten und verschwanden, an das merkwürdige Klopf-Geist-Christentum Dinters, das vergangen war, usw. Im großen Experi-

mentiersaal der Geschichte kommen und gehen die merkwürdigsten Gestalten; ich fühlte es jedoch als meine Aufgabe, vom geistigen Gesicht der Bewegung die amtliche Anerkennung aller unerprobten Versuche fernzuhalten.

In einem besonderen Fall konnte ich das sehr deutlich und für Himmler in peinlicher Form tun. Die sog. Hörbigersche Welt-Eislehre hatte viele Köpfe beschäftigt, eine Hypothese, mit der sich auseinanderzusetzen, Angelegenheit der exakten Forschung war. Möglich, daß sie im Wesen falsch war, wahrscheinlich aber doch, daß bei der Forschung nach dieser Richtung manches entdeckt werden konnte, was man sonst nicht gefunden hätte. Das ist das Schicksal so vieler Hypothesen. Himmler stürzte sich denn auch auf die Jünger Hörbigers. In seinen Zeitschriften erschienen Aufsätze darüber, Bücher wurden verfaßt und gefördert; sogar die Zeitschrift der Frauenschaft mußte für die Darstellung dieser Gedanken herhalten. Wenn das mit der notwendigen Zurückhaltung als Unterrichtung über Debatten der Wissenschaft geschehen wäre, so hätte ich keinerlei Einwendungen gemacht. Aber diese Aufsätze waren so abgefaßt, als sei es geradezu Sache der alten nationalsozialistischen Kämpfer, sich für Hörbiger und seiner Jünger Lehre einzusetzen. Darauf erließ ich an die ganze Partei ein Rundschreiben, wonach es nicht Sache der Bewegung sei, amtlich zu kosmo-physikalischen Lehren Stellung zu nehmen. Kein Nationalsozialist könne verpflichtet werden, solche Theorien anzuerkennen. Diese Desavouierung hatte denn auch zur Folge, daß die Debatten dahin verlegt wurden, wohin sie gehörten: in den Kreis der Naturforscher.

Sieg des Sektierers

Ich fühlte mich deshalb für die Zukunft verpflichtet, die kommende »Hohe Schule« in gewissenhafter Weise zu leiten, nur Leistungen ernster Art zur Aussprache zu stellen. Unterstützt wurde ich hier von Professor Dr. A. Baeumler, der an vielen Dingen meiner eigenen Dienststelle eine heilsame Kritik übte, da auch ich gern manchen seine eigenen Gedanken verfolgen ließ. Daß dabei Baeumler, Professor der Philosophie, selbst auch vieles subjektiv sehen mußte, zog ich in Betracht. Jedenfalls hoffte ich, daß Himmlers wissenschaftliches Sektierertum in Zukunft versinken würde, wie alles ähnliche vorher.

Daß es sich hier um einen allgemeinen Charakterzug handelte, alles zu übertreiben, sich zu überschlagen und in einem hemmungslosen Egoismus alle Rücksichten auf Kameraden, Ehre, Deutschland fahren zu lassen . . ., war es eine sträfliche Unterlassung, dies nicht schon 1933 erkannt zu haben? Darauf muß ich fragen: Durfte man Himmler die heute offenbare Grausamkeit zuschreiben? Welches Recht hatte einer von uns gehabt, ihm einen derartigen Vorwurf zu machen? Hatten wir nicht selbst auch unsere Unzulänglichkeiten? Mußte ich mir nicht auch selbst sagen, daß Einseitigkeiten auch bei uns vorhan-

den waren, die beim Erkennen möglichst korrigiert wurden? Konnten die Teilnehmer an der französischen Nationalversammlung ahnen, daß ein Mann unter ihnen, Robespierre, sie einst köpfen lassen und ein ungeheures Blutbad herbeiführen würde?

Nein! Historische Entwicklungen entziehen sich der sicheren Beurteilung. Bei vielem Erkennen, Bemühen und auch Gelingen bleibt ein großer Teil unenträtselbares Schicksal.

Schließlich hatte sich gegen Himmlers Polizeiregime schon ein großer Unwille in fast allen Gauen erhoben. Gegen den »Orden der SS« stellte sich die Partei immer bewußter ein, trotz aller nun einmal nicht zu vermeidenden dienstlichen Rücksichtnahme und auch angesichts mancher einsichtsvoller SS-Führer, welche durchaus bemüht waren, alte menschlich-kameradschaftliche Beziehungen zu erhalten.

Es war zu spät! Der Sektierer siegte über die Idee.

Martin Bormann

Im Frühjahr 1944 war ich bei Dr. Meyer in Dahlem zu Gast. Anwesend war auch Dr. Klopfer, Bormanns Staatssekretär, der die rechtlichen Beziehungen zwischen der Partei-Kanzlei und den Obersten Reichsbehörden zu bearbeiten hatte. Klopfer war, soweit ich ihn kennengelernt hatte, ein sachlicher Mensch, der als ziemlich junges Parteimitglied sicher stolz gewesen war, die genannte Stellung einnehmen zu dürfen. Die Gefühle Bormann gegenüber waren um diese Zeit schon vollkommen eindeutig. Ich wohnte damals nach Zertrümmerung meines Hauses im Hotel Esplanade am Potsdamer Platz. Meinen Fahrer hatte ich nach Hause geschickt und fuhr im Wagen Klopfers. Bei dieser Fahrt erzählte ich ihm folgende Geschichte.

Ob er wüßte, woher Wort und Begriff einer »Camarilla« stammten? Nein? Also, im Palast des Königs Philipp II. von Spanien befand sich neben großen Sälen ein achteckiges kleines Zimmer. Dort trug der Geheimsekretär etwa allwöchentlich dem Herrscher alles Wichtige, oder alles, was er als wichtig ansah, vor. Und Philipp entschied dann, worauf diese Meinung als Königs-Befehl in die Lande ging. Die Wirksamkeit des Geheimsekretärs wurde derart berüchtigt, daß man diese Art von politischer Beeinflussung nach dem »kleinen Zimmer«, der camarilla, benannte. Ob Klopfer verstehe, was ich damit sagen wolle? Er erklärte, er verstehe ausgezeichnet . . .

So weit ungefähr war es in der Führung des Reiches auch gekommen. Aus einem lebensoffenen Menschen war ein mißtrauischer, sich allmählich auf wenige Vertraute zurückziehender Oberster Befehlshaber im Bunker seines Hauptquartiers geworden. Und gerade d i e s e taugten am wenigsten, gerade sie waren es nicht wert, in jenen Schicksalsjahren Rat zu erteilen und Einfluß auszuüben.

Der Weg Martin Bormanns aber war auch von der kühnsten Phantasie nicht vorauszusehen[22].

In München hatte ich seinen Namen kaum gehört. Verheiratet mit der Tochter Walther Buchs, des Obersten Richters der Partei, wurde er Leiter der Hilfskasse im Braunen Haus. Dies war ein Unternehmen, das kleine Unterstützungen Hilfsbedürftiger zu bearbeiten hatte. Plötzlich lasen wir 1933 alle mit großem Erstaunen: M. Bormann zum Stabsleiter des Stellvertreters des Führers ernannt und zum Reichsleiter befördert. So kam ich mit ihm in Beziehung. Wenn ich Hess aufsuchte, war er manchmal dabei – später fast immer. Ab und zu schrieb er mir über Parteiangelegenheiten. Ich hörte, er gehe mit dem Personal und auch sonst mit Menschen grob um. War ich in diesen Jahren beim Führer zum Mittagessen, so tauchte später neben Goebbels auch regelmäßig Bormann auf.

Hess war dem Führer offenbar auf die Nerven gegangen, und Bormann besorgte die notwendigen Anfragen und Weisungen. Von diesem Punkte aus begann das Wirken für seine »Unentbehrlichkeit«. Während der Gespräche am Tisch kam die Rede auf irgendein Ereignis – Bormann zog sein Taschenbuch heraus und machte eine Notiz. Oder der Führer ärgerte sich über eine Äußerung, eine Maßnahme, einen Film – Bormann notierte. Wenn irgendeine Angelegenheit unklar erschien, stand Bormann auf und kam bald wieder zurück: Er hatte in seinem Büro den Auftrag gegeben, sofort nachzuforschen, zu telefonieren, zu telegraphieren, fernzuschreiben ... Es kam dann vor, daß noch vor Beendigung des Essens Bormann eine aufklärende Antwort geben konnte. Das waren sicher Hilfen, wie sie eine jede führende Persönlichkeit braucht, und an einer derartigen prompten Berichterstattung wäre nichts auszusetzen, wenn sie mit voller Sachlichkeit und ohne persönliche Interessen ausgeübt worden wäre. Nun ist das natürlich ein Idealbild, jeder wäre bereit gewesen, einen Teil allzumenschlichen Ehrgeizes auch Bormann zuzubilligen.

Über die Hintertreppe

Die Dinge waren auch nicht schlimm, solange Hess noch da war. Als dieser aber nach England flog, ernannte der Führer keinen neuen Stellvertreter, übertrug aber Bormann »wie bisher« die neue Partei-Kanzlei. Rein theoretisch war Bormann nicht mehr als vorher; da er aber jetzt unmittelbar unter dem Führer stand und dessen Weisungen der Partei mitteilte, hatte er praktisch mehr Einfluß als Hess. Denn: Jeder Brief Bormanns mußte nun zum mindesten als in Übereinstimmung mit der Ansicht des Führers betrachtet werden. Unter dem Motto, daß der Führer die Leitung der Partei wieder stärker selbst in die Hand nehmen wolle, erhielt Bormann eine Vollmacht nach der anderen. Er wurde der alleinige Bearbeiter der Probleme der Kirchenpolitik für die Par-

tei. Dr. Ley nahm er die Bearbeitung der Personalien der hohen Partei-Führer und Amtsleiter ab: Gauleiter und ihre Stellvertreter wurden nunmehr von Bormann vorgeschlagen – ein Hinweis für alle, sich mit ihm nicht zu überwerfen. In Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichsleitern spielte er den Schiedsrichter. Das Oberste Parteigericht wurde durch Führererlaß gebunden, alle wichtigen Entscheidungen dem Führer, d. h. Bormann vorzulegen. Das bedeutete, umgekehrt, auch das Durchführen eines Bormann notwendig erscheinenden Verfahrens. Die Reichsleiter und Gauleitertagungen wurden von Bormann einberufen, der sie auch leitete. Hier mußte er nun doch einige Worte des Dankes an die Vortragenden sprechen – ein verlegenes Stottern: Im Grunde seiner Seele wußte er nur zu genau, daß er seiner Stellung in keiner Weise gewachsen war.

Wenn ich ihn persönlich sprach, so kam selten ein längerer formulierter Widerspruch über seine Lippen. Als ich ihm sagte, sein Rundschreiben über das Christentum sei doch nicht von der notwendigen Form, im übrigen als parteiamtliches Schreiben überhaupt nicht möglich, war er sehr betreten. Was ihn nicht hinderte, daß er – wenn er selbst diktierte – andere formatlose Schreiben hinausjagte. Er drückte sich gern um klare Festlegungen. Später schrieb er meistens ganz anders, als er vorher mündlich ohne Widerspruch zugestanden hatte.

Alle waren sich einig darüber, daß er eine ungeheuer robuste Natur und ein unermüdlicher Arbeiter war. Er war dauernd beim Führer, notierte sich alles, diktierte, führte gar lange Protokolle[23] (immer in vergröbernder Form), ließ sich mit den Gauleitern verbinden, jagte seine Mitarbeiter in München und in Berlin oft mitten in der Nacht aus den Betten, um in den Akten des Büros noch bestimmte Feststellungen zu treffen. Er brauchte das natürlich »sofort«!

Der Bürozug des Chefs der Reichskanzlei, Dr. Lammers, war etwa 3/4 Stunden vom FHQ entfernt. Es kam deshalb vor, daß der Führer Bormann auch auf staatlichem Gebiet Weisungen erteilte, die weiterzugeben Sache des Chefs der Reichs-Kanzlei gewesen wäre. So entstand der neue Titel Bormanns »Der Sekretär des Führers«. Mit diesem Briefkopf konnte er nun nach allen Richtungen und an alle Ressorts schreiben.

Himmler und Bormann

Mit Himmler hatte Bormann ein enges Bündnis geschlossen – und umgekehrt. Bormann hatte ein lebhaftes Interesse daran, daß Himmlers Berichterstattung, die nicht zu vermeiden war, mit der seinigen harmonierte – und umgekehrt. Beide waren aber darin einig, in dieses Gehege um den Führer niemand einbrechen zu lassen, alle anderen Reichsleiter und Minister lahmzulegen – und das andere der Zukunft zu überlassen.

Daß der Führer mich mit der Leitung der Ostpolitik betrauen wollte, erregte das Gemüt beider auf das heftigste. Da aber dagegen unmittelbar nichts auszurichten war, wurde es mittelbar versucht. Zunächst stellte ich fest, daß der Führer, der anfangs der von mir vorgetragenen Konzeption nicht widersprach, später eine andere, ganz radikale Einstellung bekundete und dabei eine Denkschrift erwähnte, die die Ostfragen doch anders beurteile als »manche unserer Herren«, womit ich gemeint war. Diese auch später noch einmal erwähnte geheimnisvolle Denkschrift habe ich niemals zu Gesicht bekommen.

Hier begann also mein mühseliger Kampf um eine großzügige Konzeption des schicksalsschweren Ostproblems. Stückweise wurde das Notwendigste erreicht, Wesentliches nicht, kostbarste, unwiederbringliche Zeit ging für immer verloren.

Aber Martin Bormann vertrat die Reichsinteressen fest und hart gegenüber dem weichen Rosenberg, der vielleicht doch mehr slawische Sympathien hatte, als zur Führung der Ostpolitik in Kriegszeiten gut wäre . . . Und Himmler bestärkte diese Anschauung vom harten Krieg und forderte den alleinigen Befehl auch in der Bandenbekämpfung.

So nach und nach wurde mir das Spiel klar, gegen dessen unterwertige Tatsachen ich mich innerlich wehrte. Menschen, die ich herangezogen hatte, wurden durch »Meldungen« angegriffen. Bei Bormann waren solche SD-Nachrichten wie unantastbare Schwüre. Er forderte daraufhin bei mir Abberufungen. Er kam hier nur an den Falschen, auch als er hinzufügte, wenn er diese Meldungen an den Führer weiterleiten würde, so stände ein Abberufungsbefehl sicher zu erwarten. Ich sagte ihm, daß ich gar nicht daran dächte, sondern untersuchen würde. Das fiel nun derart blamabel für seine Spitzel aus, daß selbst Bormann hier zurückzog und auf bessere Gelegenheiten wartete.

Einmal erhielt ich ein Schriftstück, das mir den Beweis für ein niedriges Zusammenspiel erbrachte. Für den Fall der Übernahme einer Zivilverwaltung östlich von Weißruthenien war eine vorbereitende Arbeit eingeleitet worden unter dem Namen »Aufbaustab R« (Rußland). Zu diesem Zweck waren auch bestimmte Persönlichkeiten für den Einsatz vorgesehen. Eine davon hatte nun ein Schreiben mit allgemeinen Richtlinien erhalten, das, unbekannt wie, in die Hände der SS gefallen war. Darüber schrieb nun ein SS-Führer an den SS-Obergruppenführer Berger einen längeren Brief, den mir dieser – hochanständig – nur zur persönlichen Kenntnisnahme zeigte. Am Schluß dieses Schreibens, in dem der Vorfall geradezu als gefährlichste Preisgabe von Staatsgeheimnissen hingestellt wurde, hieß es, Berger solle den Fall genau Bormann erzählen, dieser ihn dann dem Führer melden, wobei dafür Sorge zu tragen sei, daß ich nichts von der ganzen Sache erführe, um keine Gelegenheit zu erhalten, sie beim Führer zu bagatellisieren. Hier bewegten wir uns also schon in Niederungen und in einem Schlinggewächs, aus dem schwer noch herauszukommen war.

Partei »Reform«

Als der Krieg eine weitere Zusammenlegung der Ämter, Zeitungen und Zeitschriften notwendig machte, wurde Bormann für die Partei mit der entsprechenden Vollmacht ausgestattet. Ich erklärte mich zu größter Einschränkung bereit, wenn dies überall geschehe und meine Arbeit von keinem andern übernommen würde. Mir war klar, daß Bormann jetzt seine langgehegte »Partei-Reform« weitertreiben wollte. Diese ging sicher dahin, praktisch nur einen Reichsleiter anzuerkennen – nämlich ihn selbst –, die anderen nur als Chefs der Ressorts, ihm untergeordnet. Dies nicht sofort, von mir, Goebbels u. a. hat er das wohl selbst nicht im Traum gedacht, aber derart, daß bei Tod oder Rücktritt der Neue nicht mehr den Rang des Verschwundenen einnehmen sollte. So wurde nach Lutzes Tod dessen Nachfolger nicht Reichsleiter, der neue Reichsjugendführer, Axmann, auch nicht. In dieser Richtung sollte die Partei »weiterentwickelt« werden – also zum genauen Gegenteil dessen, wofür wir gekämpft hatten.

Bormann hatte keine einzige Idee ausgesprochen oder verteidigt. Er hatte keine Menschen geführt. Er war ein reiner Büropolitiker. Keiner kannte ihn vorher in der Partei oder im Volk; niemand konnte mit seinem Namen eine Vorstellung, einen Begriff, eine Leistung, eine Persönlichkeit verbinden. Auch solche Menschen sind im Betrieb einer großen Bewegung notwendig. Ich habe mitten in der Kritik, die mir stets mit Wut über diese Entwicklung vorgetragen wurde, gesagt: Es sei wie ein Verhängnis. Auch Bormann wäre zu gebrauchen gewesen. Er habe gesunden Menschenverstand, wohl auch Sinn für praktische Maßnahmen, er hätte an seiner Stelle sogar segensreich wirken können. Denn: Wenn ein Mann Staatsoberhaupt und noch Chef der Partei, Reichskanzler, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht ist, kann er einfach nicht mehr so viel Menschen hören wie früher. Da muß er einige Gehilfen haben, schnell arbeitende Bürochefs. Hätte Bormann diese vermittelnde Aufgabe erfaßt, so wären ihm ehrliche Mitarbeit und allgemeine Achtung sicher gewesen. Seine Leistung wäre später in Ehren anerkannt worden. Jetzt seien ihm viele Gauleiter zwar für manche Unterstützung gegenüber staatlichen Stellen verbunden, aber das von Bormann angesteuerte Ziel müßte sie ebenfalls – wie mich – in entschiedenster Gegnerschaft finden.

Ich hatte Bormanns Büro deutlich antworten lassen und sagte seinem mich besuchenden Stabsleiter auch unverhüllt meine Meinung. Bormann pflockte zwar etwas zurück; aber ich machte mir Sorgen über diese Entwicklung, die unsere Idee, das Reich zu gefährden begann.

Der alte Kamerad aus der Jugendzeit, Arno Schickedanz, kam dann öfters zu mir. Er sah Dinge oft konsequenter als ich sie wahrhaben wollte. Seit 1943 hatte er für Bormann und seinesgleichen nur die Bezeichnung »größenwahnsinniges Posemuckel«.[24]

Ich hatte in der Partei selbst über Ähnliches gesprochen, über das kleinräumige Denken als unseliges Erbe des 30jährigen Krieges, das wir jetzt endlich überwinden sollten. Als deutliche Antwort schrieb ich im »VB« einen Leitaufsatz gegen »ideenlose Praktiker« und für ein vertieftes Durchdenken der Probleme, wozu eine große Erziehungsarbeit notwendig sei. In der Partei-Kanzlei wurde der Aufsatz gleich richtig verstanden. Er stellte aber nur Positionen fest und konnte nichts mehr ändern, jedenfalls nichts mehr im Kriege. Die Entwicklung schrie nach einer Reform der Bewegung, aber in genau umgekehrter Richtung, als sie Goebbels, Himmler und Bormann repräsentierten.

In Erkenntnis dieser Forderungen der Zukunft fand eine immer enger werdende Fühlungnahme mit der Reichsjugendführung statt. Auch die HJ hatte in ihrer Leitung einen Überschwang, die allseitige Förderung der Jugend, der Stolz auf vielen mutigen Einsatz, Frische und Zukunftswille hatten manche übertriebene Wünsche – auch seitens Schirachs – gezeitigt. Aber die Jüngsten empfanden mit Recht, daß die für eine Kampf- und Revolutionszeit notwendigen disziplinären Formen entschieden gelockert werden müßten. Man konnte nicht ständig umgeschnallt durchs Leben gehen. Über diese Fragen und vor allem über die Entwicklung der Partei zur Diktatur des Vorzimmers wurde eingehend gesprochen.

Meine Mitarbeiter, z. T. selbst schon aus der HJ gekommen, schlossen gewissermaßen ein revolutionäres Reform-Komplott für die Zukunft.

Ich erklärte, ich würde auf die alten Tage wieder Revolutionär werden, um zu erhalten, wofür wir gekämpft hatten.

Wäre ich heute jung, so würde ich aus diesem System sicher herausspringen. Diese innere Stimme genüge mir, wie sie mich einst in anderer Zeit gezwungen hätte. In meiner Abwesenheit wurde noch deutlicher gesprochen.[25]

Mitte April 1945 kam Axmann zu mir ins Haus, sprach noch mit Hoffnung auf Widerstand in den Bergen. Ich schwieg. Dann fragte er, was ich glaube, ob die Idee falsch wäre oder ob die Anwendung nicht richtig gewesen sei? – die Frage der Millionen!

Ich sagte ihm, eine große Idee sei von kleinen Menschen mißbraucht worden. Himmler bedeute dafür ein böses Symbol.

Axmann meinte, die heutige Jugend müsse ja die ganze Zukunft tragen. Sie anerkenne das große Wirken der Weltkriegsgeneration, sie könne sich aber jetzt nur an einigen festhalten. Sie hoffe, daß ich ihr einst mit Rat zur Verfügung stehen werde. Ich war ehrlich ergriffen und verstand den Schmerz einer Generation, die kaum ein frohes Jugenddasein hatte erleben dürfen, die dem Tod millionenmal ins Auge geschaut hatte und nun vor einem düsteren Schicksal stand.

An diese Stunde mit Axmann habe ich oft gedacht. Im Frühjahr 1946 lasen wir, er und einige seiner Mitarbeiter seien verhaftet worden, weil sie unter dem Deckmantel wirtschaftlicher Unternehmungen eine neue Organisation hätten aufbauen wollen.

Ob Schirach an diese Menschen gedacht hat, als er seine schwächlichen Aussagen vor dem Gericht machte, die fragen ließen, ob er im Innern wirklich je Nationalsozialist gewesen ist?

Den Führer zu sprechen, war zur Unmöglichkeit geworden. Jede Anfrage wurde von Bormann mit dem Hinweis auf Überlastung mit militärischen Problemen abgewiesen.

An die Gauleiter erging von ihm der Befehl: Siegen oder fallen.

Als der Führer sich das Leben genommen hate, so sagte der Zeuge Kempka hier vor Gericht aus, sei Bormann in der folgenden Nacht am Bahnhof Friedrichstraße gewesen. Deutsche Panzer seien gekommen. Bormann wäre gerade neben einem gegangen, Kempka etwa 4 Meter hinterher: Plötzlich ein Knall, der getroffene Panzer zerspringt, eine Stichflamme geht hoch, Kempka sieht im Augenblick des Hinfallens, wie Bormann seitwärt in die Luft fliegt. Mehr weiß er nicht. Endgültig ist das Rätsel über Bormanns Tod noch immer nicht gelöst, obgleich die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß er bei der Explosion ums Leben kam.

Kürzlich hörten wir, seine schöne und freundliche Frau sei gestorben. Sie hinterlassen neun Kinder. Auch diese werden mithelfen, ein neues Deutschland vertiefter Innerlichkeit zu bauen, gesichert durch echte Werte der Seele und des Charakters. Ihnen muß das heutige Schicksal zur Warnung dienen für immer.

Erich Koch

Daß der Gauleiter Koch einmal über ein beschränktes Gebiet hinaus eine Rolle spielen könnte, die schon in die Weltpolitik hineinreichte, habe ich nie in Betracht gezogen. Koch war einst während des französischen Überfalls auf das Ruhrgebiet Nationalsozialist geworden. Er stammte aus Barmen-Elberfeld, der Doppel-Stadt mit den 150 Sekten. Koch wurde Eisenbahnbeamter und beteiligte sich am passiven Widerstand gegen die Poincaré-Franzosen. Etwa 1928 wurde er von Hitler zum Gauleiter von Ostpreußen ernannt. Wie er dort im einzelnen gewirkt hat, vermag ich nicht begründet zu schildern: Man hörte von rigorosen Methoden, andererseits von guter wirtschaftlicher Initiative nach der Machtübernahme. Ostpreußen war es jedenfalls, das als erster Gau die Überwindung der Arbeitslosigkeit zu melden vermochte. Einige Male, da ich Koch gesprochen hatte, erweckte er den Eindruck eines unbekümmerten »alten Nazi«, etwas großsprecherisch zwar und geräuschvoll, aber doch von einer gewissen Gutmütigkeit. Dann hatte ich allerdings einige Erlebnisse, die

mich sehr mißtrauisch gegenüber Kochs Urteilskraft und Charakterhaltung werden ließen.

1933 und in folgender Zeit war der Kampf des Bolschewismus gegen den Nationalsozialismus aus verständlichen Gründen außerordentlich heftig und wurde unsererseits ebenso hart erwidert. Koch nahm nun eine merkbar andere Haltung ein, offenbar um aufzufallen. Sein geistiger Büchsenspanner war damals ein Schriftsteller Weber-Krohse, ein Vertreter einer sog. Landschaftspolitik. Diese wollten Außenpolitik von der Basis der großen Ebene des Ostens aus treiben, wozu Polen ebenso wie Ostdeutschland gehörten.

Es kam der Einfluß der Gedanken Moeller van den Brucks hinzu, eines Verehrers des sog. »östlichen Geistes«, vertreten damals durch den Dichter Schwarz. Koch veröffentlichte in diesem Sinne eine Anzahl Aufsätze; Weber-Krohse war ein paarmal in meinem Amte; ich wies ihn kameradschaftlich auf das sachlich Unhaltbare dieser Ideologie hin, auf die Unkenntnis, die über den Osten doch offenbar vorliege, und bat ihn, Koch zu unterrichten. Ich habe mich dann lange nicht darum bekümmert, Koch aber ließ seine Zeitungsartikel später als Buch unterm Titel »Aufbau des Ostens« (Korn-Verlag, Breslau?) erscheinen. Dort wurde die Einheit des großen Raumes gepredigt, die Hoffnung auf die Jugend Dostojewskis und des Johannes Hus ausgesprochen, das »junge« Sowjetrußland als das Morgenland der deutschen Jugend bezeichnet usw. . . .

Kleinbürger und Großmaul

Ein anderes Beispiel. Die Wirtschaftsverhandlungen mit Brasilien waren ins Stocken gekommen, weil wir Kaffee, Baumwolle usw. mit Waren bezahlen wollten, Brasilien aber Devisen verlangte. Ich hatte im Außenpolitischen Amt (APA) einen Mitarbeiter, der lange Jahre in Brasilien gewesen war und fließend portugiesisch sprach. Dieser nahm nun eine persönliche Fühlung mit brasilianischen Vertretern auf, wurde zweimal nach Rio de Janeiro eingeladen und mit besonderer Zuvorkommenheit empfangen. Frau und Tochter des Staatspräsidenten waren in Berlin zu Gaste. Schließlich kamen sehr günstige Abmachungen zustande. Irgendwie war Ostpreußen zum Schluß eingeschaltet worden. Ohne von der Tätigkeit meines Amtes etwas zu wissen, kam Koch zu mir in das Büro. Er erklärte, soeben habe e r eine ganz große Sache abgeschlossen: einen Vertrag mit Brasilien. Er wurde – aber nur für kurze Zeit – stumm, als ich ihm sagte, wie die Dinge gelaufen waren.

Auch andere Erfahrungen ließen mich in Koch immer mehr einen eitlen Großsprecher erblicken. Aber er war ein Günstling Görings, der große Stücke auf Kochs wirtschaftliche Fähigkeiten setzte. Als das Problem einer Ostverwaltung akut zu werden begann, tauchte die Kandidatur Kochs auf, als »bester Kenner« von Göring gefordert, von Bormann unterstützt. Ich sah Koch da-

mals schon als gefahrvoll an, wegen der erkannten Sprunghaftigkeit und der schon deutlich werdenden Anschauung, sich »von Berlin« nicht »hereinreden« zu lassen. Mein Bemühen ging dahin, Koch zunächst aus dem Baltikum fernzuhalten, was auch gelang, dann für das eigentliche russische Gebiet in Aussicht zu nehmen, auch um für die wichtigere Ukraine eine andere Kraft zu erhalten. Ich sah dafür Sauckel oder Backe vor.

Wie ich später hörte, hatte Koch sowohl Göring bearbeitet als auch Backe und Funk besucht mit der Bitte, sich für ihn einzusetzen. Er hatte auf seine geglückte Schweinezucht in Ostpreußen hingewiesen und erklärt, er würde das im Großen im Osten auch tun und das Reich in einem riesigen Umfange versorgen. So drang denn Göring in der Besprechung vom 16. 7. 1941 durch, und Koch wurde zum Reichskommissar für die Ukraine ernannt. Die Tatsache, daß ich mich gegen ihn ausgesprochen hatte, wurde ihm mitgeteilt und erregte in der Brust des Gernegroß erst recht bösartige Gefühle und Absichten, wie ich sehr bald merken sollte.[26]

Ich sehe auch heute noch nicht klar, ob die bereits erwähnte Denkschrift über die Ukraine den Führer in seiner Haltung entscheidend beeinflußt hatte oder ob diese nur der letzte Anlaß war und nun die auf solche Stimmung Achtenden mit voller Kraft mit der Arbeit gegen mich beginnen konnten; das wird wohl noch lange unklar bleiben. Jedenfalls aber war Koch, der früher die Sowjetjugend als unser Morgenland gelobt hatte, jetzt der Rabiateste für die »notwendige Härte« des Reiches, Ablehnung einer zentralen ukrainischen Verwaltungsführung und gegen die wissenschaftlich-kulturelle Autonomie.

Ich habe etwa achtmal beim Führer den Versuch unternommen, eine Änderung dieser Haltung herbeizuführen. Zweimal hörte ich vom Führer ein auch von Koch herumerzähltes Argument: Einmal bereits sei Deutschland der Ukraine entgegengekommen: 1918. Die Antwort sei die Ermordung des deutschen Generalfeldmarschalls von Eichhorn durch ukrainische Nationalisten gewesen. Es sei eine Gefahr, mitten im Kriege eine politische Zentralisierung zuzulassen. Ich sagte kurz, die Meldung über Eichhorns Ermordung erscheine mir falsch, und ließ dann im Potsdamer Staatsarchiv feststellen, wie die Dinge damals vor sich gegangen waren. Danach ergab sich einwandfrei, daß der deutsche Feldmarschall von einem russischen Sozialrevolutionär namens Donskoi ermordet worden war, mit Hilfe zweier Juden, deren man nicht habhaft werden konnte. Donskoi konnte ergriffen werden und wurde im August (?) 1918 hingerichtet. Ich teilte diese Feststellung dem Führer Ende Mai 1943 über Bormann mit, weiß aber nicht, ob dieser sie Hitler weitergegeben hat. Im übrigen war das ja überhaupt kein politisches Argument.

Mit dem amerikanischen Botschafter Dodd (l) und dem englischen Botschafter Phipps (r)

Rosenberg besichtigt mit dem Diplomatischen Corps das Olympiastadion in Berlin (1936)

Reichsleiter Rosenberg. Nur, weil er dessen Weisungen befolgt habe, hätte er in der Ukraine Erfolg erzielen können. Hätte er auf Koch gehört, so wäre er bald vom Volk erschlagen worden. – Der Führer schwieg, sehr peinlich berührt, und sprach dann über etwas anderes.

Ich will mich mit diesen wenigen Anmerkungen begnügen. Es widerstrebt mir, alles das auszumalen, was sich an Beschämendem, Spießerhaftem, Arrogantem und Dummem abgespielt hat. Es war eine unwürdige Tragödie, daß ich mich mit dieser vorgeschobenen Person herumschlagen mußte, während andere, vom Hintergrunde aus, selbst unverantwortlich, die Unterstützung des Staatsoberhaupts für diesen aufgeblasenen Mann sicherten. Im Nürnberger Prozeß sind viele Einzelheiten darüber behandelt worden, vieles andere liegt noch in meinen beschlagnahmten Akten. Ich verweise darauf. Sie alle schildern einen Kampf um eine großzügige Konzeption der Ostpolitik mit dem Ziel der Eingliederung der Völker Ost-Europas in das Schicksal des ganzen Kontinents – gegen eine, diese Großräumigkeit in primitivster Weise verkennende Denkungsart.

Weder siegen noch fallen

Ich vermerke nur noch, daß der Führer Koch noch Ende 1944 an Stelle des halb wirklich, halb politisch erkrankten Lohse im Ostland einsetzte. Lammers teilte mir dies neben der Weisung mit, ich solle Koch in seiner Entfaltung nicht behindern. Koch versammelte nun in Riga alle Verwaltungsführer, stützte seine Kinnbacken in die Hand und erklärte, er sei gewohnt, daß seine Befehle befolgt würden. Wer sich danach nicht richte, den werde er zerbrechen. Dann folgten seine üblichen großsprecherischen Tiraden, obwohl es klar war, daß es sich überwiegend nur noch um Evakuierungsfragen handeln konnte. Ich teilte das Protokoll dieser Sitzung Lammers mit und fügte klare Worte über diese neue »Entfaltung« Kochs hinzu.

Wenn nun jemand zuerst den Befehl Bormanns, »siegen oder fallen«, hätte befolgen müssen, so dieser großmäulige Gauleiter von Ostpreußen. Aber, als in den Trümmern des ehrwürdigen Königsberg gekämpft wurde, saß er in Pillau. Als der Kommandant die Reste seiner Division übergab, kam von Bormann – offenbar auf Kochs Ersuchen – die Meldung in die Presse, der General wäre wegen Feigheit zum Tode durch den Strang verurteilt worden, der Gauleiter sei vollkommen überrascht worden, da er sich in einem anderen Kampfabschnitt befunden habe; der stellvertretende Gauleiter und die Kreisleiter führten den todesmutigen Kampf um Königsberg weiter. Koch aber saß beim vollbepackten Schiff in Pillau und verließ dann seinen Gau in schnellster Fahrt. Ich weiß, daß er in Flensburg gewesen ist, dann von dort mit unbekanntem Ziel abgefahren sein soll. Ich habe ihn nicht gesehen. Seitdem ist nichts mehr von ihm zu hören gewesen.[27]

Des Herrgotts Tiergarten ist groß, und die Möglichkeiten einer revolutionären Zeit sind vielgestaltig. Von jenen vier Genannten, die ich als die entscheidenden Symbole der ernsten Erkrankung des Nationalsozialismus in wachsendem Umfange erkannte, ist zu sagen, daß jeder von ihnen im begrenzten Raume hätte wirksam bleiben können. In einer Mittelinstanz, unter eindeutigem Oberbefehl eines weitblickenden Kopfes und einer jede Illoyalität sofort ahndenden Führung wären sie zum mindesten in der Ausartung ihrer letzten Instinkte gehindert oder eben zerbrochen worden. Man hätte annehmen können, daß gerade bei einer Autorität, über die Adolf Hitler verfügte, diese Strenge mit Leichtigkeit einzuhalten gewesen wäre.

Gerade er aber ließ ihren Mißbrauch der Macht zu, erblickte in der Kritik an ihnen ein kritisches Urteil über sich selbst. Sie haben die Verlockung der Macht nicht ausgehalten. Hitler verlor die Stetigkeit der Führung. Deshalb führen alle Fragen von allen Seiten letzten Endes immer zu ihm.

IV

Abschied

Nürnberg, 24. Dezember 1945: Weihnachten in der Gefängniszelle, während der Atempause im Prozeß. Von Hedwig und Irene keine Nachricht, Anfragen beim Oberbürgermeister und Polizeipräsidium in Flensburg ohne Antwort geblieben.

Was kann ich anders tun, als noch einmal die letzte Zeit meines Zusammenseins mit Frau und Tochter vorüberziehen lassen. Die große Sowjetoffensive brachte die Rote Armee bis an die Oder. Ein großer Kampf um Berlin stand bevor. Ich ging noch pflichtgemäß in meine Dienststelle, in deren nächster Nähe immer wieder Bomben fielen, fuhr nach Michendorf ins Büro des Ministeriums, wo Fragen der Betreuung der Ostvölker zu behandeln waren, Abwicklungsprobleme, Verlegung der Hilfsstellen der Ostvölker nach Thüringen und Westfalen. Oft tags, regelmäßig nachts, Bomber über Berlin, die Luftschutzbunker für uns und die Familien der Umgebung ein Daueraufenthalt.

Ich versuchte immer noch, den Führer zu sprechen, am 16./17. November 1943 war der letzte Vortrag gewesen – umsonst. Ich versuchte es durch einen Mitarbeiter über die Sekretärinnen, mit denen der Führer oft eine längere Teestunde nach seinen militärischen Besprechungen verbringt. Ich hörte, er habe gesagt: »Ich will Rosenberg gern zum Tee einladen, aber ich glaube, es wird wieder eine fachliche Unterhaltung.« – Ich sage meinem Stabsleiter: »Wofür, wenn nicht für fachliche Aussprachen, ist denn ein Staatsoberhaupt da!«

Auf einer Reichs- und Gauleitertagung am 24. Februar 1945 sprach der Führer noch einmal. Nochmals die Hoffnung auf Abwehrerfolg im Osten, bei Defensive im Westen, revolutionäre Wende durch neuen U-Boot-Krieg, Hinweis auf neue Flugzeugmodelle. Wir wollten ja hoffen, aber es war schwer geworden, schwer angesichts der Menschen, die in zunehmendem Maße seit 1941 allein die Umgebung des Führers blieben. Nachher ein Abendessen, ohne daß ich ihn gesprochen hätte.

Es war das letzte Mal, daß ich ihn im Leben sah.

Am 21. März nachts war ein neuer starker Bombenangriff in unserer nächsten Umgebung. Mehrere Häuser der Nachbarschaft brannten ab, der Luftdruck hatte unser Notdach so erschüttert, daß die Decken herunterkamen und wir nunmehr in die Kellerräume des Hauses zogen. Nur die Küche und ein Eckzimmer waren noch benutzbar.

So begann der Frühling. Ich tat, was notwendig schien. Der Garten wurde umgegraben und Gemüse gesät, Kartoffeln gesteckt, Bäume umgepflanzt. Irene, die sich auf ein kleines Geburtstagsfest am 22. März gefreut hatte, mußte den Tag in Schutt und Staub verbringen; sie fand sich auch in die Vereitelung dieser kleinen Freude still hinein, saß in ihrem Kellerzimmer an ihrer kleinen Schreibmaschine. Was sie schrieb, weiß ich nicht, aber sie berichtete wohl über die Erlebnisse Berlins, was sie an Verwüstung sah und vom Tod im Zentrum der Stadt. Ihre junge Phantasie hatte seit langem überraschend schöne Gedichte gebracht, mit guten Bildern und eigenartigem Rhythmus, Märchen und Erzählungen zeigten eine Begabung, die wir ohne Störung und ohne künstliches Antreiben ruhig ausreifen lassen wollten.

Dann ging sie über die Straße zu ihren Freundinnen. Ich sehe sie immer deutlich vor mir, weil ich mir dieses Bild einprägen wollte: hochgewachsen, jung, mit blonden Haaren bis zur Schulter, in langen Hosen, mit grauem Pelz und umgehängter Handtasche. Ich stand lange auf dem Balkon; neben mir unser »Ingo«, mit den Pfoten auf dem Geländer. Beide sahen wir Irene nach, die sich oft lachend umdrehte. Diese Besuche waren ihre letzte Freude.

Anfang April überfiel mich mein altes Leiden. Bei einem Spaziergang in Dahlem wurde mein Gelenk wieder überanstrengt, Folge: Entzündung und Bluterguß. Wieder an den Diwan gefesselt, hörte ich murmeln von Maßnahmen, die getroffen wurden, vor allem Evakuierung der Ministerien und Parteidienststellen aus Berlin, widerspruchsvolle Befehle, starke Kritik der Gauleitung an der Verlegung der Büros nach Bayern. Dort wußte man auf Anfrage selbst nichts. Ich schickte zwar befehlsmäßig Ämter nach dem Süden, fand aber die ganze Form nicht würdig und blieb selbst in Berlin.

Wieder versuchte ich, den Führer zu erreichen, um über seine Absichten Klarheit zu erhalten – und wurde an Bormann verwiesen. Darauf schrieb ich dem Führer persönlich (es war wohl der 13. April), die widersprechenden Befehle machten einen schlechten Eindruck, die Form des Abtransports der Parteidienststellen gliche einer Flucht. Der gute Name vieler seiner alten Mitarbeiter stünde auf dem Spiel. Das Gefühl sage uns, daß wir in Berlin bleiben müßten, bestimme eine Staatsraison etwas anderes, so müsse das klar und in würdiger Form zum Ausdruck kommen. Ich fragte an, wie ich mich zu verhalten hätte. Darauf telefonische Mitteilung von Schaub, ich könne durchaus in Berlin bleiben.

Ich gebe meinen Mitarbeitern Kenntnis von der Sachlage und stelle es jedem frei, zu den Sammelstellen nach Bayern zu fahren oder in Berlin zu verbleiben, lasse in einer Ansprache noch unser Wollen und unsere Arbeit vorüberziehen und danke jedem einzelnen. Zwei Tage später erfahre ich, daß mein Jugendkamerad Arno Schickedanz seine Frau, seine achtjährige Tochter und sich selbst erschossen hatte. Er war ein scharfdenkender politischer

Kopf, mit dem allein ich offen die gefahrvolle und von uns doch nicht zu ändernde Entwicklung besprechen konnte. Angesichts seiner kranken Frau wollte er das Schicksal in Berlin nicht mehr abwarten. Mit Arno Schickedanz hatte ich einen alten, treuen Freund verloren.

Wir hatten uns innerlich auf ein ähnliches Schicksal vorbereitet. Ich hatte genügend Zyankali besorgen können, denn daß ich und meine Familie nicht freiwillig in die Hände der Sowjets fallen würden, erschien als selbstverständlich. Meine Bitten, doch nach dem »Seehof« zu fahren, wurden von Hedwig energisch abgelehnt, auch von Irene. Sie wollten mein Schicksal in jedem Falle teilen.

Von Hitler zu Dönitz

Nachts, am 20. April, wieder langandauernder Bombenangriff. Um 1.30 Uhr wird von der Reichskanzlei angerufen: »Alle Minister in Eutin sammeln, am 21. morgens abfahren!« Wir packen einiges zusammen, der Fahrer verabschiedet sich von seiner im Osten Berlins lebenden Frau. Es ist regnerisch, ich kann noch keinen Schuh anziehen, um ein letztes Mal durch unseren früher so schönen Garten zu gehen. Nur noch einen Blick aus dem Fenster: dort, die Wege, die wir gegangen sind, hinten Irenes Schaukel und das halbzerstörte Gartenhäuschen. Rechts die schlanke, soeben umgepflanzte junge Birke. Alles, was wir noch hatten, bleibt zurück, darunter die letzten Zeichnungen, die ich noch aus der Jugend und von 1918 gerettet hatte.

Ich übergebe dem Mannschaftsführer aus dem Schulungshaus Schlüssel, Geld usw. und sage ihm, daß »Ingo« nicht lebend in fremde Hände fallen dürfe. Mir ist nicht wohl dabei, abzufahren und andere dazulassen. Hedwig und Irene sagen das gleiche wegen ihrer Freundinnen. Diese sind ganz ruhig: Es sei selbstverständlich, daß der Führer die Minister fortschicke. Ich drücke dem guten »Ingo« den Kopf. Ahnungslos müssen wir unser liebes Tier zurücklassen. Dann fährt unser Wagen mit Kofferanhänger nach Norden. Vor Berlin: Flüchtlinge aus dem Osten, die nach Berlin wollen, neben den Straßen kampierende Flüchtlinge, unterwegs einmal Fliegeralarm, schließlich in Eutin Halt vor dem Regierungspräsidium. Der Fahrer zieht Erkundigungen ein.

Hedwig ist traurig, sie weiß, daß diese Fahrt auch die Trennung bedeutet. Die Sonne scheint in den Wagen, ich sehe die grauen Haare Hedwigs, die im Braun hervorschimmern. Irenes Gesicht, schmal und zart, präge ich mir ein.

Wir bleiben eine Nacht in Eutin, dann geht es nach Flensburg. Der Kreisleiter sorgt für eine Unterkunft bei einer Arztfamilie. Die Frau will Hedwig und Irene günstig auf dem Lande unterbringen. Wir fahren – nach mehreren Bombenangriffen unweit Flensburgs – hin. Ein kleines, sehr bescheidenes Häuschen mit zwei Zimmerchen, verlassen, abgelegen.

Ich ziehe um auf die »Patria« in der Flensburger Bucht, um das Schicksal in der Nähe von Dönitz zu erwarten.

Die Nachricht vom Tode des Führers hören wir mit tiefer Bewegung – er ist unser Schicksal gewesen.

Eines Abends höre ich, meine Frau sei zurück, sie käme gleich. Ich treffe sie in einem Lastwagen in Mürwick. Aus dem Dorf hätte man sie gleichsam hinausgeworfen, denn »sie ziehe die Bomber an«! Der heimgekehrte Mann der Wirtin wäre direkt feindselig gewesen. Das gleiche wiederholte sich, als Hedwig und Irene in Glücksburg in einem Altersheim (oder Diakonissenheim) untergebracht worden waren. Der Arzt suchte Ausflüchte. Meine Frau: »Reden wir doch deutsch! Sie wollen uns weghaben, weil ich die Frau Alfred Rosenbergs bin!«

Unterdessen war ich täglich im »Befehlsstand« der Regierung Dönitz. Die Stimmung war eindeutig, die Kapitulation unausweichlich, um noch einiges zu retten. Einmal sah ich Himmler, sprach kein Wort mit ihm, hielt ihn für einen der Totengräber des Reiches, illusionistisch, anmaßend, skrupellos unter einer glatten Maske. Ich unterdrückte die Bemerkung, daß er und das Hauptquartier mit Bormann Deutschland so weit gebracht hätten. Himmler verschwand dann. Die Nachricht, daß Bormann nach Flensburg kommen könnte, erbrachte Einigkeit, ihn dann sofort zu verhaften. So dachte selbst Gauleiter Wegener, den Bormann früher besonders gefördert hatte.

Ich mußte allmählich zu einem Entschluß kommen, da ich die Regierung Dönitz eventuell belasten konnte. Die Zeitung der Briten hatte gerügt, daß man mich noch nicht verhaftet hätte. In Glücksburg hatte ich mich von Frau und Tochter verabschiedet. Wir gedachten der guten und der schweren Jahre, an das Anständige, was wir gewollt, und an das Schicksal, das Deutschland und uns alle jetzt ereilt hatte. Irene stand weinend an einen Baum gelehnt, als ich abfuhr.

Am 11. Mai gehe ich in Mürwick das hohe Ufer entlang, um über die Zukunft nachzudenken: den Weg des Arno Schickedanz zu gehen oder mich zu stellen. Die Förde war voller Schiffe, alles Beute für den siegenden Gegner, weiter im Osten die See, irgendwo die alte Heimat, Reval mit seinen Türmen und Mauern. Mit der roten Fahne auf dem Langen Hermann . . .

Ich begebe mich ins Befehlsgebäude, trete aber so unglücklich, daß ich mir das linke Knöchelgelenk verletze, schwerer Bluterguß, ins Marinelazarett. Am 12. Mai schreibe ich an Feldmarschall Montgomery, daß ich zu seiner Verfügung stünde. Der Brief wird dem britischen Offizier in Dönitz' Quartier übergeben. Ich warte, werde nicht abgeholt. Mein Fuß kann sich, dick eingewickelt, etwas erholen.

Da kommen Hedwig und Irene zurück, auf der Suche nach Unterkunft. Alle in Flensburg haben Angst, sie aufzunehmen, Wohnungskarte hilft dabei nicht, im Hotel Zimmer nur für ein, zwei Tage. Am 17. Mai kommen sie müde

in mein Zimmer. Die britische Militärverwaltung hatte dem Oberbürgermeister mitgeteilt, daß Frauen prominenter Nationalsozialisten keine Wohnungskarte bekämen. Sie waren obdachlos: Ob sie nicht bei mir bleiben könnten? So schlafen sie in meinem Zimmer.

Am 18. Mai um 9 Uhr ein erregtes Gehen, die Tür wird aufgerissen: englische Militärpolizei. Verhaftung! In zwei Minuten fertigmachen! Ich ziehe mich an, über den kranken Fuß nur einen Strumpf. Hedwig sieht weinend starr vor sich hin. Ich küsse Hedwig und Irene und humple hinaus, wo mehrere Autos mit Schwerbewaffneten auf mich warten. Im Flensburger Gefängnis Leibesvisitation. Ich würde schnell weggebracht werden, über Rendsburg wohl ins Hauptquartier. Der Engländer erklärte, von meinem Brief an Montgomery nichts zu wissen.

Deutsch-englisches Gespräch

Im Gefängnis spielt ein Engländer die »Lilli-Marlen« auf einer Okarina, ein anderer versucht, diese Melodie zu pfeifen.

Dann muß ich fort. Als ich die Treppe hinuntergehe, sehe ich in einer Ecke Hedwig und Irene sitzen. Hedwig sieht starr vor sich hin, Irene weint, über ihren Schoß gebeugt – mein letztes Bild von meiner Familie.

Zuerst geht es ins Gefängnis Neumünster, Einzelhaft, lachende Soldaten. Ich höre dauernd meinen Namen nennen, wohl mit entsprechenden Bemerkungen.

Zwangsspaziergang im Hof. Ich weise auf meinen Fuß. Der Sergeant fuchtelt mit seiner Pistole herum, ich solle hinuntergehen. Einer von den deutschen Gefangenen, der bedient, holt einen alten Latschen, den ich über den Verband streifen kann. Im Hof stehe ich abseits; die anderen, »Nazis«, Polizei-Offiziere usw., müssen auf Kommando bald laufen, bald gehen.

An einem Abend kommt ein englischer Feldwebel herein, spricht fließend deutsch. Ob er mich rein persönlich sprechen könne? Er sei einmal auf dem Parteitag in Nürnberg gewesen. Er fragt nach meiner Ansicht über den Krieg sowie das Ende. Ich schildere auch meine jahrelangen Bemühungen um eine deutsch-englische Verständigung und frage meinerseits: »Hat es sich für Sie gelohnt, Deutschland zwanzig Jahre lang jede Revision eines unmöglichen Vertrages zu verweigern, um jetzt die Sowjets an der Elbe, im Atlantik, auf dem Wege zum Persischen Golf zu sehen?« Der Feldwebel meint, Hitler habe alles zu schnell gewollt, er hätte eben geduldiger sein müssen. Etwas, was ich nicht bestreite, ohne jene Reden zu kennen, die der Führer vertraulich gehalten haben soll und die im Prozeß vorgelegt worden sind. Trotzdem: Drüben hat es an vorausschauender Weisheit gefehlt. Dann verabschiedet sich der Feldwebel sehr höflich.

Am fünften Tag werde ich, mit Handfesselung, in ein Auto gesetzt. Der Sergeant, mit zwei Mann schwerbewaffneter Begleitung, spricht irgendwas von Rendsburg und Flensburg, woraus ich entnehme, daß es nicht nach Rendsburg, sondern nach Flensburg gehen soll. Wieder geht es die achtzig Kilometer zurück. In Flensburg aber sucht der Sergeant den Bestimmungsort und findet ihn nicht. Wir fahren kreuz und quer durch die Stadt. Ich schaue hinaus, ob ich nicht Hedwig und Irene sehe. Nichts! Zufällig wird an der Wohnung des ehemaligen Kreisleiters gehalten, weil wieder mal gefragt werden muß. Ich sehe, wie die letzten Sachen aus dessen Wohnung auf Lastkraftwagen verladen werden: Beute von den Nazis.

Es stellt sich heraus, daß wir falsch gefahren sind, es war doch Rendsburg, wohin wir sollten. Zurück! Der Sergeant sitzt sehr kleinlaut neben dem Fahrer. Es wird Abend, eine geplante Vernehmung findet nicht statt.

Nach etwa drei Tagen erneute Fesselung. An Rendsburg vorüber! Wohin? Durch Kiel, auf den Flugplatz, wo aber auch ein Ostseehafen ist. Nach längerer Zeit werde ich zu einem Flugzeug geführt, wo mich ein englischer Hauptmann empfängt. Die Fesseln werden abgenommen, und ich steige in ein zweimotoriges Flugzeug. Wir beide, außer dem Piloten, die einzigen Insassen. Es geht nach Südwesten, also Richtung Hamburg. Ich nehme an, ins Quartier zu Montgomery. Der Hauptmann fragt mich auf Deutsch, ob ich glaube, daß meine Gedanken im »Mythus« noch richtig seien. Er habe das Buch gelesen und verstehe gut Deutsch.

Ich sage: »Gewiß ist manches zeitbedingt und überholt, die wesentlichen Grundgedanken halte ich aber auch jetzt für richtig.«

Ich schildere ihm dann wieder meine Verständigungsbemühungen: »Und dies ist das Ende!« Über Hamburg sind wir längst hinaus, angeblich weiß nur der Pilot, wohin es geht. Dann sehe ich Düsseldorf, hierauf Köln unter mir, oder das, was einmal so hieß. Wie von Riesentieren niedergetrampelt, liegt Köln in Trümmern um das Skelett des Domes. Die gesprengten Brücken im Wasser, eine Öde, die das furchtbare Schicksal von Volk und Reich ganz bewußt macht.

Ich glaube nunmehr, daß ich auf französischem Boden abgesetzt werde. Ich versuche, mich von einer dritten, inneren Persönlichkeit aus zu sehen. »Nun, wollen sehen, wie du, Alfred Rosenberg, dein Lebensabenteuer beschließt.« Aber es will nicht recht gelingen. Dann gehen wir nieder, werden von Amerikanern empfangen. In einem kleinen Lastkraftwagen fahren wir ab. Ich sehe deutsche Straßenschilder mit Richtung Trier. Also Luxemburg? Ja, wir fahren durch die Stadt, dann weiter, biegen ein und halten vor einem alleinstehenden großen Gebäude. Auf der Terrasse ein Offizier, General Reinecke. Das beruhigt etwas. Amerikaner nehmen mich in Empfang. Es ist das »Palace-Hotel« – gänzlich ausgeräumt – von Mondorf in Luxemburg. Hier finde ich Dönitz mit allen »Flensburgern« wieder. Dann werden eingeliefert: Schwarz, Frick

und andere. Zwischen drei Meter hohem Stacheldraht beginnt die Mondorfer Zeit – bis das Material seitens der Ankläger soweit gesichert ist, uns zum Staatsprozeß zu führen: nach Nürnberg . . .

Rache in Nürnberg

Dieser Prozeß in Nürnberg ist ein weltgeschichtlicher Akt. Er wird von der Zukunft mit viel genauerer Kenntnis aller Ursachen, die zum Kriege führten, beurteilt werden können als heute. Noch wirken alle Leidenschaften des Krieges. Im Vordergrund stehen Ereignisse in den Konzentrationslagern, wie sie nicht für möglich gehalten wurden. Doch für den, der mit bestem Willen, aber ohne die Entwicklung von 1918 an erlebt zu haben, urteilen soll, ist es nahezu unmöglich, Gefühle, Gedanken, Taten dieser Jahre zu unterscheiden und zu verstehen. Der Anklageschrift liegt der Gedanke zugrunde, daß alles, was geschehen ist, eine gewollte »Verschwörung« darstelle, die sich gegen Frieden, Menschlichkeit und Weltordnung gerichtet habe.

Dabei erscheint es psychologisch und geschichtlich unmöglich, eine politische Weltanschauung und Idee dem Urteil eines Militärgerichtshofes zu unterwerfen, denn man wird fragen müssen, wie sie sich zu einer bestimmten Zeit unter bestimmten Umständen entwickelt hat, ohne sie in allem genetisch mit Taten zu verbinden, die unter unvorhergesehenen Bedingungen geschehen sind.

Ich kam in das Reich, um nicht wieder unter einer mir fremden Staatshoheit leben zu müssen. Ich wußte um die äußere und innere Not des deutschen Volkes und glaubte auch jene Kräfte zu sehen, die an seinem Verderben weiterwirkten, traf in München Menschen, die ebenso empfanden, Arbeiter, die auch eine andere soziale Gerechtigkeit suchten als der Marxismus. Und ich lernte Hitler kennen, der als Soldat viereinhalb Jahre wortlos seine Pflicht getan hatte und nun für die neuen Gedanken der Verbindung von nationaler Freiheit und sozialer Gerechtigkeit zu wirken begann. Sein Einsatz und seine Persönlichkeit haben mir in all den Jahren Verehrung abgenötigt. Die Hingebung vieler Geworbener in allen Gauen hat auch mir die Kraft und den Willen gegeben, dieser Idee zu dienen, um an die Stelle des haßerfüllten, volkszerreißenden Marxismus und seiner Anführer eine echte Volksgemeinschaft treten zu lassen und diese gegen alle Gegner zu verteidigen.

Daß im Verlauf dieses Ringens scharfe Worte tagesbedingter Art gesprochen und geschrieben wurden, ist sicher. Aber ich erlebte auch Ausbrüche des Hasses jenseits der Grenzen, Forderungen auf weitere Demütigung Deutschlands, die Räterepublik mit Geiselmord in München, den Ruhreinbruch 1923, die Verfolgung der deutschen Minderheiten in den abgetrennten Gebieten im Osten, die vergeblichen Proteste der Opfer, die spätere große Arbeitslosigkeit usw.

Daß eine größer werdende Bewegung Unzulänglichkeiten aufwies,wie jeder Einzelne von uns auch, mußte in Kauf genommen werden. Als 1933 die Machtübernahme kam, freute ich mich über die allen als würdig erscheinende Form dieses doch als eine Revolution empfundenen Aktes. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man erklärt, daß der größte Teil der Nation diesen Umschwung als endliche Lösung hinnahm – und der Führer erreichte persönlich durch seine Maßnahmen zur Überwindung der sieben Millionen Arbeitslosen, die Fürsorge für das Bauerntum und die Kulturpflege eine menschliche Autorität wie selten eine andere Persönlichkeit. Wenn ich ihn sprechen konnte, war seine Freude über diese Fortschritte echt, wie früher, als er um jeden werben mußte. Ich faßte auch seine Gedanken einer wahren Befriedung mit England als einen festen Grundsatz auf und wirkte selbst, wo ich konnte, in jenem Lande.

Ich sah auch, daß – abgesehen von lokalen Maßnahmen – der Führer keine Vergeltung an Gegnern übte, daß auch führende Juden in größter Zahl das Land zunächst ohne Terror verlassen konnten. Wir alle sahen darin ein echtes Zeugnis unseres wahren Wollens.

Ich stellte frühere härtere Forderungen der Kampfzeit nur zu gerne zurück. Daß ich die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit freudig begrüßte und den Anschluß Deutsch-Österreichs – 1918 schon durch Parlamentsbeschluß dort einstimmig gefordert – mit Freuden feierte, das ist eine Tatsache, der ich mich nicht zu schämen habe. Sie gerade führten Hitler neues Vertrauen zu.

Was sich außenpolitisch intern abspielte, ist mir weder damals noch heute mitgeteilt worden. Ich kenne die Protokolle der Besprechungen nicht, aber als in München 1938 die Vertreter der vier Mächte eine friedliche Regelung trafen, sah ich darin das Versprechen für eine Zukunft, entsprach doch das gerade dem, was ich 1932 auf dem Europäischen Kongreß der Königlichen Akademie in Rom zur Rettung der europäischen Kultur vorgeschlagen hatte.

Antijüdische Verbrechen

Da ich auf die geistige Erziehung der Partei verwiesen worden war, hatte ich keine Möglichkeit, die folgenden Schritte zu beobachten. Ich erhielt jedoch den Eindruck, daß man in England zu einer großzügigen dauerhaften Lösung nicht die Hand reichen wollte. Mit dem Ausbruch des Krieges stellte ich meine Kräfte der Stärkung des Widerstandwillens zur Verfügung.

Ich wollte mich bemühen, die Wahrheit zu erforschen, inwieweit jüdische und andere Gruppen an der Verhinderung einer Versöhnung beteiligt waren. Ich gab deshalb einer Anregung nach und schlug dem Führer eine Beschlagnahme der Bestände dieser Vereinigungen vor, zusammen mit dem Schutz des

dabei sichergestellten Kunstbesitzes in den besetzten Gebieten. Ich erhielt den Staatsauftrag, dies durchzuführen.

Im Laufe der Jahre entstand eine wachsende Entfremdung zwischen dem Führer und mir. Er zog als vertraute Berater Männer heran, deren Tätigkeit mir in steigendem Maße Besorgnis einflößte, wenn ich auch nie geglaubt hatte, daß sie derartige Folgen haben würde. Die Übersteigerung der Macht der Polizei schuf allmählich einen Staat im Staate, und wenn bei der sich allgemein dagegen bildenden Opposition in Friedenszeiten eine Änderung möglich gewesen wäre, so verstärkte sich diese Macht, durch neue Sonderaufträge unterbaut, im Verlaufe des Krieges immer mehr.

Ein einmaliger Hinweis beim Führer, den ich von Ende 1941 an nie mehr allein sprechen konnte, ergab die Antwort: Himmler habe seine Aufträge bisher immer gut erfüllt. Die Umquartierung der Juden aus den Städten in Lager und Sonderviertel nahm ich als staatsschützende Aufgabe, die harten Worte des Führers als Drohung. Eine wörtliche Auslegung des Ausdrucks »Vernichtung« oder »Ausrottung« habe ich nicht für menschenmöglich gehalten.

Die mir mitgeteilten Erschießungen im Osten verstand ich als anfängliche, zur Unterdrückung kommunistischer Widerstände notwendige Maßnahmen bzw. auch als örtliche Übergriffe, ohne einen wirklich erteilten Befehl des Führers anzunehmen. Meldungen des Moskauer Senders legte ich als Propaganda beiseite.

Neben Himmler stieg der schon früher von Bormann ausgeübte Einfluß, der in zahlreichen kleinlichen Briefen zum Ausdruck kam und fast immer den allerradikalsten Ton anschlug. Besonders in der Ostpolitik wurde der Führer – gewiß auch durch die furchtbaren Erlebnisse unserer wiedergefundenen, entsetzlich verstümmelten Verwundeten bedingt – von Bormann aufgestachelt.

Auch wenn es meine Pflicht war, politisch dahin zu wirken, daß Deutschland nicht alle fünfundzwanzig Jahre gegen eine zentrale Militärdiktatur im Osten zu kämpfen hatte, so waren meine Vorschläge doch von Achtung auch gegenüber den Völkern des Ostens getragen und dienten im Grunde einer europäischen Neuordnung.

Von Bormann und Himmler wurden jedoch die leitenden Beamten im Osten anders beeinflußt, und der Führer hinderte dies leider nicht, wobei er jedoch einzelne praktische Aufbaumaßnahmen stets unterstützte.

Gegen jene radikale Haltung habe ich jahrelang protestiert, Vorschläge eingereicht – es war umsonst. Ich glaube nicht, daß noch stärkere Proteste mehr erreicht hätten. Zuletzt bin ich nicht mehr empfangen worden.

In der Judenfrage muß ich mir nur den Vorwurf machen, nicht ebenfalls in dieser Weise protestiert zu haben. Ich hatte das Verhalten der Judenschaft bis 1933, dann in der Emigration, in Erinnerung. Eine Trennung erschien mir als der für beide Teile richtige historische Prozeß. Ich habe allerdings einmal,

wohl unter dem Einfluß bestimmter Meldungen, beim Führer angeregt, bei Ermordung deutscher Soldaten als Vergeltung doch nicht hundert Franzosen, sondern hundert Juden zu erschießen. Das war ein aus dem Augenblicksgefühl geborenes Unrecht, weil die Voraussetzung eines solchen Vorschlages – eine aktive Mitbeteiligung der betreffenden Juden – fehlte.

Ich erhielt auch keine Antwort, mein Brief blieb ohne Folge. Angesichts der nicht geahnten Bilder aus den Konzentrationslagern, deren Wirklichkeit ich bei aller Einschätzung der Härten nicht für möglich gehalten habe, muß ich mir doch den Vorwurf machen, nicht schon gegen die ersten Maßnahmen Protest erhoben zu haben. Sie stehen jedoch mit der von mir verteidigten Idee und Staatsanschauung nicht in genetischem Zusammenhang, sondern mit den Kräften, die den Führer in den letzten Jahren fast ausschließlich umgaben.

Ein verbrecherischer Zusammenhang besteht ebensowenig wie der Jakobinische Terror von 1793 die notwendige Folge der ersten Parolen der »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« der französischen Revolution von 1789 sein mußte.

Ich habe einer als groß empfundenen Idee gedient, sie ist es gewesen, die die Besten von uns zu immer neuer Arbeit ermutigt hat. Ich konnte auch eine Bewegung, bei aller Erkenntnis gewisser Menschen, mitten im Kampf nicht verlassen, sondern mußte dem Reiche dienen wo und so gut ich es vermochte. Darüber wird einst die Geschichte urteilen, wenn sie die Zustände und Mächte von 1918 bis 1933 und dann von 1933 bis 1945 prüft.

V

Hitlers Offiziere

In einer tragischen Lage sahen sich im Nürnberger Prozeß die deutschen Offiziere: früher unpolitisch, aber selbstverständlich kaisertreu, dann nach den ersten Strudeln der Novemberrevolution auf die »überparteiliche« Insel der Reichswehr gerettet, ab 1933 in einem neuen Staat. Viele standen außerhalb der kleinen Wehrmacht in verschiedensten Berufen, vergrämt gegenüber der Novemberrepublik, alte Tradition im Herzen, voller Mißtrauen aber auch gegenüber den neuen nationalsozialistischen Gedanken und den unbürgerlichen Methoden des nun einmal entbrannten politischen Kampfes.

Ich bin nicht Offizier gewesen, kann und will deshalb keine generellen Urteile über Struktur, Lebensform und Typen des preußisch bestimmten deutschen Offizierkorps abgeben, aber doch einiges Wesentliche und Persönliche vermerken, das zur Vervollständigung einer späteren Schilderung des jetzt historisch gewordenen Verhältnisses zwischen Nationalsozialismus und Preußentum in seinem umfassenden Sinne dienen kann.

Wir Balten waren sicher alle große Verehrer des preußischen Staates, aber in unserer Lebensweise durchaus nicht preußischen Stiles. Der skandinavische Einschlag, die andere Umwelt schufen eine unbefangenere Form und großzügigere Denkweise als sie die kampfesharte preußische Staatsethik hervorgebracht hatte. Aber ich, wie wohl alle anderen, haben in Preußen den Erben des früheren Ritterordens gesehen, die Geschichte von Fehrbellin bis Sedan mit innerer Anteilnahme und Parteinahme gegen alle Gegner Brandenburgs verfolgt. Friedrich II. erschien mir von Jugend an wie eine Gestalt mythischen Formats, und die Geschichte der Freiheitskriege habe ich immer wieder gelesen. Die Krisis ab 1871 ist mir nicht verborgen geblieben, den literarischen Niederschlag habe ich noch in den letzten Schülerjahren in mich aufgenommen.

Ich las sehr aufmerksam Omptedas, »Sylvester von Geyer«, diese Darstellung des kargen, nur der Pflicht gewidmeten Lebens; Beyerleins »Jena oder Sedan«, ein sehr kritisches Werk über die nicht wegzuleugnenden Sprünge des Lebens; das anonyme »Aus einer kleinen Garnison«; W. Bloems Roman-Trilogie, aber daneben auch die Verhöhnung durch den »Simplizissimus«, die Eulenburg-Affaire und M. Hardens (Witkowskis) Angriffe gegen den Kaiser – auf diesem Umwege. Auf der einen Seite eine sich immer schärfer

absondernde Kaste – um die alte Lebensform noch erhalten zu können – auf der anderen Seite das Hineingleiten alter Geschlechter in den Berliner Neureichtum mit allen Nebenerscheinungen dieser einzelnen, aber sich summierenden »Assimilationen«.

Dieses angegriffene Offizierkorps ist zum großen Teil auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges geblieben, ein neues wuchs im Kriege heran. Die Kameradschaft über alle Stände hinweg, über alle Klassen und Parteien hinaus, war sicher das große Erlebnis. Aus ihr wurde das Wort Front-Sozialismus geboren. Aus diesem aber einen National-Sozialismus zu gestalten, hatte sich der Frontsoldat, der Meldegänger und Gefreite Adolf Hitler vorgenommen.

Die geschichtliche Wahrheit fordert die Feststellung, daß mitten in einer Zeit, da deutschen Offizieren die Achselstücke heruntergerissen, ein Fliegerhauptmann Berthold von verhetzten Menschen buchstäblich zerrissen wurde und sich eine Flut des Hasses in den Zeitungen über den Offizier ergoß, es gerade Hitler gewesen ist, der in Volksversammlungen für dessen Ehre unentwegt eintrat. Ich habe diese Kundgebungen besucht, die Sprechabende, die Versammlungen im Hofbräu, im Zirkusgebäude am Marsfeld, in denen er für historische Gerechtigkeit sprach und dies auch in roten Städten nie unterlassen hat. Ebenso deutlich aber sprach er zu Bürgern gegen die Reaktion, die rückwärts schaute, anstatt den Mut aufzubringen, neue Wege einzuschlagen. So fanden sich denn bei Hitler Freikorpsoffiziere ein, die im Baltikum und in Schlesien gekämpft hatten, bayerische Offiziere, die, ergrimmt über die Würdelosigkeit der neuen Republik, nach einer Wende Ausschau hielten. Um sie herum entstanden die Einwohnerwehr, die vaterländischen Verbände und Freikorps »Oberland«, »Reichskriegsflagge« usw.

Das Scheitern des 9. November 1923 riß eine tiefe Kluft auf, die Verteidigungsrede Hitlers im Prozeß aber schuf erneut versöhnende Ausblicke für das künftige Verständnis.

Oberstleutnant Kriebel

Die wuchtigste Persönlichkeit unter den Offizieren dieses großen vaterländischen Lagers in Bayern war zweifellos Oberstleutnant Kriebel, eine hohe, breite Gestalt, kühne Adlernase, unter buschigen Brauen scharfe, graublaue Augen, härteste großdeutsche Gesinnung, aber mit bayerischem Humor und überlegenem Sarkasmus verbunden. Kriebel war nach China kommandiert gewesen, kämpfte im Weltkrieg, wurde schließlich Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Versailles. Empört über die dortige Behandlung, war er voll Verachtung für die Würdelosigkeit vieler Mitglieder der neudeutschen Vertretung und haßte das verräterische Regime der Weimarer Republik. Er war

dennoch ein Mann mit beherrschten Formen, dessen Leidenschaft aber in der Rede elementar durchbrechen konnte. Ich hörte einmal eine Ansprache von ihm auf dem Königsplatz zu München: wuchtig, soldatisch, eindeutig, kleistisch. Er wurde im Herbst 1923 militärischer Organisator des »Hitler-Putsches«. Am 9. November 1923 ging er neben Hitler, gerade vor mir. Ich hörte, er hätte vor der Feldherrnhalle nachher die Polizei angeschrien: »Ihr Schufte habt auf Ludendorff geschossen«.

1933 wollte Hitler Kriebel in die Staatsaufgaben einfügen, und zwar als Generalkonsul in Shanghai. Diese Absicht führte zu einer Empörung Hitlers über das Auswärtige Amt und seine verschiedenen Räte. Er sagte mir einmal: »Es hat über ein Jahr gedauert, bis ich als Reichskanzler Kriebels Ernennung durchsetzen konnte«. Das war allerdings ein starkes Stück. Das A. A. rekrutierte sich aus Adelskreisen und verschiedenen »Ringen« der privilegierten Korps, und wenn sich seine Absonderung später auch gelockert hatte, so wachte es doch über seine Isoliertheit gegenüber den anderen Reichsressorts. Anscheinend hatte man dem neuen Kanzler gegenüber seine Kraft zeigen wollen, obgleich Kriebel ja keineswegs als politischer Kämpfer hervorgetreten war und eigentlich seiner Herkunft nach, besonders unter Neuraths Ministerschaft, alle Voraussetzungen auch für das nichtnationalsozialistische A. A. mitbrachte.

Wer aber den Geheimrat Köppke als Zeugen im Nürnberger Prozeß erlebt hat, kann sich ungefähr jenen Typ vorstellen, der seit Holstein die Geschicke des A. A. entscheidend bestimmte. Klein, verbissen, erzählte dieser Rat, wie man von Anfang an »das Nazi-System« sabotiert und mit allen Mitteln den Einfluß der Partei abgedrängt habe. Hitler war sicher geneigt, hier nichts zu überstürzen, aber dieser offenkundigen Mißachtung seines Wunsches wegen setzte nun auch er dem Bestreben etwa von Hess keinen Widerstand mehr entgegen, Einfluß auf das A. A. zu nehmen. (Allerdings brachte der ins A. A. versetzte Erbprinz von Waldeck dafür nicht die notwendigen Voraussetzungen mit).

Kriebel war nun doch in Shanghai. Als er dann später auf Urlaub nach Berlin kam, traf ich ihn in der Reichskanzlei zum Mittag beim Führer (damals kam ich noch manchmal hin). In der Beurteilung des Ostens zeigte sich bei Kriebel, wie bei allen deutschen Offizieren, von Oberst Bauer bis Falkenhausen, daß er als »Chinese« zurück kam. Im Verlaufe ihres Wirkens hatten sie alle offenbar den Eindruck erhalten, daß sich das chinesische Volk unter der Führung einer außerordentlich harten Persönlichkeit zu sammeln begänne und über die Familienverbundenheit hinaus, ja gegen diese, einen Staatswillen entwickele. Die dauernden Kriege hatten eine große Schicht Soldaten hervorgebracht, die sich bekriegten, aber immerhin das Kämpfen lernten.

Etwa 1934 sprach ich in Berlin einen aus China kommenden reichen Italiener, der Mussolini zu Gefallen in Rom eine große Zeitung finanzierte (ich glaube es war der »Tevere«). Er erklärte, China beginne zu erwachen,

jede neue Generation werde mehr Soldaten stellen, und schließlich stünde China als wahrhaft große Macht da, stärker als Japan.

Tschiangkaischeck hat sich den deutschen Instruktoren gegenüber sehr entgegenkommend gezeigt, angeblich den Oberst Bauer geradezu verehrt. Die althergebrachten Formen und die sichere Kultur hatten das ihrige getan, um die deutschen Offiziere ohne Ausnahme den Standpunkt vertreten zu lassen, auf lange Sicht vor allem mit China zu rechnen. Demgegenüber vertrat Hitler den Standpunkt, daß Japan – jedenfalls für absehbare Zeit – die stärkere Großmacht darstelle, es sei auch enttäuscht über das Ergebnis von 1914–18, somit revisionsgeneigt, so daß es unter bestimmten Umständen ein Bündnispartner von Format werden könne. Ich glaube, daß er über dieses Problem zwischen dem Führer und Kriebel zu lebhaften Unterhaltungen gekommen ist, ohne daß jedoch eine Übereinstimmung erzielt worden wäre.

Japan oder China?

Dieses ostasiatische Problem hatte auch mich seit langem beschäftigt, zeigten sich doch schon auf der Washingtoner Konferenz 1921/22 erhebliche Sprünge im alten britisch-japanischen Bündnis. Der dauernde Bürgerkrieg in China aber, von zwei interessierten Seiten geschürt, erwies ein Ringen um den Einfluß in diesem Riesenraum, das nicht zur Ruhe kommen wollte. Im »Mythus« bin ich darauf eingegangen. Der Ferne Osten ist gewaltsam erschlossen worden. Überall, wo das Europäertum aufgetreten ist, hat es geherrscht, aber auch neue leidenschaftliche Formen eines bis dahin schlummernden Nationalgefühls geweckt. Japan antwortete mit dem Kaiser Miji, China mit dem Aufstand der Boxer. Die imperialistische Handelspolitik schuf gärende Zentren in alten Hafenstädten. Die Kanton-Revolten der 20er Jahre waren, jetzt unter der Roten Fahne, die Zeichen einer neuen, die Welt erfassenden Erschütterung. China wurde Aufmarschplatz Anglo-Amerikas und ersehntes Ziel der Moskauer Weltrevolution.

Japan empfand das, so oder so, als Einkreisung, suchte einen Durchbruch für Ansiedlung seines Menschenüberschusses und die politische Sicherung der Mutterinseln. Entscheidend auch für Deutschland war, wohin Japan sich ausrichten würde: nach dem Kontinent oder nach dem Süden, den Philippinen zu, im ersten Falle, ob nur auf die Mandschurei oder auch gegen China. Expansion nach Süden und nach China war gleichbedeutend mit schwerstem Konflikt mit den USA, also auch mit England (angesichts des nun einmal herrschenden Dranges nach Sicherung des chinesischen Absatzmarktes); Festsetzung in der Mandschurei bedeutete später Auseinandersetzung mit der Sowjet-Union, aber nicht auch unbedingt Zwist mit dem anglo-amerikanischen System.

Ohne genaue Analyse des deutschen Verhältnisses zu diesen zwei Mächtegruppen konnte ein unbedingtes Zusammengehen mit Japan große Gefahren in sich bergen. Hoffte Deutschland auf eine großangelegte Verständigung mit England, dann war dessen Ausgleich mit Japan die Voraussetzung auch eines deutsch-japanischen Zusammengehens, was den Verzicht Japans auf den Süden und China und Beschränkung höchstens auf Mandschukuo bedeuten mußte. Das wäre aber dann auch Rückendeckung für Deutschland gegenüber der Sowjet-Union gewesen.

In Japan kämpften schon lange zwei Gruppen; das Heer richtete die Augen auf den Kontinent, die Marine auf die südlichen Inseln. Japan erschloß Mandschukuo wirtschaftlich, aber das Siedlungsergebnis war minimal, wogegen das Land durch Chinesen unterlaufen wurde. Nichtsdestoweniger vertrat z. B. die Kwantung Armee 1933 unter General Koiso konsequent die kontinentale Lösung, wohl in Erkenntnis der anderen Gefahren. 1941 stand Japan vor der Entscheidung: Es wählte den Weg nach Süden und ließ die Sowjet-Union unbehelligt.

In meiner »Europa«-Rede in Rom 1932 habe ich keinen festen Standpunkt eingenommen; ich ließ offen, wer die Vorherrschaft in Ostasien einmal haben könnte, Japan oder China, oder ob beide ein Bündnis miteinander schließen würden. Jedenfalls trat ich auch diesem Problem gegenüber für eine allseitige Verständigung und Anerkennung der Lebensrechte der beiden großen ostasiatischen Völker ein. Eine einseitige Bindung konnte für das schwache Deutschland nur gefährlich werden, da die Sicherheit dafür, welche Wendung Japan nehmen würde, für uns im Ernst nicht gegeben war. Merkwürdigerweise schien sich der Führer aber hier geradezu festgebissen zu haben, ähnlich wie gegenüber dem Italien Mussolinis, das schließlich doch das gleiche italienische Volk bedeutete. Die in China gewesenen Generale erschienen ihm »eingewickelt«, wie er es auch sonst an anderen Stellen später glaubte beobachten zu können.

Für Kriebel hatte der Führer, wie ich hörte, eine höhere Verwendung in Aussicht genommen, als der alte Mitkämpfer plötzlich starb. Der Führer ersuchte mich, im »VB« für Kriebel einen Nachruf zu schreiben, was ich auch aus voller Überzeugung tun konnte, da Deutschland mit ihm einen untadeligen Soldaten, einen glühenden Patrioten, einen »unbedingten Deutschen« verloren habe. Der Trauerakt fand statt vor der Feldherrnhalle in München. Alle Bilder der alten, ersten Kampfzeit zogen an mir vorüber, als das Leben des Getreuen geschildert wurde, um ihn dann der Erde seiner Heimat zu übergeben.

Ernst Röhm

Ein ganz anderer Typ war Hauptmann Ernst Röhm, ein jüngerer, ausgemachter Revolutionär, aggressiv, aktiv, der sehr schnell zu Hitler gefunden hatte und am 9. November 1923 ebenfalls führend mittat. Stets liebenswür-

dig, war er nur dem Zivilisten gegenüber, der noch fremd in Bayern war, doch etwas reserviert. Er soll außerordentlich musikalisch gewesen sein und ein besonders herzliches Verhältnis zu seiner Mutter gehabt haben. Nach dem »Hitlerputsch«ging er nach Bolivien und organisierte das dortige Heer, um dann, zurückgekehrt, die Führung der SA zu übernehmen.

Es kamen die bekannten Enthüllungen über seine widernatürliche Veranlagung, die kaum noch zu bezweifeln war. Es schien, als ob sie in Südamerika zum Durchbruch gekommen wäre, und aus dem alten Hauptmann Röhm wurde ein ganz anderer Mann. Merkwürdige Freunde stellten sich ein, wie H. H. Ewers, der glaubte, auch mir einen Besuch machen zu müssen. Er erzählte später in Berlin, überall sei er in München gut empfangen worden, nur von mir nicht. Er war mir persönlich ebenso unsympathisch erschienen wie seine Werke.

Vor meiner Reise nach Rom 1932 besuchte ich Hitler und fragte ihn, ob er Röhm nicht entfernen wolle, es sei doch angesichts unserer Haltung eine Unmöglichkeit, ihn zu belassen. Hitler war selbst sehr unglücklich, konnte sich aber nicht zur Entlassung entschließen. In Berlin mied ich nach Möglichkeit einen Kontakt mit Röhm, obgleich unsere Büros nahe beieinander lagen. Ich stellte aber fest, daß die von ihm beeinflußten SA-Führer ein oft herausforderndes Verhalten an den Tag legten. Die Art des Autofahrens schien mir dabei besonders charakteristisch. Das Herumrasen in einer Großstadt zeigte eine Mißachtung anderer, die tiefer lag als eine allgemeine Gedankenlosigkeit. Ich sagte dies Hess, um ihn zu veranlassen, der ganzen Partei gerade in diesem Punkt Rücksicht anzuempfehlen. (Ich habe mich später auch öfters geärgert, wie der Polizeiwagen vorfuhr, wenn ich zu einem Vortrag eine Stadt besuchte, und verlangte stets Rücksichtnahme auf die für alle gültigen Bestimmungen. Bei einem Vortrag vor Polizeioffizieren wies ich nachdrücklich darauf hin).

Es war etwa 14 Tage vor dem später so ereignisschweren 30. Juni 1934. Ich wohnte noch an der Tiergartenstraße und ging zu Fuß in mein Büro an der Margaretenstraße, wobei ich die Standartenstraße passieren mußte. Ich bemerke mit einem Augenwinkel, daß Röhm vorfährt, aber gehe weiter. Da ruft er: »Herr Rosenberg, warum meiden Sie mich denn so! Kommen Sie doch zu einer Tasse Kaffee herüber!« Ich gehe nun doch auf ihn zu. Er führt mich in den Stall mit seinen Reitpferden, klopft einem freundlich auf den Hals und sagt melancholisch: »Die Tiere sind doch besser als die Menschen . . .«. Sein »Büro« war elegant ausgestattet, das Frühstück bot alle Finessen eines Feinschmeckers! Bei einem Stabschef unserer SA! Danach sprachen wir verschiedenes über die außenpolitische Lage. Später erkannte ich, daß Röhm mich offenbar darüber aushorchen wollte, was ich selbst täte oder ob ich von seinen Unterhandlungen etwas wüßte. Der Führer sagte mir nach Röhms Tode, dieser habe mich besonders gehaßt. Die Abrechnung mit Röhm und Genossen ist uns

stets als richtig, mir auch nie als wirklich tragisch erschienen, wie etwa das Ende Gregor Strassers. Aber irgendwie muß auch er unglücklich gewesen sein und ist dann zu unverantwortlichsten Unternehmungen getrieben worden.

General Dietl

Ein Name tritt mir nur aus der Erinnerung entgegen, nicht weil ich mit seinem Träger näher bekannt gewesen war, sondern wegen eines späteren Erlebnisses: Dietl. Während meiner langen Münchner Zeit hatte ich den damaligen Major (oder Hauptmann) nur etwa zwei Mal flüchtig gesehen. Eine hagere Figur, schmaler Schädel, stark vorspringende, knochige Nase; jener Typ, wie man ihn oft bei oberbayerischen Bergsteigern und Sportgrößen antrifft, mit trockenem Humor und scharfem Instinkt.

Im Kriege tat er sich durch seine unbeirrbare Zähigkeit bei der Verteidigung Norwegens hervor, die ihm den Namen des »Helden von Narwik« und das erste Eichenlaub zum Ritterkreuz eintrug. Dann war er Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Finnland. 1944 sprach ich auf der Ordensburg Sonthofen vor Generalen, wohl über den europäischen Gedanken, wonach mir Generaloberst Dietl den Dank der Offiziere ausdrückte. Vor dem Saalausgang erwartete uns eine große Anzahl der auf der Ordensburg untergebrachten Adolf-Hitler-Schüler, die mit ihren Erziehern hierher versetzt worden waren. Jeder suchte sich einen von uns aus und sagte, er würde uns bei Tisch Gesellschaft leisten. Und so saßen wir an den langen Tischen des großen Speisesaals in bunter Reihe. Die 15–17jährigen Jungen waren frisch und unbefangen. Den Generalen ging sichtlich das Herz auf bei dieser Regelung, so gänzlich ungewohnt gegenüber früheren Lebensformen.

Dietl saß gleich neben einem jungen Kameraden und sagte mit lachend-ernstem Blick: »Für Euch, Jungens, kämpfen wir doch all die Jahre, für Eure gute Zukunft«. Dann erzählte er mir, er müsse am nächsten Tag zum Führer, um Instruktionen für Besprechungen mit dem finnischen Präsidenten Ryti zu erhalten. Und weitere zwei Tage später lasen wir, der Generaloberst Dietl sei bei seinem Abflug von Salzburg tötlich verunglückt. Der Staatsakt fand in Schloß Klessheim statt. Der Führer sprach selbst und war so erschüttert über diesen Verlust eines Gesinnungsfreundes aus der alten Münchener Zeit, daß er manchmal kaum noch weiter sprechen konnte.

Trotz allem, was ich erlebte, tat er mir jetzt leid, denn auch er hatte Enttäuschungen erlebt und Verluste, die an seinem Leben nagten. Sie alle sind es wohl auch gewesen, die ihn mißtrauisch, ja zynisch gemacht hatten, um nicht weichmütig zu erscheinen.

Die »Adolf-Hitler-Schulen« waren eine Gründung von Ley und Schirach. Man hatte mich hier geflissentlich ferngehalten, und ich hatte mich auch später nicht eingemischt. Ich kannte die Erfahrungen mit dem »Pauker« als Lehrer

nicht, die so viele verwünschten, und überließ es deshalb gern den andern, eine neue Form des Schulwesens auszubilden. Der Lehrplan entsprach im allgemeinen den anderen Schulen, nur wurden besonders Begabte ohne Rücksicht auf Herkunft und geldliche Verhältnisse unentgeltlich aufgenommen, ohne Zwang, vielmehr mußte unter vielen Gesuchen eine Auswahl getroffen werden, ohne jeden Zwang auch hinsichtlich des künftigen Berufs. Gute Bibliotheken, in reiferem Alter Bekanntschaft mit sehr verschiedenen Geistesströmungen, Unterstützung musikalischer Begabungen und Einrichtung von Schüler-Orchestern, jugendliche Selbsterziehung. Appell an Anständigkeit und Ehrgefühl, Selbstmeldungen bei Verfehlungen, Sport, Spiel, freie Offenherzigkeit in allen Dingen.

Ich mischte mich zwar nicht ein, ließ mir aber vom Inspekteur der Adolf-Hitler-Schulen in der Reichsjugendführung, Petter, mehrmals über die Arbeit berichten. Es kam mir sehr auf diese Persönlichkeit an, und da Petter ein sauberer, tadelloser Mann war, so war ich zufrieden, wenn aus dieser Gründung ein geistig frisches Geschlecht heranwachsen sollte.

Dieses Erlebnis in Sonthofen war die erste persönliche Begegnung. Mein Tischnachbar war ein junger Landsmann aus Estland. Er sprach in vollem Bewußtsein, einen »Gast« zu unterhalten und begann von unserer beider Heimat zu berichten, die er mit allen 1939 verlassen hatte. Er sprach vom estländischen Strande, von Roeca al mare ... Das war ein weißes Herrenhaus auf einer vorspringenden Küstenzunge nicht weit von Reval. Das sah ich einen ganzen Sommer vor Augen, da ich als kleiner Junge die Ferien in Schwarzenbek verbrachte. Und nun saß 1944 ein anderer Junge neben mir und schwärmte von den Schönheiten des verlassenen Landes, aber ganz ruhig und sachlich. Und rundherum die anderen aus allen Gauen des Reiches: frisch, unbefangen. Ja, das war ein Weg, wie er deutschen Jungen entsprach, ein neuer selbständiger Versuch, wie er ähnlich mit den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten erprobt wurde (dort scheinbar mit strafferer Disziplin).

Im Nürnberger Prozeß aber wurde uns monatelang haßerfüllt vorgeworfen, wir hätten die Jugend vergiftet, verdorben, unser Vorhaben müsse für immer ausgerottet werden. Was werden nun jene Jungen dazu sagen, die einst in den Adolf Hitler-Schulen waren, die in anderer Art beste Kameradschaft gehalten hatten? Sie fühlen die Schatten des furchtbaren Geschehens, sie kennen jetzt die entsetzlichen Befehle Hitlers und Himmlers über die Vernichtungslager. In ihnen ist eine ganze Welt zusammengebrochen, sie werden in ihrer heutigen Not sich auflehnen gegen vieles, was geschah. Aber daß sie in ihrer Kameradschaft verdorben, in ihren Schulen vergiftet worden seien, das können sie nie und nimmer zugeben. Und ich glaube, je mehr die Vertreter der siegreichen Alliierten wirklich persönliche Fühlung mit dieser Jugend nehmen, umso mehr werden sie selbst von den Vorwürfen der Prozeßankläger abrücken.

Ich habe meine Reden an die Jugend überdacht und, soweit gedruckt, neu gelesen. Ich habe sie auch nicht »vergiftet«. Über delikate religiöse Fragen habe ich nicht gesprochen, dafür aber über Kunst und Kultur, für die Vertiefung in beste Werte, gegen alle kollektivierenden Versuche und für das Recht auf Einsamkeit, für echte Kameradschaft, für Charakterbildung und gegen merkbare Versuche, zu früh diplomatische Fähigkeiten zu entwickeln.

Hitler und die Reichswehr

Ich hatte also bis 1933 sehr wenig Fühlung mit Offizieren, konnte die Strömungen in der Reichswehr nur von außen beobachten. Hitler bewahrte die richtige und anständige Haltung, die Reichswehr nicht mit nationalsozialistischen Zellen zu durchsetzen, sondern das politische Ringen von ihr fernzuhalten. Er hat seinen Eid darüber, den er vor dem Reichsgericht in Leipzig leistete, korrekt gehalten, was später zu einer heftigen Abrechnung mit dem Chef des Stabes der SA, Hauptmann von Pfeffer, führte, der nach der Stennes-Revolte zurückgetreten war. Hitler wußte als ehemaliger Soldat, daß eine Truppe nichts taugt, in der verschiedenste sich gegenseitig ausschließende politische Gruppen tagtäglich um die Seele eines jeden Soldaten ringen. Wie Hitler mir einmal gelegentlich sagte, hatte ihm der Oberbefehlshaber des Heeres, General Frh. von Hammerstein, mitgeteilt: »Herr Hitler, wenn Sie legal zur Macht kommen, soll es mir recht sein. Im anderen Fall würde ich schießen«.

Es gab noch folgendes Nachspiel: Pfeffer hatte sich, wie Hitler befriedigt feststellte, nach seinem Rücktritt 1931 sehr loyal verhalten. Nach 1933 erhielt er dann eine Stellung in der Dienststelle von Hess und kam auch wieder in die Reichskanzlei. Es traf sich dabei zufällig, daß Hitler mit einigen Generalen zusammensaß und Pfeffer zugegen war. Und da erzählt dieser mit aller Harmlosigkeit, er habe früher doch mit Reichswehroffizieren verschiedentlich Unterhandlungen gehabt. Dem Führer stieg, wie er mir sagte, das Blut zu Kopf. Er hatte vor dem Leipziger Prozeß Pfeffer mehrmals gefragt, ob er sich an seine Weisungen gehalten hätte, was dieser dann stets kategorisch bejahte. Auf die empörte Frage Hitlers nun, warum er ihm die Unwahrheit gesagt hätte, antwortete Pfeffer, er habe den Führer nicht beunruhigen wollen . . .

Dieser Vorfall versetzte nun den Führer dermaßen in Wut, daß er Pfeffer zunächst sein Haus verbot und dann aus der Partei ausstieß. Er fühlte sich vor den Offizieren desavouiert, sich selbst in einer Angelegenheit betrogen, bei der es um seinen Eid und um das Schicksal seiner Bewegung gegangen war. Er malte sich aus, was geschehen wäre, wenn die Offiziere, zu denen Pfeffer Beziehungen gehabt hatte, etwas verlautbart hätten. Auch dieses Erlebnis hatte Adolf Hitler einen inneren Stoß gegeben, zeigte ihn mir aber von einer Seite,

die keinen Zweifel an seinem Wort gestattete. Wenn ich mir nun aber die hier in Nürnberg verlesenen späteren Ansprachen vor der Generalität über seine Politik und die öffentlichen Reden ins Gedächtnis zurückrufe, so stehe ich vor einem psychologischen Rätsel. Ich kann mir das alles auch nur so erklären, daß er etwa bis Ende 1937 an einer Verständigung mit den Westmächten gearbeitet hatte, immer noch in der Hoffnung, daß nach 15jährigem Mißachten aller deutschen Wünsche und der Klagen unterdrückter Volksdeutscher, ein großzügiger Bündnisplan doch noch Verständnis finden würde. Dann hat er offenbar die Hoffnung verloren, und die Leidenschaft siegte über die Vernunft, auch noch nach dem Münchner Abkommen, und ein Schicksal nahm seinen Lauf, wie es furchtbarer nicht denkbar ist.

Hindenburg und Blomberg

Als Reichskanzler nahm Hitler größte Rücksicht auf die Wehrmacht. Nicht nur, weil diese Hindenburg unterstand, sondern aus der Erkenntnis, daß nur hier die technischen Voraussetzungen für eine kommende Zeit der Stärkung gegeben seien. Die SA war ein politisches Schutzinstrument, aber nicht Waffenträger, und es sollte so bleiben. Für viele SA-Führer war das eine schwere Enttäuschung, die zur Entwicklung der Röhm-Revolte führte. Deren Unterdrückung und auch das spätere Verhalten mußten die alten Offiziere beruhigen, und viele fanden dann auch innerlich den Weg zum neuen Obersten Befehlshaber.

Zuerst gewann Hitler die Herzen von Blomberg und Hindenburg. Er bevorzugte ersteren bei jeder Gelegenheit, lud ihn oft auf den Obersalzberg ein. Blomberg seinerseits beantwortete dies mit einer echten Verehrung, woran die späteren Ereignisse nichts ändern. Der feierliche Staatsakt in der Potsdamer Garnisonkirche am Sarge Friedrichs des Großen hat den alten Generalfeldmarschall sicher tief ergriffen. Er muß hier in der jungen Revolution eine Bestätigung jener Werte gefunden haben, denen er selbstlos ein langes Leben gedient hatte. Das söhnte ihn mit vielem Ungewohnten aus – und als der 30. Januar 1933 nicht mit Barrikadenkämpfen, sondern mit einem Fackelzug vor ihm endete, muß dies den alten Patrioten tief beruhigt haben. Daß an seiner Tafel die letzten Jahre über heftig gegen Hitler gearbeitet worden war, ist klar. Wie, darüber erzählte mir dieser einmal folgendes: »Hindenburg bemerkte in einem Gespräch, als Leutnant sei er nach der Schlacht bei Königgrätz auch durch meinen Geburtsort Braunau gekommen. Ich sagte ihm, Herr Generalfeldmarschall, hier liegt eine Verwechslung vor, meine Geburtsstadt liegt am Inn, an der bayerischen Grenze. Sie gehörte vor knapp 100 Jahren noch zu Bayern! Da schwieg der Alte. Er sagte sich: ›Also hat man mich auch hierin über Hitler belogen!‹.« – Man hatte Hitler in der ostpreußi-

schen Reaktion als »Böhmaken« bezeichnet und das Braunau am Inn zum Braunau in Böhmen gemacht . . .

Das Verhältnis zwischen Hitler und Hindenburg wurde immer besser. Hitler besuchte den Feldmarschall auf seinem Gut Neudeck in Ostpreußen. Sie fuhren im Jagdwagen spazieren. Die anfängliche, kränkende Bedingung, der neue Kanzler dürfe nur in Gegenwart des Vizekanzlers von Papen Vortrag halten, wurde vom Reichspräsidenten selbst aufgehoben. Ich hatte das Gefühl, daß auch Hitler zu Hindenburg eine aufrichtige Verehrung empfand. Das, was er ihm zusagte, hat er auch bis zum Schluß gehalten: die Belassung des Dr. Meissner als Chef der Präsidialkanzlei und Franz Seldtes als Arbeitsminister. Er sagte einst am Tisch, Seldte habe sich loyal erwiesen, und auch er werde ihn nicht fallen lassen.

Gerade wegen Seldte aber zog ich mir einen von den zwei Zornausbrüchen Hitlers zu, die ich von ihm im Laufe von 25 Jahren erlebte. 1933 führte die Oberste SA-Führung Unterhandlungen mit dem »Stahlhelm« über eine Neuregelung des beiderseitigen Verhältnisses. Aus diesem Grunde brachte der »VB« vom Chef vom Dienst, Hauptmann W. Weiß, einen zu positiven Leitaufsatz über Seldte. Hitler war damit nicht zufrieden und sagte: »Weiß kann es nicht besser wissen, aber Sie müßten es wissen, daß wir nicht derartig über Seldte schreiben können«. Nach einigen Tagen war ich abends mit den Redaktionsarbeiten fertig, ging ins Weinhaus Habel, um zu Abend zu speisen und mir dann nachher wieder den Umbruch der Seiten im »VB« anzusehen.

Da sitzen am Nebentisch der Druckereibesitzer Adolf Müller und der »Reichsbildberichterstatter« H. Hoffmann: Ich solle doch nicht so stolz allein bleiben und mit ihnen ein Glas Wein trinken. Daraus wird – natürlich – eine größere Bowle und ein längerer Abend. In die Redaktion gehe ich nicht mehr, es waren ja schließlich alle Aufsätze durchgesehen worden.

Am nächsten Morgen kommt Rudolf Hess mit stärksten Zeichen der Aufregung. Sie seien gerade im Flugzeug unterwegs nach München gewesen. Der Führer läßt sich den neuen »VB« geben und sieht auf der ersten Seite ein Bild von F. Seldte. Er sei sehr erregt gewesen über die Mißachtung seiner Weisung, hätte sofort umkehren lassen und Hess zu mir geschickt, um mir dies zu sagen. Wie hätte ich wissen können, daß W. Weiss nun ein offenbar schon früher vorliegendes Bild von Seldte bringen würde! Müller und Hoffmann erzählten später schuldbewußt, sie hätten dabeigesessen, als Hitler schimpfte.

Dies war gerade vor meiner Londoner Reise (Mai 1933). Als ich Hitler nach der Rückkehr berichtete, war er über den Vorfall ganz ruhig und sagte nur, es ginge nicht, daß wenn er schon in einem konkreten Fall moniere, dies gleich darauf nicht beachtet würde. Ich verzichtete darauf, ihm den Abend mit Müller-Hoffmann zu schildern, und nahm diesen Verweis zur Kenntnis.

Als Hindenburg starb, schrieb ich im »VB« den Gedenkaufsatz und war zum Mittag beim Führer. Er sprach sehr ernst über den Verstorbenen und

fügte hinzu: »Ihr Aufsatz ist sehr gut, der beste von allen Gedenkartikeln«.

Die Beisetzung fand im Tannenberg-Denkmal statt; sie ist mir genau in Erinnerung. Alles was Namen in Deutschland hatte, war versammelt; alte Tradition und junge Revolution, innerlich bewegt von dem wahrhaft historischen Werdegang des toten Feldmarschalls, der über Königgrätz zur Kaiserkrönung nach Versailles ging, zur Höhe seines militärischen Ruhmes führte, ihn aber auch den Zusammenbruch des Reiches erleben ließ. Hindenburg wurde neu ins politische Leben berufen, als die Gründer der Weimarer Republik mit ihrer Schöpfung nicht mehr fertig wurden, um nun in streng legalen Formen einer deutschen Revolution zum Durchbruch zu verhelfen ... Es sprach zunächst der protestantische Feldbischof. Er sah alles um sich versammelt, ein Auditorium, das ihn hätte veranlassen müssen, alle seine geistigen Kräfte zusammenzufassen im Dienste des Gedenkens, aber auch angesichts kritischer Zuhörer. Und er sprach: unlebendig, verknöchert, fast nur in Aneinanderreihung meist alttestamentarischer Zitate. So daß es am Ende keine deutsche Rede geworden war, sondern ein wirkungsloses Stammeln. Die lutherische Kirche erlitt an diesem Tage eine schwere Achtungseinbuße.

Nachher sprach Hitler. Mit anderem Gehalt, in strenger Form, in ehrfurchtsvoller Weise. Als er seine Ansprache mit den Worten schloß: »Toter Feldherr, gehe nun ein in Walhall!«, da fehlte dieser Wendung durchaus alles Muffige, das sie im Munde mancher gequält »Völkischer« oft so unerträglich machte. Hindenburg wurde würdig geleitet, nicht von den Vertretern der geistigen Tradition, sondern vom Gestalter einer ihm einst selbst so fremden Revolution. Dieses Leben Hitlers mit Hindenburg ist zweifellos eine Leistung großen menschlichen Taktes gewesen, die man nicht einfach als ein »Einfangen« hinstellen kann. Dies war eben die schöne Seite seines Wesens, das sehr behutsam sein konnte, wo Hitler Achtung, wirklichen Respekt empfand. Das alles trat dann in den Jahren der Enttäuschungen immer mehr zurück.

Diese Enttäuschungen kamen (neben den außenpolitischen Absagen) auch aus den Kreisen des Offizierskorps.

Ewig Gestrige

Die blutige Abweisung der Röhm-Revolte hatte der Wehrmacht bewiesen, daß der neue Kanzler nur einen Waffenträger anerkannte und eine Usurpation durch Nicht-Militärs eindeutig ablehnte. Hinzu kam dann etwas, was mir wieder besonders durch Erzählungen des Admirals Wagner in Mondorf (Luxemburg) vor die Erinnerung trat. Ich kannte ihn nicht von früher, nun waren wir beide interniert. Er lag krank, und ich mußte einen Bluterguß im Fußgelenk durch längere Ruhe behandeln. So lagen wir zusammen auf den Feldbetten, als er vom 1. Mai 1933 als von einem für ihn besonders ergreifen-

dem Erlebnis sprach. Vorher eine Hetze gegen die Offiziere, Schimpfereien, wenn sie sich im Gesichtskreis der roten Aufmärsche des 1. Mai zeigten. Und plötzlich marschierende Kolonnen der Arbeiter und überall freundliche, kameradschaftliche Zurufe. Es sei auch für ihn der Beweis einer von innen her erzielten Gesinnungsänderung, der Überwindung des Klassenhasses gewesen.

Er hatte wie viele Tausende mit ihm nicht nur den Ausbruch des Hasses 1918 erlebt, sondern auch alle die nie abbrechenden Angriffe der marxistischen Zeitungen und Zeitschriften. Es muß auf den anständigen Offizieren wie ein Alpdruck gelegen haben, im Bewußtsein einer erfüllten Pflicht zu leben, sich aber als Gesamtheit dauernd angegriffen zu sehen, ohne sich wirklich wehren zu können. Nun war das alles abgefallen – aus Hassern waren Kameraden geworden.

Es gab aber (wenn man von Typen wie Gröner absieht) auch noch andere. Das waren jene, die zwar über die Weimarer Republik vergrämt waren, Stellungen als Vertreter irgendwelcher Unternehmungen innehatten, in Banken saßen, aber mürrisch doch nicht nach vorn, sondern rückwärts blickten.

Sie sahen nur die Vergangenheit, als Stand und Uniform Ansehen ausmachten und festgefügte Formen alle Fragen beantworteten. Viele von diesen saßen auch in den Stäben der Reichswehr, sehr zahlreich waren sie im »Stahlhelm« und daheim auf ihren Gütern. Als nun die Wehrhoheit des Reiches wiederhergestellt worden war, wurden die ehemaligen Offiziere wieder zu Übungen eingezogen, viele reaktiviert und schnell befördert. Und bei dieser Auffüllung des Offizierskorps kamen die Ewig-Gestrigen in großer Anzahl an führende Stellen. Sachlich war es so, daß das nationalsozialistisch geführte Reich viele Tausende aus Büros und Handelsgeschäften wieder in ihren alten Beruf zurückführte, daß der 14 Jahre so oft beschimpfte deutsche Offizier wieder vorn und in Achtung stand. Sicher waren jene zahlreich, die das sahen und ehrlich anerkannten, aber daß daraus innere Folgerungen gezogen würden, war kaum zu spüren.

Man ließ sich gerne beschenken, aber wollte nicht sehen, daß dieses Geschenk durch Opfer vieler Tausender anderer, durch Mut und ein neues Staatsideal errungen worden war. Sie waren bestrebt, die alten gewohnten Formen geistig und disziplinär wieder aufzunehmen, wie man sie 1918 verlassen hatte. Am Nationalsozialismus wollte man das herablassend als gut ansehen, was dieser Tradition entsprach, sich aber gegen alles wehren, was einer neuen Geisteswelt angehörte und aus der doch eigentlich der Sieg über Marxismus und Arbeitslosigkeit herstammte. Man dürfe sich nicht parteipolitisch binden; dieses frühere verständliche Wort wurde eine bequeme Ausrede, und Blomberg, der sich redliche Mühe gab, sachlich und personell zu vermitteln, war nicht selten Gegenstand witzelnder Bemerkungen (»Hitlerjunge Quex«).

Er tat das vor allem dadurch, daß er anläßlich der Zusammenkünfte höherer Offiziere in Berlin führende Nationalsozialisten bat, vor diesen Offi-

zieren über ihr Arbeitsgebiet zu sprechen und alle nachher zu einem kleinen Bierabend einlud. Auch ich habe einige Vorträge gehalten in dem Bemühen, die charakterliche Verwandtschaft der guten Überlieferung mit dem neuen Wollen darzustellen, aber auch die geschichtlich anderen Voraussetzungen seit 1918 zu zeigen, die andere Antworten forderten, als sie früher gegeben wurden, wollte man nicht die gleichen Wege zurückgehen, die schon zum 9. November 1918 geführt hatten.

Kirche und Wehrmacht

Es war dabei nicht zu vermeiden, sich auch mit den geistigen Grundlagen der alten Parteigruppen zu befassen, denen die Zuhörer ja irgend einmal nahe gestanden haben mußten, wobei ich das religiöse Gebiet zu behandeln vermied. Das habe ich auch sonst getan, nur einmal in einigen Sätzen die Vergangenheit gestreift, was in der Zeitung vermerkt wurde. Blomberg sprach mich daraufhin einmal an und sagte nur: »Herr Reichsleiter, Sie sagten neulich: das Christentum ist schon dadurch geadelt, daß Deutsche daran geglaubt haben. Ich danke Ihnen für diese Formulierung, ich finde sie sehr glücklich«.

Ich meinerseits hatte damit ausdrücken wollen, daß das Christentum auch durch den Glauben der Deutschen geadelt sei, d. h. daß auch die heute noch Gläubigen einen weiteren Adel hineinlegen oder in ihm finden könnten. Für die andern aber konnte das Schwergewicht eben in der eigenen, durchaus freien Haltung liegen. Der Satz hatte also geschichtliche Berechtigung und zeigte zugleich Verstehen und Anerkennen beider Lager.

Nun war es auf diesem Gebiet durchaus nicht so, wie es auf Grund einer späteren Entwicklung (unter Himmler-Heydrich) zu werden drohte und worauf Bormann – wie jetzt klar ist – immer wieder engherzig lossteuerte: daß die Wehrmacht geistig-religiös von »der Partei«, dem »Nazi-System« vergewaltigt wurde. Vielmehr lagen die Dinge – wegen der genannten Einflüsse – durchaus umgekehrt. Hier handelte es sich vor allem um das Problem des sonntäglichen Kirchenganges, das böses Blut machte und auch bei mir in seiner Behandlung bittere Gefühle hervorrief. Jene, die sich später über religiöse Intoleranz z. T. mit Recht beklagten, fanden es selbstverständlich, Soldaten, welche die Kirchen verlassen hatten, einfach zum Kirchgang zu befehlen. Das gehörte eben zum Dienst, andere religiöse Überzeugungen als der Glaube der beiden Konfessionen wurden nicht zur Kenntnis genommen, ja jene, die dagegen im Namen einer, doch einst auch vom Protestantismus vertretenen Gewissensfreiheit protestierten, wurden verschiedensten Schikanen unterworfen.

Da unter ihnen die meisten Nationalsozialisten waren, so rächten sich reaktivierte reaktionäre Offiziere (die doch ihre neuen Posten nur dem Nationalsozialismus verdankten), für ihre frühere politische Niederlage (Deutschnatio-

nal, D. Volkspartei, Zentrum) durch besonders harte Behandlung unserer begeistert zur Wehrmacht gegangenen jungen Mannschaft (was sich später sogar im Kriege durch offene Zurücksetzung bei Beförderungsvorschlägen fortsetzen sollte). Ich erhielt manche Klagen vorgetragen, die ich an Hess weiterleitete. Es wurde dann mit vieler Mühe erwirkt, daß niemand zum Kirchgang gezwungen werden dürfe. Als Antwort darauf erfuhren wir, daß die Betreffenden dafür – am Sonntag – zum Dielenwaschen und ähnlichen Dingen befohlen wurden. Trotz Verbots solcher Schikanen angeblich so gläubiger Christen wurden immer wieder Meldungen darüber erstattet. Hier liegt eine der Ursachen so mancher späterer Konflikte, ein Anknüpfungspunkt für Bormann, zur Gegenoffensive vorzugehen, um die geistliche Betreuung in der Wehrmacht immer mehr einzuschränken, was genau so eng war wie das Verhalten der bezeichneten Offizierskreise.

Doch konnte nur ein Standpunkt der nationalsozialistischen Haltung entsprechen: Es kann sich ein jeder religiöse Stärkung und Trost dort suchen, wo er es wünscht, niemand darf aber gezwungen werden, sich einen solchen bei den vorhandenen Konfessionen suchen zu müssen. Das Bekennen religiöser Überzeugungen ist Sache eines jeden Einzelnen, politische oder gar polizeiliche Macht darf weder für noch gegen eine solche Überzeugung eingesetzt werden.

Adolf Hitler hat stets diese Ansicht vertreten und, wie mir Feldmarschall Keitel sagte, alle Versuche Bormanns hier eindeutig abgelehnt. Die Wehrmachtsgeistlichen sollten in vollem angefordertem Umfang bestehen bleiben, was auch bis zum Schluß eingehalten worden ist. Was Bormanns Druck auf mich anbetrifft, so weise ich auf meine Aussagen im Nürnberger Prozeß vom 15.–17. April 1946 hin. Der Führer unterschied in diesem Fall richtig zwischen einzelner religiöser Überzeugung und politischer Staatsraison.

Hitlers Sendungsglaube

Welchen Glauben er selbst hatte, darüber hat er sich mir gegenüber nie deutlich ausgesprochen. Hitler sagte einmal bei Tisch, ein hoher Italiener habe ihn direkt in dieser Frage angesprochen, worauf er erwidert hätte, der Herr solle gestatten, daß er ihm darauf keine Antwort gebe. In seinen Reden sprach Hitler oft von der »Vorsehung« und vom »Allmächtigen«. Ich glaube durchaus, daß über das darin liegende Pathetische hinaus er innerlich die Überzeugung eines in den Grundlinien vorgezeichneten Schicksals hatte, ohne dabei dogmatisch die Macht der Umwelt und den Anteil persönlichen Willens festlegen zu wollen. Inmitten dieser Vorsehung erblickte er sich in steigendem Maße selbst als mit einer Mission betraut.

Das war merkbar, als er aus der Haft in Landsberg 1925 zurückkehrte, und steigerte sich dann nach der Machtübernahme, bis dieser Glaube am Schluß des Krieges geradezu peinliche Züge anzunehmen begann. Diese Überzeugung, daß, wie Bismarck einst auserwählt worden sei, die Norddeutschen in einem Reich zu einigen, er als Süddeutscher die Mission auferlegt erhalten habe, die Süddeutschen (Österreich) einst in das Reich zu führen, war sicher echter Glaube, bei dessen Verwirklichung sich viele Mittel des politischen Alltags, Vorsicht im einzelnen, mit dem unwiderstehlichen Vertrauen auf diese einzigartige Sendung vereinten.

Der christlichen Gottesvorstellung gegenüber verhielt sich Hitler in privaten Gesprächen durchaus ablehnend, obgleich ich nur zwei- oder dreimal in den vielen Jahren Äusserungen darüber gehört habe. Einmal sagte er zu mir: »Man sehe sich doch einen Zeuss-Kopf an. Welch eine Vornehmheit und Erhabenheit spricht aus diesen Zügen«. Über das Abendmahl: »Es ist ein Zustand primitivster Religion, daß man seinen Gott mit den Zähnen zerbeißt«. Gegen die Gotik machte er die Kritik geltend, in ihr sei alles Dunkle und den Geist Vernebelnde verkörpert. Nur die Raumwirkung des Straßburger Münsters ließ er später gelten.

Als ich bei einem dieser Gespräche äußerte, die Kirchen könne man nicht zerstören, man könne sie nur nach und nach mit neuen Menschen füllen, sagte er: »Das ist sehr weise von Ihnen, so zu denken«.

Im Grundsatz und der inneren Haltung hatte sich Hitler also von Kirchen und Christentum klar entfernt, zollte jedoch ihrer ersten Erscheinung volle Gerechtigkeit, sprach jedem das Recht persönlicher Überzeugung zu, schützte die Wehrmacht in allen ihren Wünschen konfessioneller Betreuung. Ja, er bemühte sich, durch Errichtung eines Kirchenministeriums und die Einsetzung eines protestantischen Reichsbischofs den Evangelischen in ihrer Zersplitterung die Möglichkeit einer sie alle umfassenden organisatorischen Form zu geben.

Aus diesem Anlaß empfing er eine Abordnung der protestantischen Bischöfe. Später sprach er über diese Zusammenkunft mit unverhohlener Verachtung. Man sollte meinen, sagte er bei einem Mittagessen, »die Herren hätten verstanden, daß ein Empfang beim Kanzler unter den gegebenen Umständen doch eine würdige und feierliche Angelegenheit sei. Aber da kamen sie in ihren Talaren, denen man teilweise noch den Altersspeck ansah, und das Wichtigste von allem waren ihnen ihre – Deputate. Man muß schon sagen, wenn in gleicher Weise die katholischen Bischöfe gekommen wären, dann hätten sie ein anderes Format gezeigt«.

Zum Reichsbischof wurde der ehemalige Militärpfarrer Müller ernannt. Er hatte früher bei der Marine gepredigt und war dann zu General Blomberg nach Ostpreussen gekommen, als dieser dort kommandierte. Es war also eine gewisse Vertrauenskundgebung nach der Wehrmachtseite. Allerdings er-

schien bald fraglich, ob er die geeignete Person wäre. Wenig bekannt, sah er die Orthodoxen in Opposition und wurde dann schließlich, ohne abberufen zu werden, auch vom Kirchenminister Kerrl nicht sehr fair behandelt.

Der Führer lehnte später alle weiteren Versuche, den Protestanten organisatorisch helfen zu wollen, deutlich ab und ließ die Dinge treiben, wie sie wollten. Eine religiöse Reform zu versuchen, hat er stets abgelehnt. Immer betonte er, Politik treiben und religiöse Gesellschaften gründen, seien durchaus verschiedene Dinge. »Außerdem«, fügte er hinzu, »haften unserer Bewegung doch zuviel der Biergeruch der Massenversammlungen und die Schlägereien der Saalschlachten an. Durch Reden und Aufsätze kann man auch keinen Reformator züchten. Ist aber einer da, dann wird er sich schon mit Grollen und Donnern von selbst bemerkbar machen«.

Feldmarschall Kluge

Ein Offizier, an dem ich Haltung und Entwicklung bester preußischer Tradition glaubte feststellen zu können und mit dem ich öfter zusammengekommen bin, war der spätere Generalfeldmarschall Hans von Kluge. Bei meinen Besuchen in Westfalen hatte ich ihn kennengelernt. Ein mittelgroßer, straffer Mann, hohe Stirn, leicht gebogene Nase, kalte blaue Augen, allgemein reserviert und wortkarg, aber, wie ich annehme, mir persönlich gegenüber besonders. Denn daß man mich im Offizierskorps sehr zurückhaltend bewertete, wußte ich, und konnte auch nichts anderes von diesen konfessionell bestimmten Kreisen erwarten. Mein »Mythus« hatte erheblichen Widerspruch gefunden. Die gerade nach der Machtübernahme in großer Anzahl erscheinenden Gegenschriften aus beiden konfessionellen Lagern sind sicher Gegenstand vieler Gespräche gewesen. Von dem literarischen Gemeinschaftswerk der römischen Kirche gegen mich (den »Studien«) weiß ich, daß es von den jeweiligen bischöflichen Ordinariaten auch an alle führenden militärischen Stellen kostenlos verschickt worden war, um mich auch »wissenschaftlich« zu erledigen.

Ich füge hier ein, daß ich meine politische Stellung nie dazu ausgewertet habe, diese theologischen Gegner mit staatlichen Mitteln zu verfolgen. Die Ankläger in Nürnberg hatten selbstverständlich das Gegenteil vorausgesetzt und waren sicher über den Nachweis erstaunt gewesen, daß ich bei all meiner Ablehnung jedem Meinungsfreiheit zugebilligt habe.

Ich war nun einigermaßen verwundert, als ich von General von Kluge gebeten wurde, vor seinen Offizieren in Münster zu sprechen, folgte aber dieser Aufforderung sehr gern. Ich sprach dann im dortigen Rathaussaal über die geistigen Entwicklungen unserer Zeit und die Gründe, die zum Entstehen der nationalsozialistischen Bewegung geführt hatten. Nach dem Vortrag sagte

Kluge zu mir: »Herr Reichsleiter, gestatten Sie ein offenes Wort. Sie wurden uns als ein besonders fanatischer Mensch geschildert und ich gestehe, einige Befürchtungen gehabt zu haben. Aber was Sie sagten, ist so interessant und begründet, daß ich Ihnen sehr dankbar bin«. Beim späteren Abendessen begrüßte mich dann Kluge nicht nur, sondern tat etwas, was für die Formen des Offizierskorps damals noch ganz ungewöhnlich war: »Ein dreifaches Heil für den Reichsleiter Rosenberg!«

Ich verstand, daß hier eine spröde Form, die ihre Stärken, aber auch große Schwächen hatte, zu schmelzen begann.

Dies fühlte ich auch ein anderes Mal. Gauleiter Dr. Meyer in Westfalen (Nord) veranstaltete alljährlich Mitte Januar Gedenkkundgebungen zu den Lipper Wahlen von 1933. Diese, im Umfang gering, waren doch ein historisches Symptom dafür gewesen, daß die NSDAP die vorhergehenden Krisen überwunden hatte und alle Spekulationen der Gegner falsch waren. Grund genug für den rührigen Dr. Meyer, die Erinnerung daran nicht einschlafen zu lassen. Ich sprach nun mehrere Jahre hindurch auf der großen Schlußkundgebung in der Flugplatzhalle bei Detmold. Mit anderen amtlichen Vertretern war auch General von Kluge stets anwesend. Nach einer Rede sagte er mir: »Ich habe Sie jetzt schon drei Mal hier über den Nationalsozialismus sprechen hören, aber jedes Mal war es eine ganz andere Rede. Da ich selbst auch sprechen muß, weiß ich, was das bedeutet. Ich danke Ihnen sehr dafür«.

Dann traf ich von Kluge im Juli 1940 in Paris. Mit General von Epp tranken wir bei Ritz eine Flasche Sekt, und von Kluge erzählte über den Vormarsch seiner Armee. Besonders erinnerlich ist mir dabei sein Bericht über die Rettung der Kathedrale von Rouen. In der Umgebung dieser Stadt hatten sich harte Kämpfe abgespielt, ein großer Häuserkomplex um die Kathedrale brannte, das Feuer drohte, auf ein Wunderwerk der Gotik überzugreifen. Da entschloß sich Kluge, die brennenden Gebäude zusammenschießen zu lassen. Dies geschah, das Feuer sank in sich zusammen. Bald darauf konnten die anderen Schutzmaßnahmen durchgeführt werden. Jene Tatsachen kamen mir wieder ins Gedächtnis, als die unerhörten Anklagen gegen unsere Generale über Barbarei, Kirchen- und Kulturzerstörungen in Nürnberg erhoben wurden.

Ich fuhr einige Tage später über Compiègne auch nach Rouen. Über der Stadt erhob sich die hohe Nadel dieser normannischen Kathedrale, mit jenem charakteristischen Umgang am Helm, der mir wie die Wiedergabe eines Mastkorbes erschien (ich wollte später in der Kunstgeschichte feststellen lassen, ob diese Deutung richtig war, habe es aber vergessen). Dann sah ich mir dieses Zeugnis eines großen Bauwillens aus der Nähe an: wild und ungebändigt in manchen Formen, aber, wie die ganze gotische Baukunst, von ungeheurem Höhendrang.

Im Jahre 1944 wurde die Kathedrale bei der anglo-amerikanischen Invasion durch alliierte Bomber zerstört.

Dann sah ich von Kluge, den jetzigen Feldmarschall, in Smolensk. Nach dem Kommando über die 4. Armee war er Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte geworden. Es war im Spätsommer 1942, ich machte als Ostminister einen Besuch in Weißruthenien. Schon in Minsk waren schwere Spuren des Kampfes festzustellen gewesen, aber Smolensk erschütterte mich doch. Der weit überwiegende Teil der Stadt lag in Trümmern, nur der Kathedralbezirk ragte hoch und unversehrt aus den Zeugen des furchtbaren Krieges empor. Der Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes unterrichtete mich zunächst über die allgemeine Lage, seine Maßnahmen zur Wiederbelebung des Schulwesens, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Abwehr der teilweise starken Bandengefahr, wobei selbst russische Freiwilligenverbände mithalfen. Es war dies der alte General v. Schenckendorff, der sich mit großem Eifer seiner Aufgabe unterzogen hatte.

Dann fuhr ich in Kluges Hauptquartier in einem durch Mücken entsetzlich durchschwärmtem Birkenwäldchen. Kluge, merklich gealtert, war ernst, voll spürbar gehobenem Selbstbewußtsein. Knapp schilderte er die schwere Lage in dem furchtbaren Winter 1941/42, erwähnte kurz seine Telefonate mit dem Führer und fügte hinzu: »Ich glaube, daß meine 4. Armee das Reich gerettet hat«.

Kluge hatte dann einen schweren Autounfall, der ihn für lange Zeit aus der Front zwang. Zum Trauerakt anläßlich des Todes von Dietl war er in Schloß Klessheim bei Salzburg anwesend. Er trat nachher auf mich zu, wir wechselten einige Worte, da fuhr ein Auto vor: er mußte zum Berghof. Wie wir dann erfuhren, wurde er zum Oberbefehlshaber der Westarmeen ernannt. Nach dem 20. Juli 1944 hörte ich seine Stimme im Rundfunk. Er verurteilte das Attentat mit großer Schärfe, der Ton seiner Stimme war matt. Dann erfuhren wir von seinem Selbstmord. In Nürnberg sagte mir Keitel oder Jodl, in seinem Abschiedsbrief an den Führer hätte von Kluge geschrieben, Hitler habe nicht gewußt, wie nahe er ihm in vielem gestanden. Ob von Kluge kapitulieren wollte, oder ob das nur Behauptung war, weiß ich nicht. Jedenfalls war hier in tragischer Weise ein Soldatenschicksal abgeschlossen worden, das im Zusammenbruch des Kaiserreichs, im Durchhalten in der Republik, in härtester Pflichterfüllung und großer Leistung für das Reich ein symbolisches Vorbild für viele Tausende abgibt. Eid und Erkenntnis der militärischen Lage, Anerkennung eines Neuen, ehrlich sich selbst, seiner kühlen Natur abgerungen, und Ablehnung der Auswüchse dieses furchtbaren Krieges standen sich gegenüber. An diesem, Seele und Charakter und Einsicht zerreißenden Konflikt ist er zerbrochen, zerbrochen worden. Unpathetisch, herb, posenlos ist er einen wahrhaft schicksalhaften Weg gegangen, den in anderer Weise, hier vor Gericht geführt, die Feldmarschälle von Rundstedt, Keitel, von Manstein, von Brauchitsch u. a. ebenfalls gehen müssen.

Ein Kriegsverbrechen?

Einmal konnte ich einen Wunsch Kluges erfüllen, was mir hier in Nürnberg dauernd als besonderes Verbrechen vorgehalten wurde. Als 1944 die Heeresgruppe Mitte eine Rückverlegung der Front voraussah, in diesem Raum die Bevölkerung kampfgefährdet erschien, ließ er das Ost-Ministerium bitten, doch die Kinder von 10–14 Jahren rechtzeitig in Obhut zu nehmen. Nur bei mir, ließ er sagen, sei eine loyale Behandlung des Problems gesichert. Als mir auch von anderer Seite dies unter der Betonung der menschlichen Schwächung des Gegners befürwortet wurde, lehnte ich ab, weil ich nicht in den Verdacht einer Kinderverschleppung geraten wollte. Da die Bitte aber nochmals wiederholt wurde, ich zum mindesten eine Teilevakuierung doch nicht verhindern konnte, stimmte ich zu unter den gesicherten Bedingungen der Betreuung und Pflege, auch durch einige weißruthenische Frauen, Briefverkehr mit den Eltern usw.

Im Prozeß ist diese Maßnahme unter dem Zeichen 031–PS behandelt worden, siehe meine Zeugenaussage und das Plädoyer. 5000 kamen nach Dessau, wo ich mich selbst von ihrer guten Unterbringung überzeugte. Sie wurden sauber bekleidet, die jüngeren kamen in Schulen mit russischen Lehrerinnen oder in einen Kindergarten am Walde. Eine weißruthenische Frau dankte mir mit Tränen in den Augen. Die Junkers-Werke hatten für die älteren Jungen Zeichnungen aller Werkzeuge herstellen lassen mit russischer und deutscher Bezeichnung, unter Beifügung der Aussprache in russischer Sprache. Das Verhältnis zu den deutschen Arbeitern war ein sehr gutes, im Unterschied zu den Italienern, die vorher dagewesen waren.

Als ich wieder nach Berlin zurückfuhr, sagte ich dem Leiter der Jugendabteilung des Ostministeriums, der sich um die ganze Betreuung angenommen hatte: »Wenn unsere Jungen eine derartige berufliche Ausbildung erhalten könnten, wäre es schön. Aber sie müssen sich jetzt im Schießen üben«.

General von Kortzfleisch

Ein anderer Offizier, mit dem mich der Krieg in Beziehung brachte, war General von Kortzfleisch. Ich lernte ihn in Frankreich kennen.

Die Großsteingräber sind seit langem ein besonders gepflegtes Objekt vorgeschichtlicher Forschungen. Die Besetzung Nordfrankreichs ermöglichte es nun, die geheimnisvollen Steinsetzungen in der Bretagne einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Unter Leitung von Dr. Hülle wurde diese mit größter Sachkunde im Verlauf mehrerer Wochen durchgeführt, und ich benutzte eine kurze Arbeitspause, um mir diese Forschungen ebenfalls anzusehen. Der Weg ging über Städte, die mir aus der Geschichte vertraut waren, nicht nur

mit französischen, sondern gesamteuropäischen Erinnerungen. Zunächst Chartres, die Frühgotik. Unter der Kathedrale vorchristliche Katakomben. Schwarzdunkel, die Altäre nur matt beleuchtet, ein Versinken in jene Mutter Erde, die so vielen Religionen zum Ansatz ihres Glaubens wurde. Diese Verehrung der chthonischen, mütterlichen Gottheiten zieht sich vom östlichen Mittelmeer bis zum Atlantik. Überall setzten die indogermanischen Völker dagegen ihre Götter des Lichtes, des Himmels und bauten über den Höhlen der Überwundenen ihre Tempel. In Chartres war noch beides zusammen. Auf den Gebetsgrüften der Vorzeit aber erhob sich nicht etwa nur ein Symbol der siegreichen christlichen Kirche, sondern der Turm als Zeichen großeuropäischer Charakterhaltung.

Orléans, vielfach zerstört, das Denkmal der Johanna aber unversehrt. Sie ist in Frankreich in Stein gemeißelt wie keine andere Gestalt, Symbol des Werdens der französischen Nation im Kampf gegen England.

Hoch ragt Blois empor, umrankt von allem, was Religionskrieg in Frankreich bedeutet. Wir stiegen jene allen Architekten bekannte offene Treppe zu den Sälen empor, wo einst Katherina Medici ihre Intrigen spielte, wo der Guise auf königlichen Befehl ermordet wurde. Aus den Fenstern ein wunderbarer Fernblick, die Stadt selbst ohne Kontur, mit grauen Dächern, die so gar keinen Charakter zeigen.

Über Tours fuhren wir die Loire entlang, ein versandeter Strom. Rechts der erhöht angelegten Strasse die Einzelhöfe der Bauern. Von vier Gebäuden der Gehöfte verfällt offenbar stets eines.

Ich dachte an Balzac, seine Schilderung der Katherina, seine mit allen Raffinessen gestaltende Erzählerkunst in der Darstellung der Palastintrigen der Valois, mit der offenen Zustimmung zur Tat der Bartholomäusnacht. Die Touraine! An ihr hing das Herz des großen Franzosen besonders. Nimmer müde ist er in der Schilderung ihrer Herrlichkeiten und ihrer Menschen. Seine Pariser Helden führt er noch hierher, um sie in dieser Umgebung zu spiegeln. Und mir fällt sein Wort ein: Wären die Könige Frankreichs an der Loire geblieben, so hätte es keine französische Revolution gegeben.

Angers, drei unvergeßliche Eindrücke: Zuerst die Burgfestung der Anjou. Ein ungeheurer rechteckiger Komplex aus Zyklopengemäuern; an den Ecken und den Wänden runde Steinwülste, nach unten sich vergrößernd, gleich den Füßen eines Riesenelefanten. Von früheren Kastellen war wenig zu sehen. Jedoch bleibt der Eindruck eines harten Herrscherwillens. Sicher werden Franzosen und Deutsche dieses Soldatengeschlecht mit ganz verschiedenen Augen sehen. Die einen denken mit Stolz an die Herrschaft in Süditalien, an die Anjous, die einst auch Könige in Ungarn waren, die andern aber erinnern sich mit düsteren Gefühlen an die Ermordung Konradins in Neapel. Dann die frühgotische Kathedrale, einschiffig, bereits licht und frei, wie es die Gotik auch schon zu Beginn gewesen ist, aber in allem noch gemäßigt, ein ganz au-

ßerordentlicher Raumeindruck. Das Museum: über allem die Gobelins, aus romanischer Zeit in einfachen Flecken, aber mir schien, das Monumentale wäre nicht Sache eines Wandteppichs. Dafür aber waren die gotischen Gobelins geradezu eine Offenbarung, und zwar jenes Naturalismus, der neben der strengen Stilisierung des Menschen in allen Giebelfeldern der Portale sich Raum zu schaffen weiß: hier singende Frauen und Pagen, umrankt von Blüten und Blättern, in den Zweigen jubilieren die verschiedensten Vögel des Waldes, alles wunderbar komponiert, sicher gezeichnet, berückend in der Farbe. Schließlich mußten wir doch weg und ich sagte meinen Kameraden, beim Anschauen derartiger Kostbarkeiten könnten einem tatsächlich Diebesgelüste kommen.

Untergebracht waren wir für ein paar Tage im alten Schloß du Plessis Mace, nicht weit von Angers, das der Besitzer (ein französischer Gelehrter) uns freundlich zur Verfügung gestellt hatte. Der Donjon ist zerstört, eine Erinnerung aus englischer Zeit. Die Trakte sind aneinandergefügt ohne sonderliche Einheit, eine gotische Galerie für die Damen: um sich die Turniere im Hofe ansehen zu können, rundherum ein verschlammter Graben, leere Felder. Es fehlte wohl an Mitteln oder am Willen, diesen Besitz wirklich zu pflegen. Im Innern eine reiche Bibliothek, Antiquitäten. Wir standen in dem Zimmer, in dem nach hundert Jahren Krieg der englisch-französische Friede unterschrieben wurde.

Dann ging es weiter nach Vannes, wo ich unsere Gelehrten traf und zugleich den kommandierenden General von Kortzfleisch kennenlernte. Er zeigte sich an den Forschungen sehr interessiert, hatte in seiner Familie verschiedene Wissenschaftler. Dort traf ich auch von Lancelles, Weltkriegsoffizier, auch reaktiviert, aber, da Nationalsozialist, in der Beförderung zurückgesetzt. Schon lange Major, hatte er, fast ein Jahr nach Kriegsbeginn, jetzt endlich als Oberstleutnant ein Regiment erhalten. Wieder ein Beispiel, welche Reibungen in der angeblich jungen deutschen Wehrmacht vorhanden waren. Im späteren Verlauf tat sich von Lancelles durch besondere Tapferkeit hervor, erhielt das Ritterkreuz und fiel dann im Kampf. General von Kortzfleisch begleitete mich zu den Menhirs. Dort lag ein 25 Meter hoher Monolith, in drei Stücke zerbrochen. Einst mußte er aufrecht ungeheuer gewirkt haben, ein Zeichen für die damaligen Seefahrer. Dann sah ich ein Hünengrab großen Ausmasses, wie ich ähnliche von Oldenburg bis Rügen besichtigt habe. Die mehrere Kilometer langen Steinsetzungen aber waren nur hier zu sehen. In etwa 6 Reihen, z. T. aus Riesengraniten gebildet, umfassen sie Gänge, die ich mir nur als Prozessionsstraßen deuten konnte. Einer dieser Straßenzüge war durch einen Halbkreis geschlossen, der ein Grab barg.

Hier wurde nun genau gezählt und gemessen, jede Einzelheit registriert, französische frühere Forschung herangezogen. Wie immer die letzte Deutung dieser Anlage auch ausfallen mag, es mußte ein großer Wille geherrscht haben, um die Riesenfindlinge auf diese Entfernungen nach einem bestimmten

Plan errichten zu können. Und es muß auch schon geordnete Methoden gegeben haben, um sie überhaupt fortzubewegen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind später von Dr. Hülle in seiner Schrift: »Die Steine von Carnac« niedergelegt worden.

Dann vergingen die Jahre. Neue Divisionen wurden 1944 aufgestellt. Kortzfleisch wurde Befehlshaber des Wehrkreises (?) Brandenburg. Ich erhielt von ihm die Bitte, vor Offizieren und Soldaten einer dieser neuen Divisionen zu sprechen. Ich tat das sehr gerne und fuhr in das Lager im Osten von Berlin. Zu den Soldaten sprach ich über die Politik in den besetzten Ostgebieten, für die ich im FHQ immer noch kämpfte, zu den Offizieren über den europäischen Gedanken. Der Chef der Division trug das Abzeichen »Krim« auf dem Ärmel, das Ritterkreuz am Halse. Noch voller Hoffnung! Er war gerade vom Führer gekommen. Dieser hätte ihm gesagt, V 1 und V 2, das sei nur ein Anfang, noch ganz andere Waffen kämen zum Einsatz. Und aus dem Gesicht dieses deutschen Offiziers sprachen soviel Vertrauen und Glauben, wie Adolf Hitler sie eben doch immer wieder einzuflößen verstand.

Es war der 18. Juli 1944. General von Kortzfleisch hatte meine Rede mit einer Ansprache beschlossen. In ihr erinnerte er seine Offiziere an ihre Pflicht und versprach dem Führer und Obersten Befehlshaber unverbrüchlichen Gehorsam.

Zwei Tage später kam das Attentat, das anfänglich nur wenige Verschwörer zu unterstützen schienen. Die Konspiration erwies sich aber bald als weit angelegte, viele hohe Offiziere erfassende Planung. General von Kortzfleisch ging in die Bendlerstraße. Dort hörte er, der Führer sei tot, er solle sich der neuen Herrschaft anschließen. Er weigerte sich empört und wurde verhaftet. Er hielt, was er ein paar Tage vorher versprochen hatte. Nach dem Scheitern des Komplottes wurde er wieder frei. Über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt. Aber sicher hat der Sturmwind auch ihn erfaßt, und er sieht irgendwo in einem Lager einer Anklage entgegen . . .

Albigenser Schicksal

Schon auf dieser erwähnten Reise in die Bretagne verspürte ich das Verlangen, noch weiter nach dem Süden zu fahren, in das Land der Albigenser. Kampf und Schicksal dieser großen Bewegung der Katharer (woher das Wort Ketzer als Entstellung seinen Ursprung nimmt) hatten mich von jeher interessiert, später, bei eingehenderem Studium, tief ergriffen. Sie war eine merkwürdige Vereinigung von westgotischem religiösem Freiheitswillens mit spätiranischen mystischen Einflüssen, die über Italien, nach Berührung der Kreuzfahrer mit dem Orient, als überlieferte Weisheit auch nach Südfrankreich gelangt waren. Da die Katharer, d. h. die Reinen, sich aber durchaus als Christen

fühlen wollten, so wählten sie aus den verschiedenen Möglichkeiten der Evangelien sich den Johannes.

Gegen die Religion weltlich-petrinischer Kirchenmacht setzten sie die Lehre des Parakleten, des liebevollen Erlösers und Erbarmers. Sie lehnten das Alte Testament ab, vermieden alle jüdischen Namen (ein entscheidender Unterschied zum späteren Calvinismus und Puritanismus, der auch die »reine Lehre« suchte), verwarfen aber auch den Namen Maria. Das Kruzifix erschien ihnen als unwürdiges Symbol, denn, erklärten sie, man verehre auch nicht den Strick, an dem ein Mensch, sei es auch ein Märtyrer, erhängt worden sei. Sie widmeten sich vor allem der Mildtätigkeit, lehrten religiöse Toleranz, begannen aber doch auch eine bestimmte soziale Ordnung mit verschiedenen religiösen Rangstufen auszubilden, mit Diakonissinnenwürden und der rettenden Handauflegung (consolamentum).

Die ketzerische Bewegung kam aus städtisch – handwerklichen, aber auch ritterlichen Kreisen. Merkwürdig ist dabei, daß es so oft Weber sind, die in Zeiten sozial-religiöser Gärungen genannt werden: Weber waren es vor allem in Toulouse; ein Wollkämmer war es, der in Meaux als erste hugenottische Demonstration seine Thesen an die dortige Kirchentür heftete: aus den Webern suchte sich ein Dichter im 19. Jahrhundert sein Motiv zu einem Drama sozial-seelischer Konflikte.

Gegen diese bald viele Städte und Burgen erfassende Bewegung trat nun die römische Kirche an, verbündet mit dem König von Frankreich, der die zentrale Herrschaft von Paris über den ganzen Süden sichern wollte. In vielen Jahrzehnten wurden die Katharer ausgetilgt, vertrieben, wüstester Dinge beschuldigt, bis das Aufflammen religiösen, unabhängigen Willens rund eine Million Opfer unter sich begraben hatte.

Ich hatte mir längst vor dem Kriege vorgenommen, einmal streng privat Navarra und die Provence zu bereisen: Toulouse, Carcassonne, Albi, Pau, die Ruinen von Foix, den heiligen Berg Montsegur, letzte Zufluchtsstätte der Katharer, die schließlich durch Verrat gefallen war.

Die Verlockung, dorthin zu fahren, war groß, aber wie gesagt, ich wies sie, als dienstlich nicht begründet, zurück. Nun war ich drei Jahre später wieder in Paris. Aus Anlaß einer militärischen Besprechung beim Feldmarschall von Rundstedt war vereinbart worden, daß durch meine Dienststelle einige Vorträge historischer und sozialpolitischer Art vermittelt werden sollten. Dies geschah, und ich hielt eine abschließende Ansprache. Beim späteren geselligen Zusammensein bat mich ein Offizier aus dem Stabe der 19. Armee in Avignon, vor dem dortigen Offizierskorps einen ähnlichen Vortrag zu halten. Und ich ließ mich dazu überreden. Mir wurde ein Dienstwagen zur Verfügung gestellt, und trotz vielfacher Eisenbahnsprengungen durch die französischen »Maquis«, kamen wir früh morgens in Carcassonne an, um im Auto nach Avignon zu fahren.

Da sah ich nun die noch erhaltene vieltürmige Festung, auf altrömischen Grundmauern die große Westgotenburg, später vom französischen Königtum vollendet. Zwei wuchtige Ringmauern umschließen die Cité, die innere von starken Türmen gekrönt. An einer Seite die letzte gotische Kirche, enge mittelalterliche Gassen, winzige Gärten an verfallenen Häusern.

Ich ging langsam von Turm zu Turm und dachte an die Geschlechter, die hier in den Gefängnissen endeten, wenn sie nicht gefallen oder geflohen waren. An Raimund VI. von Toulouse, der nach Paris verschleppt und in der Notre Dame vom Bischof öffentlich mit der Geißel gepeitscht wurde, an jenen Grafen von Foix, der dem päpstlichen Unterhändler erklärte: Gott wünsche, daß der Glaube eines jeden Menschen frei sein müsse, dessen Burg geschleift worden war, so daß heute nur noch kümmerliche Reste zu sehen sind (ein Nachkomme schrieb später unter dem Name De Foe den »Robinson Crusoe«), an die kühnen Ritter von Treneabel und Mirepois, an die Albigenserfrauen mit den heute so sonderbar klingenden Namen Ermessinde, Brunissende, Eselarmonde; an die »schöne Albigenserin« Aladais von Boisseson und die Angehörigen des Geschlechts der Bellissen, an jene 105, die nach dem Fall von Montsegur sofort auf Riesenscheiterhaufen verbrannt wurden; an ihren Führer Raimund von Perelha, der seinem Glauben nicht abschwor, sondern das Liebesevangelium des Parakleten bekannte, an jene Tausende, die in Kerkern langsam verendeten, auch hier in Carcassonne. Von diesen Kerkern wußte der französische Führer aber nichts, als ich ihn danach fragte . . .

Dann ging es weiter, durch die hügelige, kahle Landschaft, über Montpellier zum Mittelmeer. In einem kleinen Ort verbrachte ich den Mittag mit einigen Offizieren, die hier Bunker bauten. Sie waren für den Fall einer Invasion in dieser Gegend offenbar skeptisch inbezug auf ihre gegenwärtige Abwehrkraft, was ich der Bemerkung entnahm, durch die Bunker könnten die Gegner wenigstens aufgehalten und die deutschen Reserven herangeführt werden. Wir fuhren weiter nach Arles. Aber mich fesselte die Landschaft wenig, sogar das blaue Mittelmeer hatte ich, obgleich zum ersten Mal, nicht mit jenen Gefühlen gesehen, wie es sonst der Fall gewesen wäre. Die Gedanken von Carcassonne bewegten mich weiter. Ich dachte an die sehr gut begründete Theorie, daß der aus so zahlreichen Quellen hervorgegangene »Parsifal« in vielem ein albigensischer Schlüsselroman gewesen sei. Vom Mont Sauvage ist in den Kathararerzählungen mehr als einmal die Rede (inbezug z. B. auf den Ritter Ferau), es ist wahrscheinlich, daß dieses Monsalvatsch als Verstümmelung des Mont Sauvage – jene letzte Zuflucht, der Montsegur ist. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß der Ritter von Treneabel das Vorbild des Parsifal abgab, dessen Name – »Perserblume« – auf iranischen Einfluß hindeutet, der ja bei den Katharern wirksam geworden ist. Es sind auch Ritter, die den heiligen Gral hüten, nicht Mönche. Auf dem Mitleiden beruht das innere Motiv des Gralskönigtums, das innere Zentrum auch der Lehre vom

Parakleten. Die Katholiken also, welche ergriffen den ersten Akt von Wagners Parsifal anhören, ahnen nicht, daß sie vor einer Versammlung albigensischer Ritter sitzen.

Schließlich hatte auch der Begriff eines Troubadour einst einen gänzlich anderen Klang als später. Das waren kaum, oder gar nicht Liebesdichter, sondern leidenschaftliche Sänger von der Art des Volker von Alzey. Jeder große Ritter der Katharer hatte seinen Troubadour, der erbitterte Verse wider die Gegner verfaßte und sang. Ich habe selten so fanatische antirömische Gedichte gelesen wie diese Gesänge. Die Namen sind mir, mit Ausnahme des Peyre Cardinal, entfallen.

Es war also auch hier Geschichte sehr einseitig vom Standpunkt des Siegers geschrieben worden. Dessen Urkunden lagen vor, Prozesse, »Zeugen-Aussagen«, unter Folter erpreßt, Aufbauschung späterer, einzelner Entartungen durch halbverstandene spät-iranische Orientalismen. Erst ein tieferes Studium doch noch vorhandener Überlieferungen läßt ein gänzlich anderes Bild erstehen: Einen ersten dramatischen großen und kriegerischen Kampf um die »reine Lehre« des Evangeliums, nach der seit 1000 Jahren immer wieder neue Geschlechter suchen, ohne sie gefunden zu haben.

Die reiche Fassade der Kathedrale von Arles war mit Sandsäcken verdeckt, nur ein Kreuzgang gestattete ein Urteil über den Reichtum der hier ausgestreuten Steinmetzarbeiten. Unter ihnen gingen die Formen der Architektur fast ganz verloren. Die Stadt sonnig, steinig, öde, ungeheuer, wie alles Altrömische, die Arena. Als Stadt anheimelnder war Nimes, mit dem schönen kleinen Tempel und antiken Funden. Und dann Avignon, ein Zeichen einstigen politischen Wandels, ein Symbol religiösen Verfalls, ein Präzedenzfall noch immer im Schoße der Zeit liegender Möglichkeiten . . .

Der dortige General von Sodenstein empfing mich sehr herzlich. Ein untersetzter, schon älterer Herr mit einem Krückstock, froh, mit jemandem aus dem Reich hier in der Ferne sprechen zu können. Nach meinem Vortrag sagte er in seinen Dankesworten, der Soldat brauche nicht nur Munition im üblichen Sinne, sondern auch geistige Stärkung und willensmäßige Stählung. Die hätte ich ihnen gegeben, wofür sie dankbar seien.

Am nächsten Morgen dann Besichtigung des tausend Mal beschriebenen Papstpalastes: hohe, schöne Hallen, die Gebäude aber ohne rechten Plan aneinandergefügt, groß aber nicht monumental, Bauten eines Exils, nicht Krönung traditionserwachsenen Schaffens. Im höher gelegenen Park brauste der Mistral, kalt und durchdringend, so daß selbst die Sonne vom wolkenlosen Himmel kaum noch eine Wirkung ausübt. Auch der Beginn in Avignon war katharerisch bestimmt. Bertrand de Got, Sohn eines albigensischen Kämpfers, war ein wohllüstiger, hoher Kleriker geworden. Mit einem großen Gefolge von Dienern, Vögeln, allerhand Getier, bereiste er den Süden des Landes, neben sich seine Geliebte, ein Fräulein von Tallegrand. Er wurde unter dem

Namen Clemens V. der erste Papst in Avignon. Am Königshof zu Paris stiegen zwei andere Albigensersprößlinge zu hohen Ämtern als Rechtsberater des Königs auf, Plasian und Wilhelm von Nogaret. Dieser war es, der Papst Bonifaz VIII. in Anagnie gegenübertrat und schwerster Verfehlungen bezichtigte. Zu gleicher Zeit holte Philipp der Schöne gegen den Orden der Tempelritter aus; in Einzelverfahren »gestanden« alle die ihnen vorgeworfenen obszönen Gebräuche – und Papst Clemens in Avignon mußte seine Zustimmung zur Ausrottung des Templerordens geben.

An diese Dinge mußte ich wieder denken, als ich vom hohen Park in das Land sah, dann eine Fahrt nach Orange machte. Die dortige römische Riesenmauer, Rückwand und Windschutz eines großen Theaters, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, wieder ein Zeugnis der altrömischen Solididät und technischen Vollendung.

Dann in den Zug, Richtung Deutschland. Als wir in Macon halten, höre ich von draußen laut nach mir rufen. Es ist Wilhelm Brückner, ein alter Kamerad. 1923 Kommandeur des Regiments »München« der SA, mitgefangen in Landsberg, dann persönlicher Adjutant des Führers, etwas phlegmatisch, aber ein treuer, anständiger Mensch. Nach einem schweren Autounglück mit Schädelbruch ermüdete er leicht bei der Arbeit und schied aus der Adjutantur aus. Nunmehr war er Major und Kommandant von Macon. Erzählt, daß in der vergangenen Nacht ein kleines Gefecht mit der Widerstandsbewegung stattgefunden habe, die Schienen sprengte. Nach einigen herzlichen Worten Abschied, auch hier wohl für immer.

Zwischen Tradition und Revolution

Die Einschmelzung der Wehrmacht in ein neues Staatsgefüge stand 1939 erst am Anfang. Zu groß waren die politisch-sozialen Änderungen, die sich seit dem November 1918 abgespielt hatten. Das Heer konnte sich nur halten, wenn es seinen Ritus, seine Formen, seine Zucht möglichst frei von allen äußeren Einflüssen unverändert bewahrte. Deshalb wehrte es sich, trotz mancher persönlicher Zuneigung zum nationalsozialistisch gewordenen Reich, gegen Eingriffe und zu starke Umformungen. Daß hierbei kastenmäßige Anschauungen sehr bestimmend waren, steht außer Frage, daß aber auch eine gesunde Ablehnung mancher Auswüchse (namentlich der so fremd gehandhabten Propaganda) mitspielte, muß gerechter Weise zugegeben werden. War die alte Armee bei all den sonstigen Spannungen jedenfalls kaiserlich, so die neue Wehrmacht noch lange nicht hitlerisch, viel weniger auf ein noch nicht Tradition gewordenes System eingeschworen, das sich mit dem Begriff »der Führer« hätte charakterisieren lassen.

Am Anfang des Krieges überdeckten die Erfolge die Zerklüftungen, bei den späteren Rückschlägen aber traten diese, durch viele Befehle des Führers selbst vertieft, immer deutlicher in Erscheinung. Ganz klar konnte dem Außenstehenden – wozu ich als Zivilist auch gehörte – diese ganze tragische Entwicklung erst jetzt werden: die Auseinandersetzung eines durch strenge Kriegsregeln gebundenen Offizierkorps mit einem Revolutionär (Jodl). So sehr der Führer strengste Einhaltung aller Kriegsgesetze nach dem Westen vertrat, vom Osten erwartete er ihre Durchbrechung und erließ Befehle härtester Art, ohne die befürchteten Tatsachen abzuwarten, gegen den Widerstand seiner Berater. Und nun ergibt sich das Bild, daß die Heerführer diese Befehle nicht durchführen, ihre Verbreitung möglichst einschränken. Es entsteht bei aller Anerkennung des militärischen Gehorsams eine für das Gewissen oft furchtbare Lage.

Im FHQ war eine Zeitlang mein Adjutant Dr. Koeppen eingesetzt, um meine Vermerke, Vorschläge als Ostminister an den Führer unmittelbar übergeben zu können. Er berichtete mir von starken Konflikten: Ein Befehl sei mißverstanden worden, sagten die einen, der Führer aber glaubte, er werde sabotiert. Bormann wurde beauftragt, eine große Anzahl von Stenographen zu besorgen, welche die militärische Befehlsausgabe aufnahmen. Der Führer zog sich von der gemeinsamen Tafel zurück, gab selbst seinen nächsten Mitarbeitern lange nicht die Hand.

Irgend jemand munkelt, Führerbefehle nach dem Osten würden sehr schnell vom Exchange Nachrichtenbüro aus Moskau, z. T. mit gleichen Worten, mitgeteilt. Das klang unglaublich, wer konnte ahnen, daß der Chef des deutschen geheimen militärischen Nachrichtendienstes im OKW, Admiral Canaris, mit dem Feinde in Beziehung stand – wie der Nürnberger Prozeß erwies? Koeppen wurde sehr bald durch Bormann aus dem FHQ entfernt.

In einer Generation unlösbar

Als ich 1943 im FHQ war, speiste ich allein beim Führer (Bormann selbstverständlich dabei). Unter anderem trat eine große Verbitterung über das Offizierskorps deutlich in Erscheinung. Es sei schwer, sich mit den Herren über andere Dinge zu unterhalten als die rein militärischen. Sie dächten auch bloß an Beförderungen usw. Die Berechtigung derartiger Aussprüche vermochte ich nicht nachzuprüfen, aber es genügte doch, wenn sie ihr Fach verstanden. Man konnte gerechterweise von ihnen nicht den universalen Blick Moltkes verlangen.

Während der Kampfzeit sagte der Führer mir einmal: »Um eine wirkliche Armee aufzubauen, dazu braucht man mindestens ein Jahrhundert«. Er wollte dadurch zum Ausdruck bringen, daß militärische Reformen seelische Tradition erst im Verlauf mehrerer Generationen werden können; daß Reglement,

Kommandos, dienstliches Verhältnis, gesellschaftliche Formen usw. ganz in Fleisch und Blut übergehen müssen, um das Funktionieren eines großen Heereskörpers in allen Lagen und bis in seine kleinsten Einheiten zu sichern. Und gerade er, mit dieser Einsicht, glaubte nach nur wenigen Jahren einer neuen Staatsformung dem Schicksal zuvorkommen zu müssen.

Die Parole hieß einst »Mit Gott für König und Vaterland«. Sie war ein Ruf, unter dem lange Zeiten hindurch Soldaten gekämpft hatten und gefallen waren. »Kaiser und Reich« sagte dasselbe in neuer, stolzer Überhöhung. Nie aber hatte jemand wagen können, die Losung »Reichspräsident und Republik« auszugeben. Auch die Persönlichkeit Hindenburgs konnte nicht vergessen lassen, daß diese Republik nicht im Zeichen eines nationalen Aufbruchs stand, sondern aus der Tat des 9. November 1918 hervorgegangen war.

Deutlich begann sich ab 1933 ein Symbol zu formen »Führer und Volk«. Aber es hätte langer, langer Jahre bedurft, um ihm wirklich innere Kraft zu geben. Hinzu kam etwas, was ich als psychologischen Fehler empfand, aber nicht ändern konnte. War schon die für die Partei weisungsmäßig geforderte Anrede Hitlers, »Mein Führer«, von vielen, auch von mir, nicht ohne gewissen inneren Widerstand hingenommen worden, so war die Einführung dieser Formel in der Wehrmacht auf jeden Fall verfrüht. Diese Anrede beinhaltete bei ihrer ersten Verwendung ein sehr persönliches Verhältnis, das noch bei den alten Mitkämpfern angenommen werden konnte, aber nicht bei den höheren Offizieren.

Das hätte ein hohes Alter des Führers und langjähriges Zusammenwachsen mit dem Offizierskorps zur Voraussetzung gehabt und erst dann geübte Form werden können, wenn kommende Geschlechter, von Jugend auf ohne psychologische Hemmungen gegenüber dem Hüter des höchsten Amtes, an sie gewöhnt worden wären. Adolf Hitler wollte zu schnell etwas, was seinem Wesen nach erst langsam reifen konnte.

Er griff auch in eine andere Form ein, im Grundsatz richtig, aber ohne jede psychologische Vorbereitung: in die Anrede in der dritten Person. Es war tatsächlich für jeden, der nicht von Beruf Offizier war, sehr merkwürdig, die Redewendungen zu hören: »Haben Herr Oberst . . .« »Meinen Herr Major, daß . . .«. Der Befehl Adolf Hitlers, diese unschöne Redensart abzuschaffen, stieß beim ganzen Offizierskorps auf stille, aber einmütige Ablehnung. Man betonte, diese Form schaffe das bequeme, unpersönlich dienstliche Verhältnis, sie erinnere aber auch ständig an eine Ordnung, die im Ernstfall absolute und nicht diskutierbare Voraussetzung militärischer Befehlsgebung sei. Diese Gründe hatten vieles, was zu verstehen war, aber es sprach dagegen, daß die Anrede in der dritten Person erst am Ende des 19. Jahrhunderts oder gar zu Beginn des 20. eingeführt worden war. Jedenfalls aber förderte der Befehl ihrer Abschaffung Widerstandsgefühle gegen den Nationalsozialismus überhaupt.

»Heil Hitler«?

Weiter kam der »Deutsche Gruß« hinzu, zuerst nur bei Meldung vor dem Führer, und ausgerechnet nach 4 1/2 Jahren Krieg ganz allgemein. Das war ein Fehler und praktisch ein Unsinn, denn das Emporschnellen des Armes bei zahlreichen Soldaten in belebten Straßen wirkte geradezu komisch. Der militärische Gruß war in diesem Fall viel natürlicher und zweckmäßiger.

Und schließlich die allgemeine Grußform »Heil Hitler« überhaupt. Sie war einst Bekenntnis und Kampfruf einer Revolutionszeit, sie hätte auf Parteitagen und anderen großen Kundgebungen der Gruß bleiben können, ihre befehlsmäßige Einführung aber verallgemeinerte, verflachte den in ihr liegenden Wert. Die Nichtanwendung des nunmehr offiziellen Grußes gab manchen Fanatikern Gelegenheit zu aufreizenden Bemerkungen und schuf nicht jene »Volksverbundenheit«, die sich das Innenministerium – von dem dieser Erlaß an die Beamten ausging – vielleicht in seinem Eifer vorgestellt hatte. Im Offizierkorps hat diese Grußform mit dem Namen eines noch lebenden, jungen Kanzlers sicher innere Ablehnung erfahren. Ein Beispiel unter anderen, wie auch in Zeiten stärkster Wandlungen psychologische Dinge zu werten und das richtige Zeitmaß einzuhalten wären.

Dabei hatte Hitler anfangs durchaus nicht die Absicht, derartiges dekretieren zu wollen. Als er an jenem denkwürdigen 30. Januar 1933 von seiner Einsetzung und Vereidigung als Reichskanzler in den »Kaiserhof« zurückkehrte, waren in seinem Zimmer eine Anzahl alter Mitarbeiter versammelt. Auch ich hatte mich eingefunden. Hitler begrüßte uns ernst und sagte: »Ich glaube jetzt, meine Herren, daß ich gerechtfertigt bin«. Und er fügte hinzu, wir alle sollten ihn aber nicht mit seiner Amtsbezeichnung anreden, sondern wie bisher mit seinem Namen. Das war nun auf die Dauer nicht möglich, alles Spätere aber auch nicht notwendig.

Feldmarschall Keitel

Nach Kriegsausbruch setzte sich Keitel in redlicher Weise für ein gutes Verhältnis zwischen Wehrmacht und Partei ein. Ich hatte mit ihm ein Abkommen getroffen, demzufolge mir Aufsätze der Offizierszeitschriften vorgelegt werden sollten, die die Bestrebungen des Nationalsozialismus betrafen, um eventuell unrichtige Darstellungen zu korrigieren. Von meiner Dienststelle wurde aus über 100 Professoren eine Art »Lehrgemeinschaft« zusammengestellt, um geistige Interessen der Offiziere zu unterstützen. Die Gelehrten sprachen im Reich und in den besetzten Gebieten über ihr Fach: Geschichte, politische Staatenkunde, Wirtschaftsprobleme Europas, Kulturfragen usw. Ich tat dies, um zu den nicht immer ausreichenden Rednern aus der Partei ein

allseitiges Gegengewicht zu schaffen. Als ich dem Führer am 17. 11. 1943 über diese Arbeit berichtete und von ihm Unterstützung durch einen Befehl erbat, sagte er mir das zu. Rund eine Woche später aber wurde die Einrichtung der sog. N. S.-Führungsoffiziere geschaffen und Bormann beauftragt, allein von der Partei die Unterhandlungen zu führen.

Um unsere Soldaten in ihren freien Stunden und in den Lazaretten mit Schrifttum zu versorgen, rief meine Dienststelle zu einer Büchersammlung auf, die dann alle Jahre wiederholt wurde. Alle Gliederungen der Partei setzten sich ein. Das deutsche Volk spendete seinen Soldaten allein durch diese Büchersammlungen rund 45 Millionen Bände, auch ein Symbol seines ganzen Einsatzwillens, seines Vertrauens zum Führer und zu dem neuen Reich. Niemand, der in diesen und ähnlichen Dingen selbst tätig mitgewirkt hat, wird sich überzeugen lassen, ein »Verbrecher« gewesen zu sein.

An der Ostfront

Anfang Januar 1945 fuhr ich nach Ostpreußen, um auf Bitten dortiger Armeeführer einige Vorträge zu halten. Ich schilderte besonders die Geschichte des Ostens, die Lage der Völker Osteuropas und die getroffenen Maßnahmen. Aus dem, was ich als richtig darstellte, konnten die Offiziere auch heraushören, was ich nicht als richtig empfand. Ich sprach in einer Zeit, da mein Rücktrittsgesuch seit drei Monaten unbeantwortet im Führerhauptquartier lag.

Keiner der Generale äußerte Worte, die man als »defätistisch« bezeichnen konnte. Vielmehr sprach der drahtige, kleine Generaloberst Weiß (?) sehr energisch von der Notwendigkeit einer weltanschaulichen Schulung, desgleichen General Hoßbach, als ich bei der Eröffnung eines solchen Schulungshauses des Heeres einleitende Worte an die Offiziere richtete. Goldap war einige Tage von Sowjettruppen besetzt gewesen und dann wieder befreit worden. Der die betreffende Division befehlende General berichtete über die Operation und bemerkte, das erste, was die feindlichen Truppen getan hätten, wäre die Massenvergewaltigung der deutschen Frauen gewesen.

Goldap war totenleer, ausgebrannt bis aufs letzte, die Sowjetfront 1½ Kilometer entfernt. Im Keller einer Kaserne saßen wir mit den Offizieren der hier stationierten Bataillone zusammen, geführt von einem Ritterkreuzträger Oberst König. Dieser war bei Ausbruch des Krieges noch Unteroffizier. Er zeichnete sich überall aus, wurde schnell befördert (Errungenschaft des nationalsozialistischen Staates gegen überlebte Kastenformen) und brachte 1943 beim Rückzug im Osten das Bravourstück fertig, zerstreute Kompanien zu sammeln und schließlich an der Spitze von 35 000 Mann sich in neuen Stellungen festzusetzen. König stand vor der Ernennung zum Generalmajor.

Der Sowjetangriff wurde in den nächsten Tagen erwartet. Er begann am 12. Januar 1945.

In der ganzen tragischen Entwicklung zwischen Nationalsozialismus, Hitler und den deutschen Offizieren wird die Geschichte einst sicher nicht jene einseitige Darstellung geben, die heute aus allen Lagern verbreitet wird. Es gab ein gegenseitiges Verstehenwollen, es gab Fehler von Hitlers Seite aber auch dessen unentwegtes Eintreten für Namen und Ansehen des Offiziers, es gab böswillige Kritik seitens dieser Offiziere, aber auch vielfach berechtigte Abwehr gegen Erscheinungen in der Partei.

Im ganzen aber hat sich die junge Mannschaft geschlagen und verteidigt, wie nur je ein Soldatentum in der Geschichte sein Vaterland beschirmt hat. Das Hohe Lied dieses Mutes und Opferwillens dichten, das werden einst jene Kameraden tun, die heute in Untersuchungs- oder Gefangenenlagern über das Schicksal von Volk und Reich grübeln und sich immer tiefer jener erinnern, die auf der Erde, in der Luft, auf der See für Großdeutschland kämpften.

Unbekannte Soldaten werden einst ihren Ruhm ernten, Einzelne werden Symbole sein – nicht für die Entartungen der im Namen Himmlers begangenen Taten, auch nicht für einen hemmungslosen Eroberwillen, sondern für die ernsteste Pflichterfüllung im Dienst eines edlen Ideals, des Daseins von Nation und Reich.

Arbeitsdienst – Idee und Tat

In meinem »letzten Wort« im Nürnberger Prozeß hielt ich es für meine Pflicht, unter den positiven Gedanken und Werken des Nationalsozialismus besonders den Arbeitsdienst zu erwähnen. Dieser Plan eines allgemeinen Ehrendienstes lebte in vielen Tausenden längst vor dem 30. Januar 1933. Bei den sogenannten Artamanen hatte er in den zwanziger Jahren auch schon eine gewisse organisatorische Form gewonnen. Aber seine wirkliche Gestalt, tiefere Durchbildung und Leistung ist unlöslich mit dem Namen eines Mannes verbunden: Oberst Konstantin Hierl.

Als wir, etwa vierzig Mann, Ende Mai 1945 aus vielen Teilen des Reiches als Gefangene nach Mondorf in Luxemburg gebracht worden waren, fragten wir uns alle nach dem Schicksal so vieler Kameraden und Mitarbeiter. Von einem aber war nicht einmal ein Gerücht vorhanden, von Hierl. Anfang September 1946 sehe ich nun zufällig durch die Öffnung meiner Zelle den guten alten Kopf des ehemaligen Reichsarbeitsführers: Hierl wird zu einer Vernehmung geführt.

Den ersten Weltkrieg machte Hierl, Bayer von Geburt, als Generalstabsoffizier einer Armee mit, wurde dann als Oberst in die Reichswehr übernom-

men. Schon um 1922 bekannte er sich zum nationalsozialistischen Gedanken, geriet in Konflikt mit der »unpolitischen« Führung und schied aus. 1924 stellte er sich Ludendorff für dessen Versuche einer Einigung der völkischen Gruppen zur Verfügung. Das Eingreifen von Dr. Mathilde von Kemnitz, der späteren Frau Ludendorffs, in Weltanschauung und Politik mißfiel Hierl durchaus, und als Adolf Hitler wieder seine Partei führen konnte, kam er sehr bald wieder zu ihm. Er besuchte mich ein paarmal in der Redaktion, gab einen Aufsatz ab oder wir beredeten die eine und andere Frage.

Hierl war ein sehr bedächtiger Mensch, er überlegte genau, sprach langsam, in kurzen Sätzen, aber alles, was er sagte, war treffend. Ich kann mich nicht entsinnen, mich mit ihm in der Beurteilung des Nationalsozialismus auch nur einmal im Gegensatz befunden zu haben. Ein mittelgroßer Mann mit schon stark gelichtetem Schädel, kräftig vorspringender Nase und seelenvollen blauen Augen. Er pflegte oft beim Abschluß eines Satzes mit dem Kopfe zu nicken, gleichsam als Bekräftigung seiner Worte, was ihm zusätzlich den Eindruck eines Festen und Sicheren verlieh, und das haben dann die Taten seines Lebens auch bestätigt.

Unter Strasser leitete Hierl eine Zeitlang die Organisationsabteilung II, in der schon das Problem des freiwilligen und staatlichen Arbeitsdienstes sehr eingehend bearbeitet wurde. Nach der Machtübernahme wurde der Arbeitsdienst staatliche Einrichtung, die Dienstzeit von der Soldatenzeit abgezogen. Bald sah man überall Gruppen der Männer mit der Schute, in Form des alten Bundschuhhutes, und mit dem breiten Feldmesser an der Seite. Organisation und Einsatz wurden dauernd ausgestaltet, im Grunewald entstand eine große gutgebaute Zentrale, allerdings mit einem sehr umfangreichen Verwaltungsstab. Hierl war eben Generalstäbler, sehr genau, und brauchte dafür eingehende Arbeitsteilung. Darüber ist »draußen«, bei den Jüngeren, kräftig kritisiert worden, aber ein späterer Nachfolger mit leichterer Hand hätte auf soliden Grundlagen vereinfachen können. Es geht im Leben nirgends ohne Kompensationen, und jede Stärke bringt auch ihre Schwächen mit.

Dann kam der weibliche Arbeitsdienst, das Landjahr für die Mädel, ein Experiment sozialer und menschlicher Art. Die Bauern sahen zunächst Männer und Maiden sehr skeptisch an, bäuerlicher Instinkt, durch viele schlechte Erfahrungen in Jahrhunderten gewarnt, wehrte sich gegen noch unpopuläre Neuerungen, wie einst gegen die Einführung der Kartoffel. Sicher ist, daß der Arbeitsdienst nicht alle vor dem Einsatz voll erziehen konnte und manche ungeeignete Gestalt mitwirkte, was Verdruß bereitete. Der Arbeitsmann erkannte seinerseits auch nicht immer, daß der Geiz der Bauern der Reichtum des Volkes ist, und so gab es auch hier manche Kritiken. Hierl wollte diese auf seinen Kongreßreden auf den Reichsparteitagen gar zu gerne anbringen, aber dazu waren gerade diese Veranstaltungen nicht da. Aber bedächtig und zähe kam Hierl im nächsten Jahr dann wieder darauf zurück, bis ihm ein-

mal einige herbe Worte gelangen, zu seiner Genugtuung und zum Unwillen W. Darrés. Trotz allem begann sich ein großes Verstehen durchzusetzen.

Obgleich der Arbeitsdienst staatlich war, bat mich Hierl, seinen Erziehungsbeauftragten (Dr. Decker) an meinen Tagungen teilnehmen zu lassen, was alle Jahre in bester Harmonie geschehen ist. Ich habe unter Weltanschauung nicht etwa nur philosophisch-geschichtliche und sozialpolitische Lehrsätze verstanden, sondern auch die symbolischen Taten des Lebens. Und hier erschien mir der Arbeitsdienst als eine solche weltanschauliche Manifestation. Er war Ehrendienst, stellte eine Staatspflicht dar, aber nicht unter dem Symbol des Schwertes, sondern dem des Spatens und der Ähre (seiner Fahne). Er brachte die Arbeit an der Mutter Erde wieder als Lebensgrundlage allen Deutschen zum Bewußtsein, überwand durch gemeinsames Wirken den Gegensatz der Klassen, diente somit, wie keine andere Organisation, dem sozialen Frieden, der fruchttragenden Arbeit der ganzen Nation.

In meinen Reden habe ich oft darauf hingewiesen und erklärt, es täte manchem Jungen der Städte gut, aus Cafes und Bars weggeholt und in Mooren und an Landstraßen zur Arbeit eingesetzt zu werden. Nach und nach würden ganze Generationen wieder das Bauerntum kennenlernen, viele Freundschaften geknüpft und die Landflucht eingedämmt werden. Für diese Ausführungen hat mir Hierl oft danken lassen, ich habe es als meine Pflicht gefühlt, den Gedanken und die Tat des Arbeitsdienstes als ein Kernstück der nationalsozialistischen Weltanschauung darzustellen.

Auf den Parteitagen war ein Vormittag der Veranstaltung des Reichsarbeitsdienstes vor der großen Tribüne, wohl des Zeppelinfeldes, gewidmet. Neben der Ansprache Hierls und der Antwort des Führers wirkten Spruch und Gesang einer großen Lehrabteilung, was bald ein geradezu feierlicher Akt wurde. Arbeitsmaiden zogen die Fahne der Arbeit und Ernte hoch: rot und mit dem Spaten und zwei Ähren. Dann marschierte die Abteilung – in den letzten Jahren mit nacktem Oberkörper – mit geschulterten, in der Sonne tausendfach blitzenden Spaten ein.

Nach einem Lied fügte sich einmal folgendes an. Einer aus der grauen Schar fragte: »Woher bist du, Kamerad«? Und einer antwortete: »Vom Ostseestrand«. Nach immer neuer Art der Fragen erklang es von vielen Stellen: »Aus dem schwarzen Walde«, »Von Bayerns Bergen«, usw. Und dann riefen alle laut: »Deutschland«! Die Lautsprecher ermöglichten dieses Hörspiel für Hunderttausende in wunderbarer Form und Eindringlichkeit. Und wieder rief der Frager: »Was warst du, Kamerad«? Und einer antwortete: »Arbeiter«! In immer neuer Form der Frage wiederholt, mit den Antworten: »Bauer«!, »Techniker«!, »Künstler«! . . . Und alle wieder zusammen: »Deutschland«!

Dann ein Abschlußlied, dessen letzte Zeilen lauteten:

»Und jeder Spatenstich, den wir vollbringen,
Soll ein Gebet für Deutschland sein!«

Dem Führer, Hierl, uns allen standen die Tränen in den Augen. Wir empfanden, daß hier nicht nur eine Feier der Arbeit vor sich ging, sondern ein ergreifendes, jawohl, ein religiöses Brauchtum entstand: ein Dank an die Schöpfung, ein Versprechen zur Durchseelung der Arbeit an der Mutter Erde, Heiligung auch eines Spatenstiches als Symbol des aus Pflichtbewußtsein stammenden Ehrendienstes. Das war Abglanz eines metaphysischen Auftrages auf dieser Welt, auch wenn er seine faßbare Ausprägung noch nicht gefunden hatte.

Ich habe in meinen Reden zu schildern versucht, mit welchen Gefühlen ein Vater mit seinen Kindern später zu den Stätten fahren würde, wo er einst als Arbeitsmann tätig gewesen war. Dort war auf einem trockengelegten Moor ein Dorf entstanden, da blühte auf einem bewässerten Sandboden ein Roggenfeld, dort wuchs ein Wald, den er einst mit Kameraden gepflanzt hatte ... Und hier wohnte einer auf einem Bauernhofe, auf dem er als Junge einst ein Bauernkind liebengelernt hatte. Ich stellte mir vor: dies drei, fünf Generationen in Land und Stadt geübt, das wäre wahrhafte Überwindung jahrhundertealten Dünkels, jahrzehntelangen Klassenkampfes, wäre vertiefter Nationalismus, Neuverwurzelung noch vor der Versklavung durch die Weltstadt, in der Hunderttausende von Kindern keinen Baum wirklich frei wachsen gesehen hatten.

Himmler oder Hierl?

Als Konstantin Hierl 70 Jahre alt wurde, gratulierte ich ihm – es war wohl 1944 –, dankte ihm nochmals für alle Kameradschaft und für sein Werk. Er sprach einige gute, sachliche Worte, war aber selbst von seinem Werk bewegt, wie ja unsentimentale Menschen meist tiefer fühlen als die leichtbeweglichen Seelen der Ekstatiker. Es war das letzte Mal, daß wir uns die Hand drückten. Jetzt wird er auch verstummen, weil vielleicht irgendwo in Europa einige vom Arbeitsdienst durch Polizei oder Wehrmacht zu irgendwelchen, ihnen an sich fremden Aufgaben herangezogen worden waren oder einzelne auch Verfehlungen begangen haben mögen.

Eine wahrhafte Tat als Ausdruck eines edlen Wollens ist jedoch auf die Dauer nicht zu verleugnen. Der Arbeitsdienst, als in der Arbeit symbolisierte Volkskameradschaft, war angewandter Nationalsozialismus. Fahnentücher kann man zerreißen, Werke bleiben bestehen, und auch die Erinnerung kann dauerhafter sein als Granit und Erz. Viele hatten am Arbeitsdienst mitgewirkt, aber er selbst bleibt mit dem Namen unseres Kameraden Konstantin Hierl, als seines Gestalters, für immer verbunden.

Er steht zu einem Heinrich Himmler in starkem Gegensatz. Hierl diente einem Werk, was er tat und bildete, kam diesem zugute, er selbst wurde groß mit dieser Schöpfung. Himmler sah in der ihm anvertrauten Macht bald ein

Mittel, neue Macht zu gewinnen, ja, schließlich, Werk und Namen anderer zu untergraben und ihre Leistungen an sich zu bringen. Das »Werk« diente mehr dem persönlichen Ehrgeiz eines geistig und charakterlich, wie immer klarer wurde, unzureichenden Menschen. Hierl diente der sozialen Ehre, Himmler befleckte die nationale und menschliche Ehre. Hierls Mitarbeiter können mit Stolz auf ihren Chef und das einst gemeinsam Geschaffene blicken, Himmlers Untergebene – das sind Hunderttausende ehrenhafter tapferer Männer – mit Haß auf jenen, der sie, ohne ihre eigene Schuld, in furchtbare Taten verstrickt hat.

So umfaßt das Schicksal einer Generation: Geburt der Idee, ihre Gestaltung und teilweise Verwirklichung, zugleich aber auch ihren Mißbrauch und ihre Entartung durch Menschen, die sich auch Nationalsozialisten nannten.

VI

Nationalsozialismus

Diese Blätter bezwecken nicht eine allgemeine Untersuchung, sondern enthalten persönliche Erinnerungen, wie sie mich in diesen Monaten wieder bewegen. Aus dem unmittelbaren Erleben sind deshalb die kurzen Schilderungen zu verstehen. Auch das Nachstehende soll nur ein kurzes Selbstüberprüfen sein, die Idee, den Staatsgedanken, die Verwirklichung des Wollens, das Positive und das Negative im Aufbau des versunkenen Staates skizzieren.

Die Weimarer Demokratie mußte sich vor sich selbst durch den § 48 retten, mit dessen Hilfe Hindenburg seit 1931 das lecke Schiff noch gerade über Wasser hielt. Eine kommunistische Großmeuterei hätte aber auch diesen Versuch zusammengeschlagen, wenn nicht durch den Nationalsozialismus für viele Millionen sonst Verzweifelter eine neue Bindung an Volk und Reich geschaffen worden wäre.

Die Führerschaft Hitlers war das notwendige Ergebnis einer großen nationalen Selbstbesinnung, der Führerstaat eine organisch bedingte Neugründung des Reichsgedankens.

Führung steht ebenso im Gegensatz zum Herrschen, wie zum auflösenden Chaos. Tyrann und Masse gehören zusammen wie Führer und Gefolgschaft, die beide nur zusammen denkbar sind. Das bedeutet Pflichtverbundenheit, also gegenseitige Verpflichtung. Die immer größer werdenden Vollmachten für Adolf Hitler waren einmalige Ausnahmen, nur verständlich als Ergebnis 14jähriger Erprobung: sie waren deshalb nicht eine Verwirklichung des nationalsozialistischen Staatsgedankens.

Diktator oder Führer?

Der erste Führer konnte zur Macht gelangen wie Adolf Hitler, alle übrigen sollten für eine bestimmte Zeit gewählt werden. So war es vorgesehen, es war jedoch keine Gründung eines Wahl-Gremiums (Senat) erfolgt.

Vor einem solchen Senat (Ordensrat) von 61 Männern aus allen Berufen hätte jeder frei und vertraulich sprechen dürfen und sprechen müssen. Vor

ihm hätte jeder Minister seine Maßnahmen zu verteidigen gehabt. Das wäre Führer-Prinzip gewesen.

Nationalsozialistisch war es, eine starke Persönlichkeit für eine Aufgabe zu finden und sie dann mit allen Vollmachten nach außen auszustatten. Adolf Hitler hat dieses sein eigenes Prinzip später durchbrochen, als er den Chef der Polizei praktisch über den Innenminister stellte, Sonderbeauftragte in immer größerer Zahl wohlbegründete Arbeitsbezirke durchbrechen ließ und verschiedenste Funktionen in einer Neugründung vereinigte. Selbstverständlich kann das für Revolutions- und Kriegszeiten eine Notmaßnahme aber kein dauerndes Bequemlichkeitsprinzip sein.

So war der Kultusminister der liberalen Epoche einst integraler als der Reichsminister dieses Bereiches im nationalsozialistischen Staate. Kunst, Wissenschaft und Erziehung gehören nun einmal zusammen. Man braucht dabei die Kunst ebensowenig einem Oberlehrer auszuliefern wie die Wissenschaft einem Musikprofessor. Aber in einem großen Volke werden immer einige, im besten Sinne »musische Menschen« vorhanden sein, die diese ganze Einheit zu repräsentieren vermögen.

Ein Propaganda-Ministerium ist überhaupt unnütz. Es genügt eine Informations-Abteilung beim Chef der Reichskanzlei. Ein Chef der Polizei darf nie im Range eines Ministers stehen, sondern muß klar dem Innen-Minister unterstellt sein und keinerlei andere Posten in der Politik bekleiden.

Ob man das Amt eines Staatsoberhauptes mit dem eines Reichskanzlers vereinigen sollte (wie in USA.) wäre zu erwägen. Beim erwiesenen Hang des Deutschen, alles »grundsätzlich« zu sehen, scheint es sicherer, die Ämter zu trennen (wobei eine Unterstellung der Wehrmacht sehr zu überlegen wäre). Der Reichskanzler aber darf in der Reichsregierung nicht majorisiert werden, sondern muß, so lange er amtiert, allein die Richtlinien der Politik bestimmen.

Die Wahl einer Volksvertretung scheint eine Notwendigkeit zu bleiben. Jedoch hat die sog. Verhältniswahl bereits zum Chaos geführt. Wenn etwas klar ist, dann dies: eine Wahlform muß gefunden werden, die überhaupt ein Regieren möglich macht. Man kann aber ein Volk nicht regieren, wenn drei Parteien koalieren und eine vierte mit wenigen Stimmen im Parlament den Ausschlag gibt. Die sog. »Gerechtigkeit«, keine Stimme verloren gehen zu lassen, ist die größte Pflichtvergessenheit gegenüber der ganzen Nation. Also – ohne nun das englische Wahlrecht nachahmen zu wollen –: Kleine Wahlkreise, persönliches Ringen um diese, die größte Stimmenzahl entscheidet, die andern gehen leer aus. Der Reichssenat (oder Ordensrat) muß z. T. durch eine Wahl, z. T. durch Ernennung ausgezeichneter Männer die vertrauliche Regierungskorrektur gegenüber der offenen Parlamentsdebatte darstellen.

Das Ein-Parteien-System war 1933 verständlich, ja geschichtsnotwendig. Es war aber ein historischer Fehler, diese für eine Zeit notwendige Form mit Gewalt verewigen zu wollen. Das wäre sowieso nicht möglich gewesen,

denn nach dem Tode Hitlers würden bestimmt etwa drei Gruppen aufgetreten sein, die sich innerhalb der NSDAP schon deutlich herauszubilden begannen. Der Nationalsozialismus war einst die »Nation in Form« inmitten der Auflösung in 32 Parteien. Die alten Parteien des Klassen- und Konfessionskampfes hatten sich überlebt, verbraucht. Sie waren in vielem organisatorischer Selbstzweck geworden und mußten alle umgeschmolzen werden. Das ist ebenso eine nicht mehr umzukehrende Tat wie die Abdankung der 23 deutschen Dynastien im November 1918. Der Nationalsozialismus hatte also die historische Aufgabe, eine allgemeine, geistig-politische Lebensgrundlage (Nationalismus und Sozialismus) für das ganze Volk zu bauen. Auf dieser nicht bestreitbaren Volkseinheit wären dann Flügelgruppen denkbar gewesen. Diese von vielen erwünschte Entwicklung wurde durch Adolf Hitler nicht verwirklicht, der (mit Ley, Goebbels usw.) ein gutes Prinzip zu Tode ritt.

Die geistige Grundlage wird diese neue Idee sowieso sein müssen. Auch dieses Erlebnis ist nicht ungeschehen zu machen.

Da aber mit mehr als mit einer politischen Gruppe zu rechnen sein wird, entfällt das nationalsozialistische Verhältnis von Partei und Staat. Dieses war von 1933 bis 1945 durchaus unklar, nicht durchdacht und führte zur Gefährdung längst erprobter staatlicher Lebensgesetze eines Volkes.

Keiner von uns kann behaupten, nicht auch dem Ruf, »die Partei befiehlt dem Staat«, zugestimmt zu haben, für eine Zeit mit Recht, denn für diese Zeit hieß es: »Nicht der Staat hat uns geschaffen, sondern wir haben den Staat geschaffen«. Ja, aber wir lebten doch in einem schon tausendjährigen Staat. Und seinem Schicksal sollte auch die Partei dienen. Der ungeklärte Dualismus konnte durch Personalunion nicht überwunden werden, wobei die Partei-Kanzlei auf der Ministerebene darauf hinwirkte, hier diese Union wieder aufzuheben: Das wäre die Verewigung der Vorzimmer-Diktatur gewesen.

Angesichts kommender Mehr-Parteien muß die Stellung des staatlichen Vertreters als allein beherrschend übrigbleiben. Die Errichtung des Amtes eines Reichsstatthalters war im Grundsatz richtig. Es wurde die Oberhoheit des Reiches betont, aber auch die Regierung eines Landes aus seiner Art ermöglicht. Daß dazu Landes-Regierungen (und noch beratende Kammern), aber keine Landtage nötig sind, ergibt sich als notwendige Ökonomie der nationalen Kraft (auch könnten die in einem Lande gewählten Abgeordneten des Reichstags sehr wohl die Mehrheit dieser Kammer abgeben).

Der nationalsozialistische Staat entwickelte sich zu einem gesetzlichen Zentralismus und zu einem praktischen Partikularismus. Nie war die Einheit einer Reichszentrale klarere Lebensnotwendigkeit als heute in der »Zonen«-Teilung. Also Grundsatz: Einsetzung des Reichsstatthalters (auch als Präsidenten der Landesregierung) durch das Reichsoberhaupt auf Vorschlag des Reichskanzlers, aber Sicherung der Landesinteressen durch beratende Kam-

mer, durch Abgeordnete im Reichstag und Vertreter im Senat des jeweiligen Landes.

Nach den heute offenkundigen z. T. fürchterlichen Entartungen des Polizeiwesens muß das Recht mit dem unabhängigen Richter wieder der Sicherung der Persönlichkeit dienen. Altbewährte europäische, germanische Grundsätze müssen wieder im Zentrum der Gemeinschaft stehen.

Rettung des Rechtsstaates

Adolf Hitler, der ergriffene Jünger Richard Wagners, erlebte die »Nibelungen« im Linzer Theater. Ich habe mir die Säule zeigen lassen, wo er seinen Stehplatz hatte. Jetzt wollte er, wie Wotan, ein Walhall erbauen. Aber (wie ich im »Mythus« schrieb), als Machtwille und Recht auseinanderbrachen, fiel diese Burg in Trümmer, Hitler hat Wotans Tragödie selbst erlebt, ohne durch sie gewarnt worden zu sein.

Nie auch dürfen wir Verträge geringachten und dürfen keinen Loki dulden, der uns das einflüstern will. Andere können lügen, weil es ihnen zur Natur geworden ist, wenn wir es tun, nehmen wir innerlich Schaden und stehen, viel weniger schuldig als die andern, doch als die Schuldigen da.

Der Nationalsozialismus hat Ungeheures geleistet: Erst wenn die Fluten sich verlaufen haben werden und andere Menschen die Geschicke lenken, wird sich die Erinnerung auch an das Positive wie ein Felsblock aus dem Meere erheben. Man wird es vielleicht doch bald müde werden, den Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern wieder zum Grundsatz von Organisationen zu machen und bei allen Einseitigkeiten der Deutschen Arbeitsfront manches abbitten. NSV und Reichsarbeitsdienst waren Hilfs- und Erziehungswerke, aus edelsten Werten der Volksgemeinschaft geboren. Mag die Hitler Jugend überspannt gewesen sein in ihrer Nachahmung disziplinärer Formen: daß die Jugend nicht wieder Spielball und Wählerreservoir sich bekämpfender Parteien oder Weltanschauungsgruppen werden darf, sollte unverlierbare Errungenschaft erlebter Volkseinheit bleiben. Man lasse ihr selbst die Vielfalt, aber bilde ihre Führung vom Reiche her.

Bei aller unter dem Propagandaministerium verschärften Einengung der Meinungsfreiheit bleibt die Zurückhaltung in der Beurteilung künstlerischer und wissenschaftlicher Leistungen als eine gute Tatsache der Erziehung übrig (wer jetzt wieder schreibt, als sei nichts geschehen, zählt nicht für die Zukunft). Die Achtung vor dem ehrlichen Wollen und Suchen sollte natürliche Haltung werden, wie es einstmals war, aber durch eine gewissenlose Pseudogeistigkeit verdrängt wurde.

Wenn ich heute lese, daß die »Weltbühne« wieder erscheint und genauso schreibt wie früher, daß die Kerr und Th. Th. Heine noch da sind und der

George Grosz mit dem neugegründeten »Malik-Verlag« . . ., daß sie alle aus dem Exil wiederkehren und schreiben und zeichnen wie einst vor 1933, dann müßten sie doch wissen, daß ein anständiges Deutschland genau so reagieren muß, wie es einst mit uns reagierte. Und damit demonstrieren diese ewigen Emigranten noch einmal unsere einstige innere Notwendigkeit, die sie doch mit furchtbarem Erfolg als reine Böswilligkeit vor aller Welt gebrandmarkt hatten.

Von der Monokratie zur Demokratie

Keine noch so klug überlegte Verfassung kann eine dauernde Sicherheit verbürgen. Neigt eine Demokratie zum Chaos, so ein Führungs-Prinzip zur Monokratie. Auch können außenpolitische Lagen soziale Konflikte schaffen, menschliche Leidenschaften dabei trotz aller Eindämmungsversuche viele gesetzte Schranken durchbrechen. Das Schicksal läßt sich nicht in Paragraphen fassen. Dennoch muß nach einer für alle verpflichtenden Grundlage gesucht werden. Diese zu schaffen ist aber nur möglich, wenn mit sicherem Instinkt die Charakterhaltung einer Nation erfaßt worden ist, ihre geschichtliche Reaktion auf die gegebene menschliche Umwelt, ihr Siedlungsraum mit seinen Gesetzlichkeiten und, wie heute, ein unmittelbares, zur Überprüfung aller Fragen wie noch nie zwingendes Erlebnis.

Der Nationalsozialismus war Ideal und Organisation, er war aber noch nicht Form geworden. Diese Erkenntnis hatte mich bei Beobachtung der Entwicklung schon lange vor dem Kriege beschäftigt, und ich begann, an einem großen Werk zu arbeiten, etwa unter dem Titel »Die Macht der Form«. Grundgedanke war, daß Revolutionen in einer geschichtlich gegebenen Situation durch Ideen gewonnen werden. Organisationen sind dabei wechselnde Mittel der Zweckmäßigkeit. Vollenden aber können sich Revolutionen nur, wenn sie Form werden, d. h. natürliches Brauchtum, gemeinsame seelische Grundhaltung, allgemeine Charakterreaktion auf die Umwelt, schließlich geistige Disziplin. Das allein sichert eine organische Kontinuität, wenn der Schöpfer eines großen Ideals gestorben ist und das Schicksal nicht gleich kongeniale Nachfolger beschert. Über solche Zeiten kann dann nur eine allgemeine Lebensform – man kann sie auch Typus (nicht Schablone) nennen – hinweghelfen. Dieses Gebot gilt für alle Gebiete des Daseins.

Ich hatte etwa 400 Seiten Entwürfe fertig, die im Kriege liegen blieben, etwas scharf in der Ausdrucksweise waren und später in gereifterem Alter neu ausgearbeitet, in vielem vollkommen ergänzt werden sollten. Diese Arbeiten über Staat, Wissenschaft, Kirche und Kunst sind verloren (ein Exemplar im Luftschutzkeller Berlin, ein zweites im Bergwerk in Oberösterreich, das dritte bei meinen im Schloß Banz beschlagnahmten Akten).

Auch von hier aus betrachtet, zerbrach der Nationalsozialismus als Werk der deutschen Nation, ehe er geformte Tradition zu werden vermochte[32]. Wenn ich im Nachstehenden einige Gedanken staatlicher Formung niederlege, so, weil ich beides, aktiv im Lebenskampf stehend, erfahren habe: Geburt, Sieg des Ideals und Zusammenbruch seiner Hilfskonstruktion, denn mehr war die Partei nicht, die Struktur des Reiches hatte man zerlegt, ohne sie neu gefügt zu haben.

Dieser folgende Entwurf ist rein theoretischer Natur, weil die Gegenwart zu dunkel ist, um darüber sprechen zu können. Gedanken einer Außenpolitik können dabei überhaupt nicht begründet werden, aus eindeutig vorliegenden Tatsachen. Auch kann von einer allseitigen juristischen Ausarbeitung keine Rede sein, nur von Haltung, Richtung, Formprinzip:

Verfassungs-Grundsätze

1. Das Staatsoberhaupt (Reichspräsident, Führer, Reichsprotektor, Reichsführer) wird vom ganzen Volk gewählt. Für die Wahl ist die Mehrheit aller abgegebenen Stimmen notwendig. Bei einer Stichwahl können nur die zwei Bewerber mit der größten Stimmenzahl kandidieren. Die Amtsdauer beträgt 5 Jahre. Das Staatsoberhaupt ist Oberster Befehlshaber der Wehrmacht. Keine Personalunion mit dem Amt des Reichskanzlers. Das Staatsoberhaupt kann unbeschränkt wiedergewählt werden.

Begründung: Da die Stellung des Staatsoberhauptes eine bekannte Persönlichkeit voraussetzt, erscheint eine Wahl durch das ganze Volk als richtig, weil unter dieser Voraussetzung Charakter, Volksseele, Gemüt, Vertrauen unmittelbar zu ihrem Recht kommen können, was beim deutschen Wesen durchaus zu berücksichtigen ist, wenn wirklich ein Vertreter aller hervortreten soll. Der Deutsche will keine nur repräsentative Figur.

Eine Personalunion zwischen Staatsoberhaupt und Reichskanzler ist nach dem heutigen Vertrauenszusammenbruch nicht mehr möglich. Aus dem gleichen Grund muß die Wehrmacht unter der Befehlsgewalt des Staatsoberhauptes stehen. Seine Bezeichnung festzulegen, vermag erst eine Zukunft. Eine Dynastie kann nicht zur Debatte stehen, da bei der biologischen Krafterschöpfung einer Familie eine Persönlichkeits-Verehrung unmöglich wird, ganz abgesehen von sonstigen Gefahren.

2. Führung, Regierung und Vertretung des Volkes erfolgen durch den Reichskanzler, den Reichssenat und den Reichstag. Der Reichskanzler wird vom Staatsoberhaupt berufen, die Reichsminister werden von diesem auf Vorschlag des Reichskanzlers ernannt. Der Reichskanzler erläßt die Richtlinien der Politik und kann durch das Reichskabinett nicht majorisiert werden.

Der Reichssenat hat die Aufgabe, die Vorträge der Reichsminister über beabsichtigte Maßnahmen von grundsätzlicher Wichtigkeit anzuhören und zu ihnen Stellung zu nehmen. Er hat das Recht, Initiativvorschläge beim Reichskanzler einzureichen. Der Reichssenat setzt sich zusammen aus 30 delegierten und 31 ernannten Vertretern. Das Mindestalter eines Reichssenators ist 40 Jahre. 30 Mitglieder werden entsandt von: Nährstand, Städtetag, Deutscher Gewerkschaft (Arbeitsfront, sozial-wirtschaftlicher Gruppenverband?), Rektorat der Hochschulen, Kirchen. Sie bedürfen der Bestätigung des Staatsoberhauptes. 31 Reichssenatoren werden von diesem unmittelbar ernannt. Die Verhandlungen im Reichssenat sind vertraulich, über sie darf von keinem Mitglied ein Protokoll oder Tagebuch geführt werden. Die Reichssenatoren amtieren 5 Jahre, das Staatsoberhaupt kann sie nach Ablauf dieser Frist erneut ernennen. Der Reichssenat kann nicht aufgelöst werden.

Der Reichstag wird vom Volk für 5 Jahre gewählt. Das Reichsgebiet wird in 500 Wahlkreise eingeteilt, in denen die Parteien ihre Bewerber benennen können. Der Bewerber, der die meisten Stimmen erhält, gilt als gewählt.

Der Reichskanzler und die Reichsminister vertreten ihre Politik vor dem Reichstag. Dieser kann von sich dem Reichskabinett Initiativgesetze zuleiten. Wird ein Gesetzesvorschlag der Reichsregierung in dreimaliger Lesung vom Reichstag abgelehnt, so muß der Reichskanzler dem Staatsoberhaupt seine Demission vorschlagen. Dieser kann einen neuen Reichskanzler berufen, den Reichstag mit nachfolgenden Neuwahlen auflösen, oder den Reichskanzler bis zum Abschluß der Wahlperiode amtieren lassen.

Eine Demission der Reichsregierung muß erfolgen, wenn Reichssenat und Reichstag sich je mit zwei Drittel Mehrheit gegen sie aussprechen. In diesem Fall muß das Staatsoberhaupt einen neuen Reichskanzler berufen oder Neuwahlen für den Reichstag ausschreiben.

Das Staatsoberhaupt erklärt einen Krieg nur nach Anhörung des Reichskanzlers, der Präsidenten des Reichssenats und des Reichstags.

Begründung: Die kontinentale Demokratie mit dem Verhältniswahlrecht führt notwendig zur Parteienanarchie. Mit obigen Vorschlägen erscheint es möglich zu erreichen: Kontinuität, wirklich verantwortliches Regieren, Überwinden einer Mehrheitsdemagogie, Heraufholen von Menschen großer Leistung aus allen Berufen zur verantwortlichen Mitwirkung, Verhinderung einer Parteienaufsplitterung.

Das Prinzip der Berufung des Reichskanzlers, der Ernennung des Reichssenats, der Wahl des Reichstags läßt der Führung das notwendige Recht, wie es auch alle Möglichkeiten einer wirksamen Kontrolle sichert.

3. Die Mitglieder des Reichssenats und des Reichstages haben das Recht und die Pflicht der freien sachlichen Meinungsäußerung. Sie dürfen wegen ihrer politischen Ansichten nicht zur Verantwortung gezogen oder sonst geschädigt werden. Bei allen im Strafgesetz vorgesehenen Delikten unterlie-

gen sie den gleichen Bestimmungen wie die anderen Staatsbürger. Für die richterliche Verfolgung bedarf es keiner Aufhebung der nur politischen Immunität.

Begründung: Die frühere demokratische Immunität hatte oft groteske Folgen, als sich Mitglieder des Reichstags in ihren Berufen betätigten und, etwa wegen Beleidigung und Verleumdung, praktisch kaum noch belangt werden konnten. Das war ebenso eine Erschütterung des Rechts wie die Willkür der polizeilichen Verhaftung im Dritten Reich.

4. Für die Regierung der deutschen Länder ernennt das Staatsoberhaupt auf Vorschlag des Reichskanzlers Reichsstatthalter, die zugleich Präsidenten der Landesregierung sind. Der Reichsstatthalter beruft sein Kabinett in eigener Verantwortung. Als Beratung stehen ihm die Reichssenatoren und Reichstagsabgeordneten seines Landes zur Verfügung. Der Reichsstatthalter ist an die Richtlinien und Weisungen der Reichsregierung gebunden. Seine Amtsdauer beträgt 10 Jahre.

Begründung: Eine solche Regelung sichert die Reichseinheit auf dem Gebiet der Politik und das Grundsätzliche einer allgemeinen Haltung, läßt aber dem Reichsstatthalter führungsmäßig alle Freiheit in der Kultur und der sonstigen Gestaltung heimatlichen Wesens. Er bleibt dauernd durch die Senatoren und Reichstagsmitglieder unterrichtet ohne die Belastung eines Landtags, der in jedem Lande eine ungeheure Kräfteverschwendung bedeuten würde. (Anstelle des Titels eines Staatsministers müßte der eines Landesdirektors treten).

Sicherung der Grundrechte

5. Es gibt Staatsbürger und Staatangehörige. Zu letzteren gehören alle neu Zugezogenen. Der Reichsminister bestimmt die Zeit der Aufnahme als Staatsbürger. Nur die Staatsbürger haben das Recht auf das passive und aktive Wahlrecht und die Bekleidung staatlicher Ämter.

Alle Staatsbürger und Staatsangehörigen sind vor dem Gesetz gleich. Die persönliche Freiheit ist unantastbar. Haftbefehle dürfen nur durch den Richter erlassen werden. Im Notfalle darf die Polizei von diesem Grundsatz abgehen, muß aber binnen dreier Tage dem Richter den Fall zur Entscheidung vorlegen. Der Richter ist im Grundsatz unabsetzbar. Er ist unabhängig in seinem Urteil, nur dem Gesetz und seinem Gewissen unterworfen. Der Chef der Polizei ist dem Reichsinnenminister unterstellt und darf außer diesem Posten keinen andern bekleiden.

Das höchste Gericht ist das Reichsgericht. Im Fall des Todes, der Abwesenheit oder sonstiger Verhinderung des Staatsoberhauptes nimmt der Reichsgerichtspräsident dessen Geschäfte wahr.

Begründung:

Die Möglichkeit einer Abstufung der politischen Rechte muß angesichts der Erfahrungen in vielen Staaten neu in die Verfassung eingefügt werden. Sie ist ein Ansporn für gutes Verhalten, läßt das Staatsbürgerrecht als Leistungserfolg erscheinen und ermöglicht eine Auslese für die politische Führung außerhalb sonstiger z. B. finanzieller Machtfaktoren. Die gleiche menschliche Wertung wieder braucht ein Minderwertigkeitsbewußtsein nicht aufkommen zu lassen, ebenso wie die rechtliche Gleichstellung alle Persönlichkeitsgarantien beinhaltet.

Die Wahl des Präsidenten des Reichsgerichts soll der Idee des Rechts im deutschen Leben wieder seinen alten Ehrenplatz im Bewußtsein des Volkes sichern.

6. Die Nachrichtenmittel einer Nation sind grundsätzlich Eigentum des Staates oder stehen unter dessen unmittelbarer Verfügung, vor allem Rundfunk und Presse. Das staatliche Nachrichten- und Informationsbüro ist dem Chef der Reichskanzlei unterstellt. Die Reichsstatthalter erteilen die Genehmigung für Herausgabe der Zeitungen und stellen die Schriftleiter an. Diese sind Mitarbeiter am öffentlichen Wohl. Aufsätze müssen unter vollem Namen erscheinen. Bücher und Zeitschriften können in privatem Besitz frei erscheinen.

Begründung:

Die Verhetzung der Völker durch private Sensationsgier ist ein politischer Krebsschaden aller Demokratien, ein Vergehen gegen das Ansehen der Völker, keine Berufung auf »Meinungsfreiheit« kann Schäden wieder gut machen, die durch unverantwortliche Schriftsteller in der Weltpolitik angerichtet worden sind. Auf der andern Seite wirkte sich der Versuch, dem Beruf eines Schriftleiters eine höhere Würde zu geben, schließlich in das Gegenteil aus, als das Propagandaministerium auf alle Äußerungen einen dauernden Druck ausübte und schließlich jede Bekundung auch kultureller Überzeugungen unterdrückte.

Der Vorschlag ist so gedacht, daß für alle Parteien entsprechend ihrer Stärke vom Staat aus Zeitungen bewilligt werden und der Reichsstatthalter aus diesen Parteien die Schriftleiter anstellt. Bei aller freier Meinungsäußerung wären damit Reichs- und Volksinteresse gesichert.

Jeder Schriftleiter hat die Pflicht zur Sachlichkeit allen Themen und Fragen gegenüber, der positive Wille zur Förderung soll Ausgangspunkt sein. Die Grenzen im Leben sonst zu ziehen, kann dann nur dem Leben selbst überlassen werden. Auf dem Gebiet der kulturellen und wissenschaftlichen Zeitschriften können sich alle privaten Initiativen im freien Wettstreit messen.

Der Chef der Reichskanzlei erscheint als die möglichst unparteiische Stelle, um nach außen und innen den Informationsdienst zu leiten und zu überwachen. Ob seiner Leitung der Rundfunk überhaupt zu unterstellen ist, wäre

zu überlegen, da dieser alle Gebiete umfaßt. Das gleiche gilt von der Filmproduktion (besonders bei der Herstellung der Wochenschauen).

7. Die Jugend ist der Nachwuchs des ganzen Volkes, sie besitzt das Recht der freien bündischen Organisation. Die Bünde dürfen nicht die Jugendorganisation politischer Parteien, sozialer Gruppen oder Konfessionen bilden. Die durch Vertretung der Bünde errichtete Bundesführung untersteht der Obhut und Betreuung des Präsidenten des Reichssenats. Er genehmigt die Satzung und Geschäftsordnung. Ihm stehen für seine Tätigkeit Mittel für ein Jugendwerk, Herbergswerk, Fahrten und sonstige Betreuung zur Verfügung.

Begründung:

Die Jugendgruppen der alten Parteien bildeten den Ausgangspunkt der Volkszersplitterung. Das gleiche gilt von den konfessionellen Jugendverbänden, in denen von Kindheit an das Partikulare zum späteren Zentrumskampf oder dem Evangelischen Bund vorbereitet wurde. In der Hitler-Jugend führte die Ausschließlichkeit nach anfänglichem Hochflug zu einer für die Jugend und das Elternhaus unerträglichen Disziplinierung, in der Reichsjugendführung öfters zu einer charaktergefährdenden Überheblichkeit. Die H J ist aber aus der Geschichte, als Nachfolger einer überlebten Jugendbewegung, nicht mehr wegzudenken. Für alle Zukunft müssen erhalten bleiben: Selbsterziehung in der Jugend, Hinwendung zur Volkseinheit, Bewußtsein der Reichsführung für ihre Verpflichtung zur Gesunderhaltung und allseitigen Förderung der Zukunft der Nation.

Daß die Überwachung dem Präsidenten des Reichssenats übertragen wird, erscheint dadurch gerechtfertigt, daß dieser der Tagespolitik enthoben ist, das Präsidium des Reichssenats aber mit dieser Aufgabe auch unmittelbar mit dem heranwachsenden Leben verbunden wird. Das Staatsoberhaupt selbst sollte nicht mit organisatorischen Fragen belastet werden.

Freiheit und Ordnung

8. Alle Deutschen besitzen das Recht zur Bildung politischer Parteien und die Versammlungsfreiheit. Voraussetzung ist jedoch die Anerkennung der Volks- und Reichseinheit und Fehlen einer klassenkämpferischen oder konfessionellen Grundlage.

Begründung:

Dieser Punkt ist ernstester Überlegung wert. Wie soll man verhüten, daß nochmals ein 9. November 1918 oder ein 8. Mai 1945 als geschichtliche Notwendigkeit erscheinen? Wie können Vielfalt und Einheit zusammenleben? Wie können Mittel und Wege ehrlich umkämpft werden, wenn nicht das gleiche Ziel eine gemeinsame Grundlage für Verhandlungen ermöglicht? Erst nach Beantwortung dieser Fragen kann dann auch zur Organisation des sozialen

Lebens Stellung genommen werden. Es darf nicht gestattet sein, daß Parteien eine außerhalb des Reiches liegende Befehlsstelle besitzen, wobei es im Grundsatz gleich ist, wie und wo.

Ferner müßte durch Sondergesetz sichergestellt werden, daß die Parteien außer einem Ordnungsdienst bei Versammlungen keine Parteitruppen aufstellen. Ein gelegentlicher Aufmarsch kann auch ohne diese Einrichtung in Disziplin durchgeführt werden. Sprengung von Versammlungen müßte unter schärfste Strafen gestellt werden, einschließlich des Verbots der Landesorganisation oder der ganzen Partei, wenn ihre Leitung der Anstiftung überführt erscheint.

9. Die wirtschaftlichen und sozialen Verbände werden im Nährstand und in der Deutschen Gewerkschaft (Arbeitsfront?) zusammengefaßt. Freie Berufe und kulturelle Gruppen besitzen Organisationsfreiheit. Gewissensfreiheit und religiöse Freiheit (Konfessionen) gehören zu den Grundrechten der Deutschen.

Begründung:

Der gesunde Gewerkschaftsgedanke wurde Opfer der Parteienzwietracht: Klassenkampf und Konfessionskampf bemühten sich, auch hier ein Wählerreservoir für sich zu schaffen. Der Deutschen Arbeitsfront lag der richtige Gedanke zu Grunde, diese Zersplitterung zu überwinden und Unternehmer und Arbeiter zum gegenseitigen Verstehen, nicht zum grundsätzlichen Kampf zu führen. Ein Sondergesetz müßte die Verwirklichung dieses Gedankens sichern, und ein Treuhänder des Reichs müßte unparteiischer, autoritativer Schlichter sein.

Der Betrieb ist eine Einheit wie der Guts- und Bauernhof eine ist. Bei dieser Regelung gilt das gleiche für die Handwerker. Das einzelne bedarf sorgfältiger rechtlicher Überlegung, wobei der Bauer, seine Gesundheit und Sicherheit als Grundlage des Volkstums, besonders zu berücksichtigen ist. Ferner ist zu prüfen, ob die Organisationen der freien Berufe (Juristen, Ärzte und Kulturschaffende) in besonderen Kammern zusammen gefaßt werden sollen. Fortführung der Kaiser-Wilhelm-Akademie, der Deutschen Akademie u. a. geschichtlich bedingter Gründungen. Die allseitige Gewissensfreiheit ist zu sichern, das Problem Film-Zensur zu klären.

Besatzung und Volkswille

Alle diese Gedanken sind heute Theorie, aber jene »Verfassungen«, die soeben während der Besatzung ausgearbeitet werden, sind nicht Zeugnisse eines freien Volkswillens, sondern willenlose Anpassung an die Struktur der Besatzungsmächte, was angesichts der Lage, in der sich das deutsche Volk heute befindet, durchaus keinen Vorwurf, sondern nur eine Feststellung der Tatsachen bedeuten kann.

Das Hauptziel einer volklichen und staatlichen Einheit aber kann, darf und wird die Nation zweier Weltkriege, die junge Mannschaft von 1939–1945 niemals aufgeben. Daß die Zeiten dunkel sind, daß die furchtbarsten Möglichkeiten sich abzeichnen, die auch noch so gut begründete Theorien in das Gebiet weit in der Zukunft liegender Hypothesen verweisen können, ist klar.

Durch das Auftreten energischer, leidenschaftlicher Naturen ist die kommunistische Weltrevolution einst zurückgeschlagen, innerlich überwunden worden, und zwar ohne Hilfe des Bürgertums, das zu dieser Leistung, allein auf sich gestellt, unfähig war, aber diese Rettung seines Daseins bald vergaß oder von den saturierten Staaten aus, in denen die weltrevolutionäre Bewegung nicht hatte Fuß fassen können, die rettende Macht im Rücken angriff. Über dem ganzen, nur der Vernebelung eines welthistorischen Ereignisses dienenden Prozeß gegen die »Nazi-Kriegsverbrecher«, steht dieses sozial-weltanschauliche und wahrhaft geschichtliche Problem.

Englands Versagen

Der Nationalsozialismus hat England (und damit auch die USA) auf die Notwendigkeit eines Bündnisses mit einem starken Deutschland im eigenen Interesse aufmerksam gemacht. Zwar »lehnte« man dort den Bolschewismus ab, aber kein Mann großen Formats führte seit 1933 das britische Weltreich. Kleinliches Handeln um die selbstverständliche Wiedergutmachung geschehenen Unrechts, über das man sich selbst durchaus im klaren war, gab allen außenpolitischen Ereignissen eine gefährliche Note. Mein wirklich großzügiger Gedanke eines gesamteuropäischen Zusammengehens der vier Mächte, England, Frankreich, Deutschland, Italien, vorgetragen auf der Europa-Tagung der Königlichen Akademie in Rom, im November 1932, fand keinen tieferen Widerhall.

Das traditionelle Denken eines Gleichgewichts der Kräfte auf dem Kontinent wurde in London nicht der neuen geschichtlichen Lage entsprechend verstanden: daß auf einer Seite die Sowjet-Union stand, auf der anderen das übrige Europa. Man dachte, sonst so weiträumig veranlagt, hier kleinräumig immer nur an das französische Bündnissystem und an das Deutsche Reich. Daß der englische Gegner des Bolschewismus gerade der Rufer zum Krieg gegen Deutschland werden mußte, ist eine historische Tragödie, die das Deutsche Reich mit dem Zusammenbruch, das britische Imperium mit einer heute verhängnisvollen Gefährdung seiner Existenz bezahlt. (Siehe W. Churchill »Schritt für Schritt«, Aufsatz nach dem Anschluß Österreichs). Die »Times« hat nach einem Aufsatz der amerikanischen »Neuen Zeitung« (20. 5. 1946) in einem besonders hervorgehobenen Artikel ausgeführt, die Einheit Deutschlands sei, so paradox das klinge, die Voraussetzung für die Einheit Europas. Der briti-

sche Außenminister der Labour Party, Bevin, klagte öffentlich, das Empire werde überall (vom Kommunismus) angegriffen. Ich habe in vergangenen Jahren viele Engländer auf ein Wort Bismarcks hingewiesen: »Indien wird am besten an der polnischen Grenze verteidigt«.

Man hat in echt bürgerlicher Überheblichkeit nicht auf uns gehört. England brauchte heute nicht zu klagen, wenn es ab 1933 großräumig, modern, fernschauend gedacht und gehandelt hätte. Großbritannien stände sicherer denn je da, Europa wäre stark und unangreifbar, wenn ein großer Kopf von London aus etwa den Vier-Mächte-Pakt (der am 8. 6. 1933 auf Italiens Vorschlag zustande kam), zu einer Macht ausgebaut und das Unrecht an Deutschland in einer großen Ostrevision und Rückgabe wenigstens einer Kolonie wiedergutgemacht hätte. Daß Adolf Hitler nicht noch mehr Geduld gehabt hat, und alle Hoffnung verlor, ist die zweite Tragik dieser Entwicklung, die nun zur großen Klage, aber noch zu keinem großen neuen Entschluß geführt hat.

Infolge des Angriffs in den Rücken Deutschlands durch die Westmächte konnte die Sowjet-Union sich so siegreich ausbreiten, daß alle Slawen heute unter ihrer Herrschaft stehen. Diese sowjetisch beherrschten Territorien sind aber zugleich das Glacis für alle Eroberungspläne ältester zaristischer Tradition: Persischer Meerbusen, Atlantik, Dardanellen. Und heute darüber hinaus: kommunistische Parteien in den Demokratien und Aufruhr aller farbigen Völker gegen die Europäer. Gegenüber dieser bolschewistischen Dynamik ist die Atombombe nur eine Bedrohung auf Zeit.

Wenn das Geheimnis der A-Waffen noch nicht in Moskau bekannt sein sollte (siehe Verratsprozeß in Kanada), so wird das doch bald der Fall sein. Im Osten ist die Sowjet-Union zwar empfindlicher zu treffen als die Westmächte (vor allem die USA), jedoch liegt England durchaus im Bereich der Sowjet-Atombomben, da dieses England durch seinen »Sieg« die Sowjet-Union bis in die Nähe Lübecks und Magdeburgs vorgelassen hat. Westdeutschland ist deshalb praktisch nur noch ein großer Brückenkopf der Angelsachen, den zu durchstoßen und am Kanal zu erscheinen, den Rhein zu überqueren und in Paris die rote Flagge hochzuziehen, durchaus im Bereich der Möglichkeiten liegt.

Stalins Sieg

Daß die Generalstäbe aller Staaten gerade dieses Problem fieberhaft bearbeiten (was soeben im Nürnberger Prozeß im Prinzip als »verbrecherische« Tätigkeit mit heuchlerischer Moral angegriffen wird), versteht sich von selbst. Aber auf der einen Seite ein amerikanisches Heer, das nach Hause will, und nicht das Bewußtsein hat, in Europa die eigene Heimat zu verteidigen, auf der andern eine diktatorisch geführte Rote Armee, deren Angehörige so gut auf Kosten der eroberten Länder leben, wie noch nie in der SU und im Sie-

gesbewußtsein Ausschau nach neuer Beute halten, das ist die psychologische Situation auf dem Kontinent.

England allein wäre unfähig, im Ernstfall Widerstand zu leisten. Sicher sehen die Offiziere des Westens diese erregten Ankläger aus ihren Staaten mit innerer Wut an, weil sie auf die Vernichtung jenes Mannestums in Deutschland hinarbeiten, das allein noch für die Anglo-Amerikaner eine fanatische Bündnistruppe stellen könnte, die aber hier täglich diffamiert wird. Ohne Zweifel hat in vielen deutschen Herzen der Gedanke gelebt, da man nun einmal proletarisiert wäre, allem den Rücken zu kehren, eine deutsche Sowjet-Republik zu verkünden, um, wenn auch auf noch so trostloser Grundlage, die Einheit von Volk und Boden zu bewahren. Das sowjetische Vorgehen »hinter dem eisernen Vorhang« hat diesen sicher auch bei vielen Nationalsozialisten vorhanden gewesenen Gedanken entscheidend gedämpft. Deutschland ist somit seelisch und politisch in der furchtbarsten Lage, die noch entsetzlicher werden kann, wenn der große Konflikt, den alle sehen, auf seinem blutgetränkten Boden zum Austrag kommen sollte.

In Kürze ist der Nürnberger Schauprozeß zu Ende und unser Schicksal entschieden. Darum aber soll hier am 3. August 1946 auch mein Bekenntnis stehen:

Der Nationalsozialismus war eine europäische Antwort auf die Fragen unseres Jahrhunderts. Es war eine Idee, für die ein Deutscher die ihm gegebenen Kräfte einzusetzen vermochte, er schenkte einst der deutschen Nation ihre Einheit, dem Deutschen Reich einen neuen Inhalt; er war eine echte soziale Weltanschauung und ein Ideal national-kultureller Sauberkeit.

Der Nationalsozialismus wurde mißbraucht und entartete am Ende unter Menschen, denen sein Schöpfer in verhängnisvoller Weise sein Vertrauen geschenkt hatte. Mit ihm ist der Zusammenbruch des Reiches historisch verbunden.

Aber diese Idee selbst ist Tat und Leben gewesen, das kann und wird nie vergessen werden. Wie andere große Ideen Höhen und Tiefen erlebten, so wird einst die nationalsozialistische Idee von einem neuen, leidgestählten Geschlecht wieder geboren werden und in neuer Gestalt das kommende Reich der Deutschen begründen. Diese Idee wird dann in geschichtlicher Reife Glaubenskraft mit abwägender politischer Bedächtigkeit zu vereinigen haben. Sie wird von der bäuerlichen Urquelle, aus gesunder Wurzel einen starken Stamm und gesunde Früchte treiben[35].

Der Nationalsozialismus war der Inhalt meines tätigen Lebens, ihm habe ich treu gedient, trotz aller Irrtümer und menschlicher Unzulänglichkeiten, ihm bleibe ich auch treu, solange ich noch lebe.

VII

Weltanschauliche Kämpfe

Der Zusammenbruch, die Not des Gesamtvolkes, die Gefangenschaft von Millionen, das »Gericht« über Hunderttausende, hat sicher jeden von uns gezwungen, seine inneren Erlebnisse und die Grundlagen seiner Weltanschauung neu zu überprüfen. Mir hat immer das Wort Fichtes gefallen: Welche Weltanschauung man habe, hänge davon ab, welch ein Mensch man sei. Das ist im Grundsatz richtig, aber es muß durch die Erkenntnis ergänzt werden, daß eine 1000 Jahre klar zu erfassende Tradition auf jedem lastet, daß Gewohnheit, soziale Umwelt, Zucht, geschichtliches Schicksal oft innerlich verwandte Menschen durch Mächte der Überlieferung geschieden haben, so daß es besonders im Einzelfall des Durchschnittslebens schwer ist, das eigentlich Persönliche, Volks-Persönliche, Rassen-Persönliche festzustellen.

Im Zentrum seelisch-geistiger Auseinandersetzungen steht das Christentum, seine Gestalten, sein Verhältnis zu den Völkern, zu den Problemen unserer Epoche. Es stand aber schon immer in geistigen Fehden: von den ersten Kämpfen der Ostkirche, der afrikanischen Kirchenväter, der in Rom konzentrierten früheren Kulte, auf europäischem Boden Arianer gegen Katholiken, Albigenser und katholisch-gallikanisches Bündnis, Protestanten aller Schattierungen, neue Naturforschung, von Kopernikus-Kepler bis Darwin-Mendel, der Mönch Gottschalk und Luther, Aufklärung und Romantik, Archäologie und Sprachwissenschaft . . .

Alle Völker, ihre Denker und Forscher setzten sich mit einer Religion auseinander, die, aus dem Orient kommend, immer neue Bestandteile aus den Durchgangsländern in sich aufnahm, nachdem sie schon im Ursprung aus sehr verschiedenen Kräften eine gewisse geistige Legierung zwischen Iranischem, Israelischem und Griechischem gebildet hatte.

War meine Haltung nun aber falsch angesichts der Beharrungskraft des Gewordenen, der Würde, die jede Dauerhaftigkeit geschichtlicher Gestalten mit sich führt? Oder auch schädlich, weil wohltätige soziale Bindungen trotz einer immer stärkeren Ablehnung der Konfessionen, der christlichen Dogmatik überhaupt, in dieser Zeit großer Gärungen hätten erhalten bleiben müssen? Dies angesichts der Tatsache, daß heute im Zusammenbruch die Kirchen weitab stehen und Notlindern eine wichtige seelische Kraft für unzählige Verzweifelte bedeutet?

Goethe und Kant

Wie anfangs vermerkt, regte sich bei mir ein gewisses ketzerisches Gefühl sehr früh, namentlich während des Konfirmationsunterrichts. Den stärksten Anstoß erhielt ich jedoch, wie so viele andere, durch H. St. Chamberlains »Grundlagen«. Und das kam auch »zufällig«. Ich war mit meinen Tanten bei meinem Vormund zu Gast. Da mich das Gespräch über die neuesten Vorkommnisse in Reval nicht interessierte, widmete ich mich der Untersuchung eines Bücherregals. Dort fand ich während des Blätterns in einem »Türmer-Jahrbuch« eine Bücheranzeige. Mein Blick fiel auf Chamberlains »Grundlagen«, Goethe, Leonardo, Kant usw. Ich beschloß, das Buch zu kaufen. Der Buchhändler klärte mich auf, daß es sich hierbei um zwei Werke handele, die »Grundlagen« und den »Immanuel Kant«.

Sie wurden bestellt – und das erste Fenster in eine freie Welt wurde mir geöffnet. Das Literaturverzeichnis veranlaßte mich dann, immer neue fachliche Werke zu bestellen. Antike, Christentum, Germanentum standen als große Probleme vor mir. Mein Instinkt sagte fast zu allem ja, was ich bei Chamberlain las – ich tue das in vielem auch heute noch, trotz der Unterschiede, die mich nach und nach von ihm wegführten[36].

Seit dieser Zeit hat mich das Problem des Christentums beschäftigt. Nach Bayern kam ich 1911 sicher mit einem allgemein protestantischen Komplex, aber ohne tiefer bewußte Ablehnung katholischer Gebräuche, da ich nur im Jesuitismus eine gefährliche Entartung einer an sich allerdings fremden Haltung erblickte. Zwei äußerlich kleine Erlebnisse, die auf die Anschauung wirkten, riefen jedoch bei mir einen Schock hervor, den niemand, der in katholischen Landen geboren und aufgewachsen ist, in dieser Stärke wird verstehen können. Auf einer Fußtour kam ich zum Kloster Ettal und besichtigte die Kirche. Unter der Kuppel sah ich nun im Umkreis in Glasvitrinen Skelette, angetan mit Brokatgewändern, auf den Schädeln Bischofs- oder Abtsmützen, an den Knochenfingern Ringe. Ich traute meinen Augen kaum und fragte mich, ob ich in Europa sei oder irgendwo in Tibet oder Afrika.

Tibet oder Europa?

Wenige Tage später sah ich mir die Kirche auf der Fraueninsel im Chiemsee an. Als ich gerade an einem Beichtstuhl vorübergehen wollte, fiel neben mir ein fast 2 Meter großer blonder Bauernjunge von etwa 20 Jahren in die Kniee und rutschte drei Schritte auf das Gitter des Beichtstuhls zu, um dort mit einem Flüstern zu beginnen. Und da fragte ich mich: Habt ihr das aus dem stolzen Volk gemacht, daß es das Würdelose eines derartigen Kniefalls nicht mehr versteht?

Als ich aus der Ettaler Klosterkirche hinausgegangen war, setzte ich mich an einen Holztisch beim Gasthaus gegenüber. Neben mir ein großer starker Bauer mit seinem kleinen Sohn, dessen Nase knapp über den Tischrand hinausragte. Der Bauer trank aus einem Maßkrug sein Bier und schnitt sich mit einem mächtigen Messer große Stücke von seinem Preßsack ab, stopfte davon dem Jungen in den Mund und ließ diesen dann auch vom »flüssigen Brot« der Bayern trinken. Dieses Starke, Erdhafte beruhigte mich damals wieder, brachte mir aber vor Augen, was später Inhalt meiner religions-philosophischen Betrachtungen wurde: das schicksalhafte Verhältnis zwischen orientalischer »Offenbarungslehre« und germanischem Bauerntum. Die Kämpfe der Geschichte hatten beide einst zusammengeführt – die erste in der Zeit ihrer Erstarkung, das zweite, als seine alten Götter im Sterben lagen –, und beide Seiten haben sich bemüht, eine Einheit zu schaffen. Sie haben die harten germanischen Bestandteile in der Säure der Lehre geschüttelt, jedesmal aber zeigt sich, daß jene nicht aufgelöst werden konnten – auch wenn man sich noch so harter Methoden bediente.

Die dauernden, bewußten Auseinandersetzungen des europäischen Geistes waren ein Zeichen innerer Wahrhaftigkeit, d. h. eines echten Wahrheitssuchens. Es ist dabei nicht entscheidend, ob sie die »schlichte evangelische Lehre« wiederherstellen wollten, ober ob sie als spätere Naturforscher das ganze Dogmengebäude ablehnten: Wichtig und bezeichnend ist die Haltung überhaupt, welche den Albigensergrafen von Foix mit Luther, Goethe und Lagarde verbindet. Und obgleich die protestantischen Bekenntnistreuen gemeinsam mit der römischen Kirche Nachstehendes als »oberflächlichen Rationalismus« abzutun versucht haben, bedeutet eben die Kopernikanische Entdeckung doch das Ende des Credo:

Merkwürdige Erzählungen über Geburten der Götter und Religionsstifter hat es bei allen Völkern gegeben. Des japanischen Kaisers Urahn war der Sohn der Sonnengöttin, Athene war dem Haupte des Zeus entsprungen, Laotse war der Sohn einer Jungfrau und des Sonnenstrahls. Die Jungfrauengeburt des Jesus von Nazareth fiel höchstens als schöne Legende aus dem Rahmen der üblichen jüdischen Chronik, war aber kein unerhört neues Motiv. »Himmelfahrten« hat es von jeher gegeben. Phoebus Apollon fuhr mit seinem Sonnenwagen, Thor mit seinen Ziegenböcken über das Firmament und die Wolken. Der altisraelitische Elias fuhr im feurigen Wagen nach oben. Die Himmelfahrt des Herakles wird – wie viele andere – genau beschrieben.

Sterben und Auferstehung waren in weitverbreiteten Mysterienkulten Inhalt von Geheimlehren, die Legende vom Gottessohn war im ägyptischen Horus ausgebildet (das sog. »Monogramm Christi« ist das viel ältere Symbol des Horus). Der gesamte Inhalt der christlichen Dogmatik und Erlösungslehre ist also im ganzen ost-mittelmeerländischen Gebiet die geistigseelische Atmos-

phäre gewesen, um so mehr, als das hellenistische Zeitalter die Kenntnis aller Kulte vermittelt hatte und auf dem Forum in Rom die Götter des ganzen damaligen Erdkreises angeboten wurden.

Christus oder Jesus?

Entscheidend für den Sieg des Christentums aber war die Tatsache, daß es sich beim Opfern, Sterben und Himmelfahren um eine Persönlichkeit handelte, die ihre Apostel noch selbst gekannt hatten und Zeugnis für die an sich nicht ganz ungewöhnliche »Wirklichkeit« der Himmelfahrt nach der Selbstopferung als Gottessohn ablegten. Das Verschwinden des Leichnams, die »pia fraus« (Deussen, Philosophie der Bibel), die Verklärung, die 500, die den Verklärten sahen, und alles das, was später die Evangelien berichteten, verknüpften nunmehr auch das Judentum mit der griechisch-römischen Welt, da die Ereignisse sich in dessen konfessionellem Umkreis abgespielt hatten. Und der »Vater« des Jesus ist ohne weiteres von Paulus und den andern zum Jahwe verwandelt worden, ein geschichtlicher Vorgang von fernwirkender, geistiger Bedeutung.

Über alle Legenden und Mysterien des spätantiken Völkerchaos siegte das »Faktum«. Der geschichtliche und dann »entrückte« Jesus von Nazareth hatte gelebt, war nachweislich lehrend aufgetreten, war gestorben, »tatsächlich« wiederauferstanden und zum Himmel gefahren. Er war der Erlöser der Unterdrückten, in seinem Himmel würden die Letzten die Ersten sein. Seine stärksten Apostel sprachen zu allen Völkern, auch wenn sie die Juden als die Verheißer des Gottessohnes hinstellten. Der hellenistische Glaubenskreis vereinigte sich mit jüdischem Jahweismus. Und als dieser sich am »Faktum« emporrankende Glaubenswille große Bevölkerungsteile ergriffen hatte, fand sich ein Konstantin, der für ihn die Macht des Staates zwecks politischer Beruhigung einsetzte. Aus Hafenstädten und großstädtischen Salons wurde der bereits zersetzte, vornehme römische Staatswille angegriffen, und da es nicht mehr viel Blut- und Charakterrömer gab, ging eine alte Welt unter, nicht ohne zugleich einer neuen wesentlichste Formen zu hinterlassen – bis der germanische Wille aus einer Erbschaft des Mittelmeerraumes ein europäisches Schicksal gestaltete.

Als »Burgherr« zog Jesus, der »Heliand«, ein, ein Held aus adeliger Sippe, begleitet von edlen Degen, als welche die Apostel allein verstanden werden konnten – bis sich mit der grundsätzlichen Übernahme auch der Einbruch aller jener Elemente des Völkerchaos vollzog, die Rom überflutet hatten, zusammen mit späten Rechtsauffassungen und einer alttestamentarischen, den Griechen, Römern und Germanen fremden religiösen Intoleranz, die so viele dunkle Epochen der europäischen Geschichte verursachte. Bis Kopernikus

konnte jeder – bei allen charakterlichen Vorbehalten – noch ehrlich an die Legende des zum Himmel aufgefahrenen Gottessohnes glauben. Inmitten des ptolemäischen Weltbildes konnten alle sich geborgen finden: Vorstellungswelt, Religionsdogma und Symbolik bildeten eine Einheit. Kopernikus aber sprengte das bis dahin die Menschheit umhüllende Himmelsgewölbe, und mit diesem sank das »Faktum« der Himmelfahrt zurück auf die Ebene der Legende, wie die Phantasie sie auch um andere mystische oder geschichtliche Persönlichkeiten gedichtet hatte.

Luther nannte Kopernikus einen Schwindler und Betrüger. Er zog als wahrhaftiger Mensch den Schluß, wenn jener wirklich recht haben sollte, dann »hätte die Heilige Schrift gelogen«. Aber die »pia fraus« fand sich nach und nach mit dem ungeheuren Ergebnis ab, die römische Kirche ließ deshalb die Werke der heliozentrischen Lehre bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Index stehen. Wenn die Kirchen heute die Rassenkunde verdammen und sie als mit dem Christentum unvereinbar erklären, so haben sie das einmal mit Galilei auch getan.

Hinzu kamen die Geschichtswissenschaft, die biblische Textkritik, die Wiederherstellung eines unbefangenen Urteils gegenüber dem sogenannten Alten Testament und biologische und erdkundliche Entdeckungen. Es blieb eine edle, feurige Persönlichkeit, die eine Lehre der Güte und Nächstenliebe vertrat und dafür gemordet wurde. Wäre das nicht erhabener als der doch unwahrhaftige Versuch, schon kleine Kinder in eine Dogmatik zwingen zu wollen, deren Voraussetzungen nicht mehr bestehen?

Theologen contra »Mythus«

Die theologischen Gegner meines »Mythus« haben mich mit allen Mitteln einer alten Dialektik angegriffen. Sie haben mir etwa 10 einzelne Irrtümer nachgewiesen, ich wäre gern bereit, auch noch weitere zuzugeben. Das Werk ist in einer arbeitsreichen politischen Kampfzeit entstanden, ohne die Hilfe eines großen Zettelkastens. Mein Gedächtnis hat mich also bei einigen historischen Angaben irregeführt, die Schilderung des einen oder andern Vorganges mag auch eine andere Deutung zulassen als ich sie gegeben habe. Außerdem habe ich mehrfach drastische Prädikate verwendet, die schmerzen mußten. Im Alter wollte ich den »Mythus« eventuell überarbeiten und rein Zeitbedingtes (auch Außenpolitisches) streichen, um den sachlichen Gehalt noch deutlicher hervorzuheben. Je mehr ich mich aber überprüfe, um so weniger kann ich finden, daß ich im Grundsätzlichen etwas zurückzunehmen hätte.

Ich habe keine politischen Machtmittel eingesetzt, um meine Gegner unschädlich zu machen, sie haben besonders nach 1933 die härteste Polemik gegen mich geschrieben. Ich habe im Werke selbst erklärt, daß ich jegliche Kir-

chenaustrittspropaganda ablehne, da das Christentum durch Glauben und Sterben so vieler Geschlechter geadelt sei. Mehr kann man an Toleranz nicht verlangen[37].

Man hat mir gegenüber von christlicher Milde, Nächstenliebe usw. gesprochen. Fest steht, daß, wo z. B. die römische Kirche herrschte, sie derlei Gefühle gegenüber geistig Andersdenkenden nicht kannte, sondern nur den Willen zu deren Unterwerfung. Intolerant sind beide Kirchen im Prinzip geblieben, an die Liebe zum Nächsten wurde das Christentum erst durch alle Toleranzbewegungen des europäischen Gewissens erinnert, und es ist für seine Wahrheitsliebe bezeichnend, daß es mit jesuitischer Eindringlichkeit eine erzwungene Haltung als sein Verdienst darzulegen versucht.

Bis Kopernikus konnten auch die Größten noch ehrlich glauben. Seit dieser Zeit aber entfernen sie sich bei aller Pietät gegenüber der Überlieferung von der entscheidenden dogmatischen Position. Ein protestantischer Geistlicher aus der sogenannten Bekennenden Kirche erklärte, Kant, Goethe, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche . . ., das sei die permanente Sünde des deutschen Menschen (vgl. »Protestantische Rompilger«). Wenn eine derartige geistige Kluft zwischen dem Höchsten, was deutsches Denken hervorgebracht hat und kirchlichem Wesen besteht, dann kann es noch keine organische Nationalkultur geben.

Spricht man nun aber von dem Christentum, so muß man unterscheiden. Denn wenn wir uns von seiner dogmatischen Formung entfernen, bedeutet das keine Kampfansage gegen die gesamte historische Erscheinung. Eine großzügige Geschichtsbetrachtung wird gerne zugeben, daß diese einst jene geistige Einheit bildete, welche etwa über den deutschen Stämmen die Voraussetzung einer Volkseinheit schuf. Nicht in der simplen Manier unserer Kirchenhistoriker, als habe nur das Christentum »das deutsche Volk geschaffen«. Es hätte sonst wohl auch einen anderen Weg zu seiner Verwirklichung gefunden. Jedoch als eine eben feststellbare, geschichtliche Entwicklung kann das anerkannt werden.

Falscher noch als obige Behauptung ist jene, das Christentum hätte uns die Kultur gebracht. Die geschichtliche Wahrheit fordert die Feststellung, daß die europäischen Volksseelen dem Christentum ungeheure Geschenke dargeboten haben, von denen es lebte, die es bis heute erhalten haben. Und zwar so umfangreich, daß jemand, der gegen seine Gesamterscheinung einen Frontalkampf eröffnen wollte, zum Teil einen Kampf gegen seine eigenen Werte, Bräuche, Kunstwerke führen müßte. Die Kathedralen sind ebenso Schöpfungen der europäischen Völker wie Bachs Passionen, Madonnenbilder und »Stille Nacht, Heilige Nacht«, wie bäuerlich-kirchliches Brauchtum, klösterliche Kreuzgänge und evangelisches Pfarrhaus.

Es sind die gleichen Seelen der Nationen, die ja auch das ganze nichtchristliche Gebiet der Kunst, der Forschung, des Brauchtums geschaffen und gestaltet haben. Und somit ist das Christentum ein Teil der Nationalkulturen und des sozialen Lebens geworden. Neben der doch vorhandenen schlichten Gläubigkeit ist diese Tatsache entscheidend für die Zurückhaltung aller, die sich von der Dogmatik aus Wahrhaftigkeit abgewendet haben. Gewohnheit, Familienüberlieferung, Kirchengebäude, Ahnengräber, leidvolle Gesamtgeschichte und das Riesenmaß seelischer Hingabe – alles erschwerte es einst, aus der kopernikanischen Entdeckung die Konsequenz zu ziehen. Und die Kirchen haben sich dieser psychologischen Hemmungen bedient, um an die Treue zu appellieren, bis sie sich selbst mit der neuen Welt auseinandergesetzt hatten. Sie gaben dann einiges preis, bauten aber die Lehre der »Offenbarung« aus, die Lehre von der Einmaligkeit des Geschehens in Palästina, rückten gerade die Unbegreiflichkeit in das Zentrum des Gottvertrauens, wiesen, so gestärkt, auch eine symbolische Deutung der Erzählung ab, um erneut das »Faktum« zu predigen.

In dieser Entwicklung begann der Zweite Weltkrieg. Die nationalsozialistische Bewegung war im Grundsatz zur Toleranz verpflichtet, jeder einzelne konnte für sich aber die gleiche Freiheit des Gewissens verlangen, wie die Kirchen dies als ihr scheinbar alleiniges Recht in Anspruch nehmen. Was die Polizei im einzelnen getan hat, ist engherzig, sektiererisch, zum Teil unanständig gewesen. Die Kirchen werden jedoch ihrerseits einmal geprüft werden, ob sie seit 1918 sich so verhalten haben, wie es ein großes Schicksal von ihnen erwartete. Jetzt liegt der Nationalsozialismus am Boden, sie haben eine neue Möglichkeit, durch tätige Nächstenliebe sich menschliche Achtung und Einfluß zu erwerben, eine sozial verbindende Macht zu werden.

Gegenüber dieser Tatsache tritt eine geistige Auseinandersetzung selbstverständlich zurück. Auch die Zentrumprälaten von 1918–1933 aber werden die Einheit des Geschehens von damals bis heute verstehen. Indem das nationalsozialistische Bollwerk nach Osten zerbrach, stehen sie mit allen in gleicher Lebensgefahr. Im Osten verfolgt – als Deutsche gemordet – als Deutsche im Westen der Macht der Besatzungsregierung unterworfen, so ist es das Schicksal von 80 Millionen, von den Vernichteten abgesehen. Wie immer die geistigen Positionen sein mögen, die Zeit zum Austragen dieser Anschauungen ist heute nicht gegeben. Nur sollten die Kirchen darauf achten, in der Verurteilung des Polizeiregimes eines Himmler nicht derart verallgemeinernd zu verdammen, wie es unsere Gegner tun. Angesichts ihrer eigenen Vergangenheit wäre Vorsicht am Platze. Die großen weltanschaulichen Wenden brauchen viele Geschlechter, um wirkendes Leben zu werden. Auch über den heutigen Todesäckern wird einst ein neues Leben blühen. Das petrini-

sche Christentum herrscht in Rom, das paulinische im Luthertum: das johanneische führt als wirkliche Haltung der Nächstenliebe sein drittrangiges Dasein, meist als ein Mittel, die Herrschaft der beiden andern Formen zu sichern, trotz der ehrlichen Hingabe jener, die in dienender Stellung Kranke und Verwundete pflegen und Irre, Alkoholiker, Paralytiker.

Euthanasie, Problem und Verbrechen

Hier war ein Punkt gegeben, wo Weltanschauungen in härtester Form aufeinandertrafen. Tatsächlich mußte das Reich jährlich rund eine Milliarde Mark für den Unterhalt meist unheilbar Kranker ausgeben, Zehntausende gesunder Frauen hatten ihr Leben in den Dienst Unheilbarer zu stellen, sei es in der Zucht der römischen Kirche, sei es angesichts sonstiger Arbeitslosigkeit, sei es aus echter Opferbereitschaft. War es menschlich, diese Wracks des Lebens zu erhalten? Der ganze Zug einer neuen Zeit hatte mit Nein geantwortet, die christlichen Kirchen ebenso unbedingt mit Ja. Die menschliche Seele lebe auch in allen Geisteskranken, nie dürfe man dem göttlichen Willen vorgreifen, in der Pflege der armen Kranken erweise sich die Kraft christlicher Hingabe.

Die Kirchen – hier besonders die römische – erklärten sich auch als Gegner jeder andern Einmischung in die Probleme der Heirat von Epileptikern, Taubstummen, Alkoholikern. In vielen Staaten der USA ist eine solche Heirat verboten, in Europa steht die Macht der kirchengebundenen Kräfte gegen ein solches Verbot. Zum größten Teil sind diese Kranken Ergebnisse der Weltstadt oder Erzeugnisse familiärer Inzucht kleiner Dörfer oder exklusiver alter Familien. Das notwendige Ergebnis einer ungehemmten Entwicklung wäre in ein paar Jahrhunderten unweigerlich eine nicht mehr heilbare Volksvergiftung, gefolgt vom Fluch jener Generationen, welche dann, fast schon ohnmächtig, diesem Zustand einer behaupteten »Christlichkeit« und »Humanität« ausgeliefert wären.

Wie sich jetzt herausstellt, ist der Führer während des Krieges in einer derartig radikalen Weise vorgegangen, die alle nun doch einmal vorhandenen psychologischen Momente vermissen ließ und nun als »Verbrechen des Mordes« vorgetragen worden ist. Wie leider so vieles, war diese Angelegenheit mit größtem Geheimnis umgeben worden. Ich und wohl auch manche andere hörten von einem Auftrag an Bouhler, die Euthanasie durchzuführen, und zwar mit aller Sicherung durch ärztliche Gremien. Ob durch gesetzlichen Führer-Erlaß, ob im Einvernehmen mit den betroffenen Familien, in welchem Umfang usw., das war durchaus unklar. Dann hörte man von kirchlichen Protesten, sei es in Predigten oder Hirtenbriefen. Es wurde dann gesagt, nach den armen Geisteskranken kämen die alten Leute und die Verwundeten daran. Das faßten nun wieder ich und auch jene, die mir das mitteilten, als bösartige Äußerung auf. Dann kam jedoch wieder die Mitteilung, der Führer

habe den Auftrag gestoppt. Heute wird im Prozeß eine Zahl der Getöteten von angeblich über 250 000 behauptet, und die falschen Angaben der Bouhler-Mitarbeiter an die betroffenen Familien geben dem Vorgang jenen furchtbaren Beigeschmack, den so viele Befehle und Vorgänge der ganzen Kriegszeit – wie nachträglich klar ist – aufweisen.

Im Film »Ich klage an!« wurde vor dem Kriege das Problem in voller Offenheit und Anständigkeit dargestellt. Beide Teile kamen in der Handlung zur Aussprache. Wenn nun eine Staatsführung der tiefsten Überzeugung war, daß Menschlichkeit und volkliche Zukunft in einer Zahl von Fällen die Euthanasie geböten, dann hätte sie das offen aussprechen müssen, mit allen Gründen für und wider. Nach Anhören der Gegenseite, nach Rücksprache mit den Familien hätte ein dann doch erlassenes Gesetz bei aller verbliebenen Gegnerschaft nicht jenes Gefühl des Belogenseins gezeitigt, das offenbar erzeugt worden ist und durch die Art des Vorgehens erzeugt werden mußte.

Ich bin im »Mythus« offen für einen Schutz der Volksgemeinschaft durch ärztliche Maßnahmen eingetreten. Jetzt ist dieser richtige, menschliche Gedanke verfälscht, vergiftet worden, so daß seine Erörterung mit dem Argument des »Mordes von 250 000« beantwortet werden wird. Und doch bleibt das Problem bestehen. Wenn die Wogen sich etwas verlaufen haben werden, wird das Leben selbst wieder an die Völker herantreten und Antwort fordern. Und da stehe ich nach wie vor auf dem Standpunkt, daß es menschlich ist, die entseelte Hülle des Menschentums der Mutter Erde zu übergeben und weiter zu verhindern, daß Erbkranke ihr Übel auf unglückliche Kinder übertragen dürfen.

Aber dazu gehören offene Aussprache, innere Anteilnahme des ganzen Volkes, genaue gesetzliche Vorbeugungsmaßnahmen, um jeglichen Mißbrauch auszuschalten. Schließlich bei gesetzlicher Verfügung am besten auch die Notwendigkeit einer freiwilligen Zustimmung der betroffenen Familien. Falls diese nicht zustimmen sollten, müßten sie auch die Verpflichtung übernehmen, aus ihren eigenen Reihen das gesamte Pflegepersonal zu stellen. Sonst wäre eine Ablehnung eine zu große Bequemlichkeit und eine unsoziale Aufbürdung peinigender Lasten auf andere Volksgenossen. Ein derartiges Vorgehen würde harten Geisteskampf geben, aber durch die Offenheit der Aussprache nicht jenen Schimmel des Modrigen aufkommen lassen, wie es jetzt geschehen ist. Auch hier wurde ein Gebot des Lebens durch eine den Charakter schädigende Handlungsweise diskriminiert.

Mendels kopernikanische Entdeckung

Die Tatsache der Vererbbarkeit bestimmter Krankheiten wird von niemandem bestritten, auch an der Tatsache der Vererbbarkeit rassischer Eigenschaften zweifelt heute kein Forscher. Seit Mendels Entdeckung noch zwei Mal un-

abhängig von ihm gelungen war, kann nur bewußte Unwahrhaftigkeit sie noch bestreiten wollen. Wie im Fall der kopernikanischen Entdeckung aber brauchen Christentum und andere Lehren eine längere Zeit, um ihre Anhängerschaft zu immunisieren. Zunächst wird die Bedeutung der Rassenidee als Einheit von Körper, Seele und Geist bestritten, dann ihre Anwendung im Denken und Handeln als der »christlichen Offenbarungslehre« widersprechend hingestellt, während eifrige jesuitische »Biologen« angesetzt werden, um die neue Gefahr zu entgiften. Man entdeckt dann »ungesicherte Behauptungen«, anerkennt eine »gewisse Berechtigung« in rein physiologischem Sinne, weist weitere Folgerungen als »alten überlebten Materialismus« ab und befürchtet Fanatismus, ja – man denke, bei den Jesuiten – Auflösung des Volksbegriffs, Gefährdung der nationalen Einheit. Schließlich soll die Mutation jene behauptete Gesetzlichkeit wieder ganz unsicher machen – und eine große Entdeckung wird zerredet, so lange, bis nach 100 Jahren bei der breiten Masse der Anhänger (Bekennende Kirche, katholisch Gläubige, Weltbürger usw.) die Gefahr überwunden zu sein scheint und Konsequenzen der Wahrhaftigkeit durch Zersetzung des Charakters, Hypnotisierung des Geistes und Lähmung des Instinktes nicht mehr gezogen werden können.

Aber eine wissenschaftliche Entdeckung an sich kann nicht einfach rückgängig gemacht werden. Wie infolge von Forschung, Renaissance, Humanismus, protestantischer Gewissensfreiheit sich die großen Gestalten der nationalen Kulturen der Gewalt konfessioneller Dogmatik entzogen, so führte das 19. Jahrhundert zu millionenfacher totaler Abkehr, zu einem – wenigstens grundsätzlichen – Atheismus. Ich war nun der Überzeugung, daß eine neue Bindung dieser Millionen gesucht werden müsse. Die Entdeckung der Kräfte des Blutes in der Weltgeschichte, d. h. die Erkenntnis eines leib- und seelenbedingten Schicksals schien mir ein Ansatz zur Überwindung eines rein materialistischen, pseudo-darwinistischen Marxismus.

Angeregt durch H. St. Chamberlain fand ich beim Studium der altindischen Philosophie eine Parallelität des äußeren Verfalls mit der inneren Entstaltung und das gleiche in der griechischen Bildhauerei: ein Ausgangspunkt des »Mythus« überhaupt. Die Kulturtragödie des Griechentums (und des Römertums) haben viele geschildert. Viele tatsächliche Ursachen sind angeführt worden. Neben diesen Gründen (Stammes-, Städtekämpfe, Auswanderung in die Kolonien) kommen hinzu: Abholzung der Wälder, daraus folgend Verringerung des bewässerten Bodens, Flucht in die Städte – heute erscheint aber als entscheidend: die Vermischung der Griechen mit fremden, vorderasiatischen Völkern.

Volk und Rasse

Dieses Gesetz des Lebens regiert durch alle Zeiten. Von den Mischlingen Marseilles und Toulons gehen die gleichen Krankheitskeime aus wie einst von Korinth und Saloniki. Die Hafenviertel Londons, die Vorstädte (Slums) New Yorks beherbergen die gleichen Mächte. Eine Mulattisierung der USA bereitet sich vor, in den Kolonien ein Durcheinandermischen von Weißen, Malaien, Hindus, Chinesen, Südsee-Völkern. Australien hatte als einziges Land 1901 die Parole eines »Weißen-Australiens« befolgt und durch Gesetz sich vor einer nichtweißen Einwanderung gesichert (das sog. Dictation Test). Sogar die USA hatten in später Erkenntnis der Überflutung durch ost- und südeuropäische Einwanderung durch Gesetz vom 26. 5. 1924 die Menschenart der früheren Pioniere sichern wollen, beeinflußt besonders durch M. Grants Werk »Der Untergang der Großen Rasse«.

So habe ich in vielen Vorträgen dann auseinandergesetzt, daß die Verehrung des germanischen Elements keine Rassenverachtung anderen gegenüber bedeute, sondern im Gegenteil Rassenachtung. Denn: Da die Rassen als Grundlage der Völker Schöpfungen der Natur seien, fordere deren Achtung auch die Achtung ihrer Gestalten. Sinn einer groß gedachten Völkerentwicklung sei die Anerkennung der rassebedingten Völkerfamilien in ihren heimatlichen Großräumen. Stile, Lebensformen, Sprachen seien Äußerungen verschiedener Seelen und Völker. Wie man jene nicht ohne Schaden für ihre Echtheit vermischen könne, so auch nicht die verschiedenen Menschen als ihre Träger, zu denen sie organisch, geistig, seelisch gehörten. Mißachtung dieser Rassen und Völker bedeutete gerade auch das wahllose Aufzwingen europäischer Denkungsart durch einen expansiven Imperialismus im 19. Jahrhundert.

Gegen das rassische Denken setzte eine Welthetze seitens jener Gewalten ein, die – einst vielleicht von generösen Menschheitsgedanken des 18. Jahrhunderts erfüllt – nun nicht den Mut aufbrachten, der neuen Entdeckung wirklich ins Auge zu sehen, oder von einer Korrektur eine Schädigung ihrer wirtschaftlichen Stellung befürchteten.

Judenfrage – nur Verbrechen?

Diese große Schicksalsfrage des 20. Jahrhunderts konnte nicht in voller Ruhe und Sachlichkeit erörtert werden, weil ein Problem die Aussicht versperrte: das Judentum. Es muß gesagt werden, daß jene Befehle zur physischen Massenvernichtung des jüdischen Volkes, die Hitler, jetzt nachweislich, gegeben hat, den härtesten Gegnern des Judentums nicht in den Sinn gekommen sind[38]. Durch die Tatsache der Vernichtung aber gewinnen alle Worte einer Kampf- und Kriegszeit nachträglich einen unheimlichen Sinn, und die

Anklage in Nürnberg hat nichts mit soviel Energie getan, als diese in einen bewußten kausalen Zusammenhang mit den Auschwitzer Vorgängen zu bringen.

Die »Endlösung«, wie die geheime Polizeisprache gelautet habe, sei Plan und Wille von uns allen gewesen, wir hätten eine Verschwörung gebildet, um diese Verbrechen zu begehen. Die Ankläger kümmern sich nicht um das Ungeschichtliche derartiger Behauptungen aus rein retrospektiver Sicht, sie wollen eben ihre Opfer haben, wie es die »Weltmeinung« fordert.

Darüber hinaus wird die antijüdische Gesinnung überhaupt, wenn nicht unmittelbar als verbrecherisch, so doch als Vorbereitung zum Verbrechen bezeichnet. Beweisanträge z. B. von mir, daß sie verständlich, ja moralisch notwendig gewesen sei, sind als unerheblich abgelehnt worden. Als ich bei meinem Zeugenverhör darüber sprechen wollte, wurde mir das Wort abgeschnitten. Es soll also übrig bleiben: die Massentötung und eine bösartige, durch nichts zu verteidigende Gesinnung und Agitation als Vorbereitung zu den Vernichtungslagern.

Es widerstrebt mir, hier die Judenfrage ausführlich zu behandeln. Sie ist so alt wie das Judentum selbst, und immer war der Antijudaismus die Antwort auf das Erscheinen der Juden: von Tacitus bis Goethe, Schopenhauer, Wagner und Dostojewski. In Deutschland hatten sie 1914 alle Rechte, saßen in wichtigsten Posten. Mit den Kriegswirtschaftsgesellschaften begann der »Antisemitismus«, mit ihrem Wucher wuchs er an, mit der Wirksamkeit in der Revolte vom 9. 11. 1918 trat er mit vollem Bewußtsein in Erscheinung. Die Fremdheit zum Deutschtum wurde vom Judentum aller Schichten ausgesprochen. Die heimkehrenden Soldaten wurden von einem jüdischen Professor (Gumbel) mit den Worten empfangen, ihre Kameraden seien »auf dem Felde der Unehre gefallen«.

Auf einer, von einem jüdischen Millionär finanzierten Bühne ließ man den Stahlhelm mit Füßen treten und dabei ein gemeines Gedicht deklamieren mit dem Kehrreim »Dreck, weg damit!« Den Christuskopf rollte man über die Bühne, das Kruzifix diente als Kleiderhaken.

Bei anwachsender Arbeitslosigkeit forderte das Hauptorgan des Ullstein-Konzerns mehrmals die Auswanderung deutscher Arbeitsloser in die afrikanischen Kolonien Frankreichs, nach Argentinien und nach China. Unterdes füllten sich Berlin, Frankfurt usw. mit neuem Zuzug aus den Ghettos Polens.

Pornographie überzog aus der »Reichshauptstadt« das Land.

Gegen diese Gesamterscheinung aufzutreten, geboten Anstand und Wille zur kulturellen Sauberkeit. Daneben auch einfachste Gerechtigkeit, denn daß z. B. die Berliner städtischen Krankenhäuser zu 80% jüdische Ärzte hatten, nicht wegen größerer Leistung, sondern weil auch hier ein Jude an maßgebender Stelle zehn andere nach sich zog, das erschien als unhaltbar.

Wir wußten auch, wer die marxistischen Blätter mit der Hetze gegen uns leitete, mit dem Erfolg, daß über 300 von uns einzeln ermordet, über 40.000 verwundet wurden. Trotzdem ließ die neue Regierung nach dem 30. Januar 1933 viele Zehntausende in das Ausland reisen. Ich bin öffentlich (am 18. 6. 33 und auf dem Parteitag) für eine »ritterliche Lösung« der Judenfrage nach dem Siege eingetreten. Kein Mensch dachte an KZ-Lager im großen, geschweige denn an Gaskammern.

Die Emigranten aber begnügten sich nicht mit dem Asyl, sondern begannen mit allseitiger Unterstützung einen politischen und wirtschaftlichen Boykottfeldzug gegen das Reich, gefolgt von Ermordungen in der Schweiz und in Paris. Da schlug bei Hitler die Haltung um, und Goebbels schürte, wie heute feststeht, diesen erfühlten Umbruch mit allen Mitteln.

Antisemitismus und Antigermanismus

Ich will nicht weiter auf alle Vorfälle eingehen, stelle aber hierher ein amtliches polnisches Dokument, das im Warschauer Auswärtigen Amt mit vielen anderen 1939 gefunden wurde. Es spricht für sich und weist der Forschung den Weg:

Deutsches »Weißbuch 1940 Nr. 3 S. 15/16. Bericht des polnischen Botschafters in Washington Potocky an den polnischen Außenminister in Warschau vom 12. Januar 1939.

Anfangs berichtet er vom »Haß gegen Hitler«. Die Propaganda liege »vor allem in jüdischen Händen«, fast 100 Prozent in Radio, Film, Presse und Zeitschriften seien jüdisch. Das amerikanische Publikum habe »keine Ahnung von Europa«. Roosevelt könne die amerikanische Aufmerksamkeit ablenken und den Haß immer von neuem schüren. Potocky nennt B. Baruch, Lehmann (Gouverneur des Staates New York), Felix Frankfurter, Finanzminister Morgenthau, alle »mit Roosevelt persönlich befreundet«. Die Vertreter des »wahren Amerikanismus« heißt es dann, »sind im Grund doch durch unzerreißbare Bande mit dem internationalen Judentum verbunden. Für diese jüdische Internationale, die vor allem die Interessen ihrer Rasse im Auge hat, war das Herausstellen des Präsidenten der Vereinigten Staaten auf diesen idealsten Posten eines Verteidigers der Menschenrechte ein genialer Schachzug. Sie haben auf diese Weise einen sehr gefährlichen Herd für Haß und Feindseligkeit auf dieser Halbkugel geschaffen und haben die Welt in zwei feindliche Lager geteilt.

Roosevelt sind die Grundlagen in die Hand gegeben worden, um die kolossalen militärischen Vorräte zu schaffen für den künftigen Krieg, dem die Juden mit vollem Bewußtsein zustreben.

Innenpolitisch ist es sehr bequem, die Aufmerksamkeit des Publikums von dem in Amerika immer mehr zunehmenden Antisemitismus abzulenken, indem man von der Notwendigkeit spricht, Glauben und individuelle Freiheit vor den Angriffen des Faschismus zu verteidigen«.

Auch dieses Dokument hat Hitler natürlich gelesen, und es bliebe festzustellen, inwieweit es zu seinem furchtbaren Entschluß beigetragen hat[39].

Gerade nun, als die heftigsten Mordanklagen gegen uns seitens der vier anklagenden Parteien erhoben wurden, platzten Meldungen aus Palästina herein, die wahrhaftig nicht nur sensationeller Natur sind, sondern geradezu neue weltgeschichtliche Symbole.

Nach Paris wurde Ende des 19. Jahrhunderts London das Zentrum jüdischer Weltpolitik. Großbritannien ist dem Weltjudentum immer generös entgegengekommen, besonders seit den Tagen Eduards VII. Im Ersten Weltkrieg wurde von hier Palästina dem Judentum versprochen. Trotz der Proteste der Lords Lamington, Islington und Sydenham gegen dieses Protektorat, hat London diese Haltung der größten Nachgiebigkeit den jüdischen Wünschen gegenüber beibehalten.

Zionismus – Idee und Realität

Nun ereignete sich trotz dieser Tatsache im Juli 1946 folgendes: Am 25. 7. 46 meldeten »Stars and Stripes« (die amerikanische Armeezeitung in Deutschland), zionistische Gruppen hätten das britische Hauptquartier in Jerusalem, das »King-David-Hotel«, durch Bombenattentat zerstört. 43 Tote, etwa 40 Verwundete, 65 Vermißte[40]. Am 26. 7. 46 teilte die gleiche Zeitung aus London mit, die britische Regierung habe am 24. Juli eine »Weiße Mappe« veröffentlicht, die den Nachweis eines Gewaltkomplotts enthalte, u. a. 7 Telegramme, die zwischen der Exekutive der »Jewish Agency« in London und den jüdischen Organisationen in Jerusalem im Herbst 1945 gewechselt worden waren. Es wurde ferner festgestellt, daß die illegale jüdische militärische Organisation (Palmach) und die Haganah unter der politischen Leitung prominenter Glieder der »Jewish-Agency« arbeiteten und Sabotage und Gewaltanwendung unter der Führung der jüdischen Widerstandsbewegung geplant hatten. Es seien Anweisungen zu Attentaten auf Eisenbahnen, die Haifa-Raffinerie usw. gegeben worden. Wie die »Weiße Mappe« feststellt, sind 153 Sprengungen an der Palästina-Eisenbahn verübt worden.

Die »Jewish-Agency« habe einen wichtigen »incident« vorbereitet als Warnung des Weltjudentums an S. M. Regierung.

Zur Erläuterung noch weiteres.

Die »Jewish-Agency« ist der oberste Rat des Weltjudentums überhaupt. Er entstand auf Grund des politischen Einflusses der zionistischen Weltor-

ganisation unter Professor Chaim Weizmann. Da sich die liberalen und orthodoxen und sonstigen Juden dem Zionismus nicht anschließen wollten, wurde die »Jewish-Agency« gebildet, und Weizmann übernahm in Personalunion auch die Führung der Nicht-Zionisten. Sitz der offiziellen Exekutive war London, von wo das Komplott gegen Englands Stellung im Orient ausgegangen ist. Die wirkliche Zentrale ist heute wohl in New York.

Gegen Weizmann entstand eine radikale Opposition unter Wladimir Jabotinsky, die sogenannten Revisionisten, deren Gefolgschaft meist Ostjuden waren. Sie forderten nicht nur Palästina, sondern auch Transjordanien und Verdrängung aller Araber für diesen »Lebensraum«, den sie vor über 2000 Jahren freiwillig verlassen hatten. Jabotinsky starb. Es entstanden mehrere illegale Terrorverbände, immer erneut verstärkt durch eingeschmuggelte Einwanderer, darunter die sogenannte Sterngruppe, deren Mitglieder 1944 den britischen Minister für den Nahen Orient, Lord Moyne, in Kairo ermordeten. Nun hatten sie auch das britische Hauptquartier in Jerusalem in die Luft gesprengt.

Weizmann erklärte Anfang 1920 in einer Rede in Jerusalem: »Wir sagten den maßgebenden Herren (in London), wir werden in Palästina sein, ob ihr wollt oder nicht wollt. Aber es ist besser für euch, wenn ihr wollt, denn sonst wird sich unsere aufbauende Kraft in eine zerstörende verwandeln, die die ganze Welt in Gärung setzen wird« (»Jüdische Rundschau« Nr. 4, 1920).

Auf dem Karlsbader Kongreß sagte er später, eine gebrochene britische Zusage könne teurer zu stehen kommen als der Unterhalt einer Armee in Palästina. Ein anderes Mal: Die Judenfrage spaziere wie ein Schatten über die Welt und könne zu einer ungeheuren Kraft des Aufbaues oder der Zerstörung werden.

Krieg und Terror

England hatte im ersten Weltkrieg das damals türkische Palästina sowohl den Arabern (s. Gordon-Notenwechsel, von den Arabern publiziert) als auch den Juden gleichzeitig versprochen (Balfour-Deklaration v. 2. 11. 1917). Wegen der anzustrebenden guten Verhältnisse (Ölpolitik) zu den arabischen Staaten und Mohammedanern überhaupt (Transjordanien, Irak, Iran, Hedschas), konnte England trotz besten Willens nicht alle jüdischen Wünsche befriedigen, was zu heftigen Angriffen und merkbarer Verlagerung der jüdischen Weltpolitik zur amerikanischen Judenschaft führte (Rabbiner Wise). Gegen England steht also die Drohung von Seiten New Yorks und Moskaus, mit dem die Ostjuden eine enge Fühlung unterhalten. Es hatte also nichts geholfen, den Zionisten Mond (Lord Melchett) maßgebend in der Konservativen Partei zu machen und den Juden Professor Laski zum Vorsitzenden der Labour Party. Generosität ist als Schwäche gedeutet worden. Alle Hilferufe der

englischen Offiziere aus Palästina sind 20 Jahre wirkungslos gewesen. Jetzt scheint das Attentat auf ihr Hauptquartier doch etwas Abwehr hervorgerufen zu haben.

Es war schon einmal ein Minister der Labour Party (Lord Passfield), der einen sachlichen Bericht über die Lage in Palästina veröffentlichte, dann auf das heftigste angegriffen wurde, so daß er seine Vorschläge zurückziehen mußte. Nun war es ausgerechnet wieder eine Labour-Regierung, die in einen großen Konflikt, und sicher ganz wider Willen, hineingeraten ist.

Es bleibt abzuwarten, wie diese Dinge sich entwickeln werden. Zunächst erklärte der britische Oberkommandierende Nah-Ost, das britisch-jüdische Verhältnis sei fast unheilbar gestört. Der Befehlshaber in Jerusalem, General Barket, gab bekannt, alle Juden seien aktiv oder passiv am Terrorismus beteiligt. Mehrere Tausend Juden mußten in Konzentrations-Lager gesperrt werden. Eine Durchsuchung der Großen Synagoge in Tel Aviv ergab Waffenbestände, englische Uniformen, falsche 10–Schillingsnoten mit Herstellungsmaterial wurden gefunden. Die Araber erklärten, nie mehr mit den Juden an den Verhandlungstisch treten zu wollen. Eine arabische Delegation besuchte den Papst und betonte, in einem arabischen Palästina würde die absolute Sicherheit der Heiligen Stätten des Christentums gewährleistet sein. Laski flog plötzlich nach Moskau.

Aus der zerstörten Raffinerie in Jaffa holte man 12 Opfer heraus. Die Zahl der Toten im gesprengten britischen Hauptquartier hat 100 überstiegen.

Die deutsche Regierung hatte 1933 keinen Staatsgerichtshof zur Untersuchung der jüdischen (und marxistischen) Wirksamkeit eingesetzt. Sie hat nicht auf Grund der Reden auf den Tagungen des zionistischen Landesverbandes in Deutschland selbst eine Anklage wegen Hochverrats erhoben, geschweige denn das Zentrum der jüdischen Weltorganisationen, das ist die Jewish-Agency, amtlich einer Gewaltverschwörung beschuldigt, wie dies allein aus den Reden ihres Präsidenten Dr. Chaim Weizmann durchaus möglich gewesen wäre.

Auch Hitler wollte damals sicher einen Strich unter das Gewesene ziehen.

Das Britische Imperium, das uns hier anklagen läßt, hat nun selbst mehr tun müssen als wir 1933 getan haben.

Entartung einer Idee

Immerhin, die Opfer von Auschwitz, Majdanek usw. werden uns vorgehalten und haben den deutschen Namen furchtbar belastet, wobei allerdings die millionenfachen Morde, Vertreibungen, Deportierungen im deutschen Osten unter den Augen der siegreichen Alliierten nun ihrerseits ebenso furchtbar gegen die Ankläger sprechen.

Die christlichen Kirchen verzeichnen mit Recht, daß sie gegen die antijüdischen Gesetze aufgetreten seien. Auch hier ist zuzugeben, daß vieles den Charakter einer kleinlichen Schikane getragen hat und daß die Vorfälle vom 9. November 1938, deren Umfang mir erst jetzt bekannt geworden ist, unwürdig und unanständig waren. Dadurch hatten auch Angehörige des deutschen Volkes an Dingen teilgenommen, die bis dahin bei andern kritisiert worden waren (Negerlynchen). Das Christentum fügt heute hinzu, durch seine Lehre und ihre Beachtung wären derartige Ungeheuerlichkeiten unmöglich gewesen. Scheinbar mit Recht – wenn man die Vergangenheit nicht sehen will. Aber diese Kirchen waren einst auch unfähig, den Kommunismus abzuwehren und wären ohne den Nationalsozialismus von seiner Flut verschlungen worden. Daß sie noch protestieren konnten, verdankten sie eben doch auch der so angefeindeten nationalsozialistischen Bewegung.

Der Kampf mit dem Judentum kam, weil ein fremdes Volk auf deutschem Boden selbst nach der politischen und geistigen Führung gegriffen hatte und im Bewußtsein seines Triumphes diese Gegnerschaft mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck brachte. Mit der inhumanen Abwehr dieser Erscheinung aber wurde der Gedanke einer aus Achtung vor jedem arteigenen Wesen durchgeführten Trennung der nationalen Gestalten auf das schwerste belastet, so, daß man ihn heute nicht aussprechen kann, ohne gefragt zu werden, ob man ein neues Auschwitz vorbereiten wolle[41].

Und doch: Die Weltgeschichte steht nicht still. Die Kräfte des Lebens, des Blutes, sind da und werden sich auch auswirken. Gerade jener Staat, der uns wegen der »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« besonders angreift (USA), hätte zwecks Erhaltung seiner Kraft als erster die Verpflichtung, auf die Rassenkunde und Vererbungslehre hinzuhören. 14 Millionen Neger und Mulatten, 4–5 Millionen Juden (davon 2½ Millionen in New York), ferner Japaner im Westen usw. kann Amerika nicht ertragen, wenn es das Erbe der Pioniere erhalten will. Wenn aber das heutige Geschlecht in den USA sich den Konsequenzen entzieht, einmal 25 Millionen Neger und Mulatten unter sich zu beherbergen, dann werden spätere Generationen ein herbes Urteil fällen. Denn sie werden sich entscheiden müssen, ob sie ein weißes Amerika wollen, oder ob sie die Wahl ihres Staatsoberhauptes von immer weiteren Konzessionen an die Mulattisierung abhängig machen wollen. Wenn ja, dann gehen eben die USA in ein paar Jahrhunderten den Weg Griechenlands und Roms. Und die katholische Kirche, die jetzt schon schwarze Bischöfe aufweist, wird die Schrittmacherin dazu sein.

Religion der Zukunft

Mit der weltanschaulichen Auseinandersetzung geht es also um das Leben selbst, um jene Substanz, die alle Kultur Europas und Amerikas geschaffen

Vor dem Nürnberger Militär-Tribunal (1946)

End of a Nazi philosopher. Alfred Rosenberg lies on his coffin in Nuremberg Prison. The noose is visible under his left shoulder.

US-Ankläger Dr. Kempner: »Heute würden wir Rosenberg nicht mehr zum Tode verurteilen . . .«!

Unsterbliche Symbole

Daß dieses überall vorhandene Empfinden an einen harten, heute nur noch unwahrhaftigen Wunder-Aberglauben gebunden erscheint durch die Last der theologischen Überlieferung, darin liegt seit langem die religiöse Krise unserer Zeit eingeschlossen. Das Erkennen und Anerkennen der Einheit dieser alles umfassenden, sich in und an allem äußernden Seelenkraft könnte echte Duldsamkeit zwischen den Geisteslagern, aber auch eine Überbrückung all jener Klüfte, ja ein Zuschütten dieser Abgründe herbeiführen, die sich zwischen den großen Genien der europäischen Kultur und den heutigen Konfessionen aufgetan haben. Denn auf der Seite der wahrhaft Weisen hat man nie behaupten wollen, daß sich Geist und Seele des Menschen an einer Erkenntnis, einem Vernunftschluß, selbst nicht an einem echt mystischen Erleben genügen lassen könnten. Jede wahre Erkenntnis will anschaulich werden, jedes wahre Erleben sucht und bildet sich Symbole, die über die sterblichen Generationen und Organisationen hinaus bleibende Zeichen sein sollen.

Die sogenannten Madonnenbilder wurden unter der Hand der Europäer zum Gleichnis des Lebens überhaupt, jede Familie wurde zur Heiligen Familie, Madonna und Jesuskind zu Mutter und Kind.

Der Wappen-Adler des Reiches und die alten Fahnen der Regimenter, das sind Zeichen der Ehre und der Treue auf dieser Welt, Gleichnisse von Opfern, die zahlreicher sind, als das, was es sonst an Opfern gegeben hat. Und sie bleiben diese Symbole, gleich welche Irrtümer hier mitgefochten haben mögen, gleich welche äußere Gestalten die Idee des Reiches auch in zwei Jahrtausenden angenommen hat.

Die Türme der Kirchen und Kathedralen sind stolze Zeugen inmitten der Demut und Ergebung. Und das Kreuz wurde das Zeichen für alle, die ein nicht faßbares Schicksal schlug, so tief, daß ein persönliches Empören nicht mehr zu helfen vermochte, nur eine innere Ergebung in ein als metaphysische Macht sich äußerndes Geschehen.

Und für alle, denen nicht das Auge das vermittelnde Medium ist, bedeuten Lieder und Gesänge, Symphonien und Dramen die Wege zum Innern der Welt, wie für andere die Berichte über das Leben von Heiligen, Forschern und großen Ketzern.

Heilige Kunst

Da Europa sich erst nach und nach einer von außen gekommenen Religion angleichen konnte, so wurde die Kunst das Mittel europäischer Heiligkeit. Ohne sie wären weder die Chronik der Bibel noch das Leiden des Jesus von Nazareth, geschweige denn aber all die Dogmen lebensfähig geblieben. Wenn man die »Bekennenden« ganz ernst nähme, abtrennte, was die Seelen der europäischen

Völker dem Christentum geschenkt haben, dann wäre von diesem schon lange nichts mehr übrig als die Erzählung von einem edlen Menschen, der einst von der Macht eines palästinischen Hasses zermalmt worden war. Trotz Zeterns gegen die »nationalen und rassischen Vorurteile« leben auch diese Eiferer noch von dieser künstlerischen Seele der Völker, von der Symbolkraft ihrer Sinne, von den Werten ihres Charakters, die alle einst mit diesem Blut erschienen sind und unweigerlich mit ihm untergehen würden, falls die Mulattisierung der Welt, vom Christentum dogmatisch unterstützt, wirklich Tatsache werden sollte. Nie wird ein noch so gläubiger Hottentotte Kathedralen bauen, nie ein Neger eine Fünfte Symphonie dichten, ja kaum verstehen. Und es wäre auch ungerecht, dies zu erwarten.

Ist Religion Selbst-Behauptung oder Selbst-Erniedrigung? Das erste sagten uns die Gottschalk und Eckehart, Goethe und Lagarde, das andere lehrten Paulus und Ignatius, Gregor VII. und Pius IX. Einst konnte man noch den königlichen Reiter im Bamberger Dom beherbergen; der seelische Flagellantismus seit dem Tridentiner Konzil aber hat ihn verdrängt. Noch ein Luther konnte Gott als eine Burg bezeichnen, die »Bekennenden« von heute aber sind zu den Gefühlen der ostmittelmeerländischen Offenbarung zurückgekehrt.

Das »innerste Selbst« (die genaue Übersetzung des indischen Atman) als ein Zeugnis Gottes sehen oder als sündige Verworfenheit gegenüber dem »ganzen Anderen«, das ist die weitere Darstellung des auf dem Boden des dogmatischen Christentums unlösbaren Problemes.

Freiheit und Ehre

Die deutsche Sprache zeigt im Äußern die gleichen inneren Vorgänge – und nicht nur sie, auch die anderen europäischen Sprachen. Im Französischen heißt sain = gesund, saint = heilig, zwei Klänge, die Verwandtschaft, nicht Gegnerschaft bedeuten. Im Deutschen: heil und heilig, ebenfalls die Vereinigung des Gesunden, eben des Heilenden mit dem Heiligenden. Brav ist gleich tapfer, ein braver Mensch ist zugleich ein guter Mensch. Also, was Nietzsche später in die gleiche Form brachte: »Ihr fragt: was ist gut? Tapfer sein ist gut!« Überall spricht hier aus der Sprache die stolze Urseele Europas, und nicht zufällig ist das auch von den Christen gedankenlos gebrauchte Wort vom »zu Kreuze kriechen« eine geradezu verächtlich anmutende Prägung. Wort und Begriff »Mut« stehen im Zentrum weiter Wertungen. De-Mut und Weh-Mut, Mut, hoher Mut und Hochmut zeigen die Stufenleiter des Gefühls. Sie waren alle zusammen verständlich, wenn man die Einheit von Demut – Mut – Hochgemut anerkennen wollte: das fromme Ergeben, das feste Bestehen, das stolze Erheben. Aber immer wieder fordern die Kirchen die Demut allein, und aus dem

frommen Ergeben wird Demütigen, wird ekstatische Selbsterniedrigung – eben ein Kriechen zum emporgereckten Kreuz, gehalten von Priester-Macht.

Das will die kirchlich-christliche Lehre. Wenn man das aber ausspricht, dann verweist sie auf die mutige Haltung so vieler Gläubiger, auf stolze Antworten gegenüber den Gegnern der Kirche und schreibt dann die sonst bekämpften unchristlichen Seelenwerte des Stolzes sich zugute. Und die Angehörigen sind soweit beeinflußt, auch das noch zu glauben.

Daß mit dem Stolz jedem Schicksal gegenüber in jedem Lager sich eine nicht-christliche Ur-Kraft äußert, ist die entscheidende Tatsache. Ohne diese Kraft sänke das Christentum in seine Ursprungsstätte zurück, und gerade sie muß es zugleich bekämpfen, um herrschen zu können. Es ist dies ein tragischer Kreislauf der Wertungen des Daseins und hat dem religiösen Leben Europas stets diesen explosiven Charakter gegeben, den es von Beginn an gezeigt hat.

Gewiß, viele kümmern sich im Leben selbst nicht darum. Sie erblicken in den gerade überlieferten Formen der Kirchen eine Umwelt wie die sozialen und politischen Gegebenheiten, gesellschaftlichen Konventionen und familiären Überlieferungen. Man beteiligt sich daran oder akzeptiert sie eben, ohne sich in der robusten Durchsetzung eigener Instinkte durch zu tief gehendes Nachdenken stören zu lassen. Aber es gibt eben in beiden Lagern doch viele, die sich damit nicht begnügen wollen. Die einen sprechen mit Goethe:

»Wär' nicht das Auge sonnenhaft:
Nie könnte es das Licht erblicken.
Lebt' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Nie könnt' uns Göttliches entzücken.«

Die anderen erblicken in der Tötung dieser »Gottes eig'nen Kraft« die Voraussetzung ihrer Religion und steigern diese Persönlichkeitsvernichtung bis zum jesuitischen Kadavergehorsam[42].

In der breiten Zwischenlage leben die meisten. Sie begrüßen die Phantasiegestalten der Heiligen mit ihren Bildern, Gesängen und Wundern, finden für jedes Temperament ein äußeres Zeichen – unter Anerkennung der Unfehlbarkeit der Kirche – für alle sozialen Lagen eine Antwort, für jede Not einen beispielhaften Hinweis, so daß diese Erprobung im praktischen Dasein auch revolutionäre Wahrhaftigkeitsfanatiker oft abgehalten hat, sich zur entscheidenden Frage der laut oder stillschweigend geforderten Unwahrhaftigkeit zu äußern. Oder aber sie finden überall »das Wort«. Sie hören ausgewählte Zitate aus »den Propheten«, den Psalmen, den Evangelien und Apostelbriefen dargelegt, als seien sie auf Menschen aller Zeiten und Erkenntnisse abgestimmt, dazu wunderbare Musik einst innerlich gläubiger Tondichter. Und diese vielfach erprobte Umfriedung der einstigen protestantischen Revolution hat ebenfalls vielen anderen den Mund versiegelt.

Und doch: Es ist nicht zu verhindern gewesen, daß die großen Einzelnen sagten: »Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott« (Goethe). Auch nicht, wenn die Massen einmal dumpf erwachter Millionen dem Atheismus zumarschierten. Zwar können Biologie, Kosmophysik oder Erdkunde echtes Religionsgefühl nicht entthronen, wohl aber Konfessionen erschüttern, deren ganzes Weltbild auf den nun einmal überwundenen ptolemäischen und sonstigen exakt widerlegten Anschauungen beruht.

Wir sprechen nach wie vor von einem Sonnenuntergang unter der Voraussetzung, nur noch ein gebräuchliches Wort für einen ganz andersgearteten Vorgang zu verwenden. So lange nun das ganze christliche Credo nicht ebenfalls rein symbolisch, sondern als materiell-wirkliche »Offenbarung« verstanden wird, so lange ist die religiöse Krise auf dem Boden aller Konfessionen nicht zu überwinden.

Religion oder Philosophie?

Es bleibt nun aber die weitere Frage der heute behaupteten Einheit von Körper-Seele-Geist. Die mittelalterliche, christliche Anschauung trennte die Seele radikal vom Leibe, die spiritualistische sah den »reinen Geist« als allein wesentlich und nannte alle Betonung des Leibes »materialistisch«. Wie kann man aber noch eine Unsterblichkeit für denkbar halten, wenn diese Einheit Wirklichkeit ist und beim Tode des Körpers somit auch die geistig-seelische Persönlichkeit für immer dahinsinken muß? Mutige und scheinbar folgerichtige Menschen haben auch erklärt, von der Idee der persönlichen Unsterblichkeit Abschied nehmen zu müssen. Der Mensch lebe fort in seinen Kindern oder in seinen Werken. Oft habe ich mit meinen Kameraden darüber gesprochen und dabei den Gedanken vertreten, daß zwar einige Wenige diese Anschauung durchhalten könnten, nie aber ein ganzes Volk, das mit sicherem Instinkt mehr fordere. Aber auch ein weiteres Nachdenken fordere mehr.

Ich habe in einem Vortrag vor wenigen Menschen 1944 mich bemüht, darüber Rechenschaft abzulegen, und als symbolhaftes Beispiel die Musik genannt. Sie sei rein mathematisch erfaßbar und doch – oder eben deshalb – die geheimnisvollste Macht. Eine Melodie sei zugleich mechanistisches Schwingungsverhältnis und die Stimme einer gänzlich unmechanistischen Welt. Das bekannte Wort Kants vom bestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir, die unser Dasein ausmachten, müßte in seinem Sinne ergänzt werden, daß sie nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander stünden: als zwei getrennte Welten, die nicht aufeinander zurückzuführen sind. Das heißt, daß die in den Formen von Raum, Zeit und Kausalität bestehende

Welt in aller ihrer Gesetzlichkeit anerkannt wird – und der religiös-moralische Wille auch. Symbolisch: Mathematik und Musik sind gleichzeitig da, aber wesentlich verschieden. Der unmittelbar religiöse Mensch braucht diesen langen Weg des Denkens nicht (Meister Eckehart), aber wer die große, seit Jahrhunderten heraufdämmernde Krise ergründen will, muß den Weg des Denkens gehen, bis zu der Zeit, da ein Reformator eigenen Rechts auftreten wird, um ein gereinigtes Symbol des religiösen Lebens zu schaffen.

Ich bin in diesem Sinne ein philosophischer Mensch, kein Mensch metaphysischer Unmittelbarkeit. Deshalb habe ich abgrenzende Gedanken niedergelegt, aber nie in Vorträgen über ein Gebiet gesprochen, das ich suchte, ohne es so unmittelbar finden zu können, wie die Menschen von der Art Eckeharts.

Diese Haltung ist schwer in der Lebensnot unserer Zeit, leichter hat es ein noch unkritisches, gläubig-kindliches Gemüt. Aber da dieses Suchen aus innerer Wahrhaftigkeit geschah, so ist es richtig gewesen, gleich welche Wege es einschlug, gleich zu welchen Ergebnissen es gelangte, bis es vor die letzte Tür des Schicksals stieß.

Ich habe ein Leben für Ehre und Treue im Dienste des Deutschen Reiches auch als einen metaphysischen Auftrag, als ein sichtbares Symbol aufgefaßt. Der Glaube daran hat gleichen Rang wie jede echte religiöse Überzeugung, denn auch diese Werte stammen aus dem Reich der »inneren Freiheit«.

VIII

Die bolschewistische Gefahr

Der Zweite Weltkrieg hat zum Ergebnis, daß sich zwei Machtsysteme auf dem Erdball als Feinde gegenüberstehen: die anglo-amerikanische Welt und die Sowjet-Union, an beide angeschlossen oder von ihnen beherrscht Gruppen anderer Staaten. Die Hoffnungen auf einen Ausgleich der Interessen scheinen sich immer noch nicht zu verwirklichen, vielmehr ist der Tatsache ins Auge zu sehen, daß die expansive Kraft der SU ihrem innern Gesetz gemäß sich immer weiter auszudehnen bemüht, wobei allerdings dann das Tempo, die jeweiligen Methoden, die Orte des Einsatzes sowie die Reihenfolge der Angriffe noch zweifelhaft wären[43].

Jedes Aufgeben der von Amerika (USA) und Großbritannien besetzten Gebiete würde nach und nach die Stärkung der aggressiven SU bedeuten. Jedes Verlassen eines durch die SU besetzten Landes zu einer stürmischen Abkehr von ihr und das heißt Zuwendung zu USA – England führen.

Die Mittel des Angriffs seitens der SU sind außerordentlich zahlreich:

a) die militärische Macht
b) die kommunistischen Parteien
c) die Auswertung der nationalen und wirtschaftlichen Not in j e d e m besetzten Gebiet
d) die Instinkte aller farbigen Völker gegen die Kolonialmächte.

Zu a): Da ich nicht kompetent bin, die militärischen Möglichkeiten im einzelnen zu beurteilen, so weise ich nur auf einige grundlegende Tatsachen hin. Die SU ist machtpolitisch teilweise schon über die kühnsten Zielsetzungen des Zarentums hinausgegangen. Nur zwei Ansprüche sind diesem Programm entsprechend noch nicht erfüllt: Dardanellen, das kleinasiatische Ufer und der Persische Golf.

Die SU will Welt-Revolution, sie strebt über das alles noch hinaus. Ihr Ziel ist ein Welt-System von Sowjet-Republiken.

Dostojewski wollte in seinem Messianismus alle Menschen zu Russen machen. Lenin und Stalin wollen alle Menschen – freiwillig oder unfreiwillig – in Kommunisten verwandeln.

Die SU gebietet über rund 300 Millionen Menschen in einem riesigen Kontinentalblock. Sie kann, im Angriff, auf der inneren Linie, sich ihr territoriales Ziel leicht wählen, die Gegner also jedes Mal zwingen, von Übersee

große Landstrecken neu zurückzuerobern, einschließlich verloren gegangener, dann in vielem vernichteter Rohstoffquellen. Die SU kann heute zum Persischen Golf marschieren und alle Ölgebiete abriegeln. Sie kann auf Konstantinopel zielen. Sie kann eine Gewaltexpedition mit Hilfe chinesisch-kommunistischer Truppen nach China versuchen. Sie kann auf Hamburg durchstoßen und den Kieler Kanal sperren. Sie kann die Mainlinie entlang einbrechen. Sie kann von Finnland aus Schweden aus dem amerikanisch-englischen System herausbrechen. Sie kann von Belgrad aus in die norditalienische Ebene oder an die griechischen Häfen marschieren.

Angriffe alliierter Flieger würden nach vollzogener Besetzung dann nicht so sehr die Rote Armee treffen als Menschen und Städte ihnen verbundener Nationen.

Es steht außer Zweifel, daß die gesamte Kriegsindustrie der von der SU beherrschten Gebiete dem Ausbau und der Dezentralisierung aller Kriegsreserven gewidmet ist.

Zu b): Die soziale Krise des technischen Zeitalters hat über die Sozialdemokratie zum kriegerischen Kommunismus geführt. Sein Sieg in Rußland bedeutet für viele Länder die Stärkung explosiver Kräfte. Der jetzige Weltkrieg sieht den Sowjet-Staat mächtiger als je zuvor, die schweren sozialen Folgen auf dem ganzen Kontinent Europa ermöglichen weitere Aktivität. Diese wird nur durch die USA-GrBr-Besetzung noch gebannt. Ohne sie reichte die kommunistische Diktatur längst bis zum Kanal und den Pyrenäen – wenn nicht bis Gibraltar und Palermo –, und zwar schon auf Grund der inneren Spannungsentladungen, ohne die Rote Armee voll in Kraft treten zu lassen.

Im diplomatischen Verkehr nennt sich die SU demokratisch, freiheitsliebend, fortschrittlich, humanitär. Sie nimmt dem Gegner damit auf diesem Gebiet viele Waffen. Sie gebraucht diese Prägungen aber auch in der breiteren Agitation, als Mittel, die spätere Diktatur leichter zu erreichen. Jede kommunistische oder mit ihr vereinigte Partei in jedem Lande aber ist der Verbündete des Welt-Sowjet-Systems, schwächt damit das amerikanisch-englische System und seine Freundschaften.

Zu c): Jede Besatzung ist lästig. Es liegt dabei in der Natur der Sache, daß Unzufriedene allgemein nach außen schauen. Obgleich diese Länder angesichts des Bündnisses der USA mit der SU nicht voll über die Zustände in den von dieser beherrschten Gebieten aufgeklärt werden können, ist diese gefühlsmäßige Haltung nicht entscheidend und fällt somit bei der Gesamtbeurteilung – trotz verschiedener drückendster Maßnahmen – jetzt nicht ins Gewicht. Diese Lage trägt aber auch nicht zur Überwindung der Kriegsleidenschaften und inneren Bereitschaft bei, solange diskriminierende Gesetze durchgeführt werden.

Zu d): Der Antikolonialkongreß 1927 in Brüssel hätte alle Völker Europas und Amerikas besonders aufmerksam machen müssen. Die »Befreiung aller Völker vom kolonialen Imperialismus« ist ein weltpolitisches Programm, das

im Augenblick für USA–England wohl keine Gefahr bedeutet, bei weiterer Stärkung, Konsolidierung und dann außenpolitischer Aktivierung der SU seine Wirkung den andern Kräften aber hinzuzufügen vermag, besonders in Indien, aber auch in Arabien, Ägypten, Nordafrika. Aufstände in diesen Gebieten inmitten später möglicher militärischer Auseinandersetzungen könnten teilweise von größter Fernwirkung sein.

Alles in allem verfügt also die SU über einen geschlossenen Kontinentalblock von rund 300 Millionen Menschen, sämtliche notwendigen Rohstoffe, über die innere Operationslinie nach allen Himmelsrichtungen und über Hilfskräfte, wenn nicht in USA–England selbst, so doch in fast allen von ihnen besetzten Gebieten oder den ihnen angeschlossenen Staaten und zugeneigten Völkern.

Über den Willen zur Expansion des Sowjet-Systems über den ganzen Erdball kann kein Zweifel bestehen. Das war 1919 so, das war 1939 das Ziel bei gewandelten Mitteln, das ist 1946 nicht anders, wobei auch jetzt die Taktik sich den neuen Gegebenheiten anpaßt – allein die Tatsache der gemeinsamen Anklagen kommen der SU moralisch und politisch ungeheuer zugute. Die Methoden werden wechseln: sie werden neben den diplomatischen, propagandistischen, organisatorischen Mitteln die militärischen Maßnahmen vorbereiten.

Das Tempo dieser allgemeinen Angriffshandlungen und die Schwerpunkte ihres Einsatzes kann nur ein Wille im Kreml zu Moskau bestimmen. Für ein schnelles Tempo sprechen folgende Gesichtspunkte:

a) Das Alter Stalins. Er ist zwar schon oft krank gesagt worden, aber eine Verlegung der militärischen Aktion auf einen langen Zeitraum könnte selbst die Rote Armee demoralisieren. Eine Demobilisierung aber würde bei diesen Räumen und Verkehrsverhältnissen bei späterer Rückeinberufung eine große Schwächung der heutigen Stellung bedeuten. Eine ungefestigte Stellung aber kann Stalin in Erkenntnis, daß eine Diktatur stets eine persönliche ist, nicht wollen. Und da er heute allein entscheidend ist – ohne volle Sicherheit der Kontinuität dieser Autorität – so spricht aus diesem Grunde vieles für den Versuch einer schnellen Fortführung der militärisch gestützten Welt-Revolution.

b) Die allgemeine Ermüdung der besiegten Völker verlockt, diese Zeit vor einer eventuellen Konsolidierung auszunützen. Ihre heute noch vielfach zerstörte Wirtschaft erschwert USA–England die Errichtung naher großer Versorgungsbasen.

c) Die Psyche der Amerikaner: Friede und Nach-Hause-Fahren. In den besetzten Gebieten herrschen Hunger und Flüchtlingsnot von vielen Millionen. Vernichtete Städte locken nicht zu dauerndem Aufenthalt. Die Sowjetsoldaten aber haben noch nie so gut gelebt wie jetzt in Mitteleuropa oder in den baltischen Ländern. Ich kenne die Verwahrlosung der Häuser in der SU und die Ärmlichkeit der Kleidung aus den Jahren 1941–44. Was sie ihren Familien schicken, haben diese oft noch nie in ihrem Leben gesehen.

d) Die SU ist heute der Schirmherr aller Slawen. So sehr diese auch schon unter ihrer Diktatur leiden, so hat die Sowjet-Diplomatie durch Hinweise auf andere die Slawen bedrohende Gewalten heute wohl noch Möglichkeiten, als Schutz dieser Slawen und Erfüller aller, auch der ausschweifendsten Wünsche zu erscheinen. In einigen Jahren könnte auch hier eine starke Änderung Platz greifen.

Gegen einen schnellen Beginn eines Sowjet-Angriffs sprechen die Luft-Überlegenheit und die Atom-Bombe der Alliierten, obgleich in diesen 1½ Jahren sicher in der SU eine große Luftflottenstärkung durchgeführt worden ist und das Geheimnis der Atombombe zum größten Teil schon enthüllt sein dürfte.

Gegen einen Angriff könnte noch die mangelhafte Konsolidierung in den Balkanstaaten, in Polen, in der Tschecho-Slowakei, im Osten Deutschlands sprechen. Aber diese »Konsolidierung« ist ja das Fragliche, je länger die Sowjets in diesen Ländern hausen.

Das amerikanisch-britische System hat der SU auf vielen Gebieten Ungeheures entgegenzusetzen:

a) militärisch
b) nationalpolitisch
c) sozialpolitisch.

a) Entscheidend ist hierbei, ob die Alliierten einen Angriff abwarten, der ja an beliebiger Stelle des Erdballs mit zweifellos größtem Erfolge einsetzen kann, oder ob sie in voller Kenntnis von Kriegsabsichten der SU präventiv vorgehen. Im ersten Falle kann das den Verlust Irans, Iraks, Syriens, der Türkei oder aber Deutschlands, der Niederlande, Belgiens usw. bedeuten, die zurückerobert werden müßten. Im andern Falle können durch die Luft die großen Industrie- und Versorgungszentren wie Leningrad, Baku usw. zerstört, durch Invasion über Estland oder Lettland eine Durchschneidung der rückwärtigen Verbindungen der Roten Armee im Westen erzielt werden.

b) Ganz allgemein fände eine alliierte Parole »Freiheit der Völker von der Sowjet-Tyrannei« stärksten Widerhall – wo sie gehört werden könnte. Zur Auslösung aber käme sie nur beim Besetzen des Territoriums der Sowjet-Union selbst. Hierin läge dann für die Alliierten das gleiche Problem vor wie für Deutschland 1941, das Problem nämlich: erneut eine irgendwie geartete Moskauer Zentrale mit militärischer und politischer Befehlsgewalt zu errichten (wie es anscheinend dem bisherigen geschichtlichen Prozeß entsprechen würde), oder aber die Tatsache einer Viel-Völkerschaft und damit ihr nationales Selbstbestimmungsrecht anzuerkennen. Die Lösung kann nur im zweiten Sinne gesucht werden, wobei dem russischen Volk keinerlei Unrecht zu geschehen braucht, da es in seinem ganzen Siedlungsraum von Smolensk bis Wladiwostok erhalten bleiben könnte, dafür aber andere Völker nicht die Diktatur dieses

russischen Volkes über sich zu erdulden hätten. Eine praktische Zusammenarbeit aller könnte sich für die Zukunft aus gemeinsamen, allein schon räumlich begründeten wirtschaftlichen Interessen ergeben, ohne jedoch eine Hörigkeit gegenüber einem irgendwie gearteten Moskauer Imperialismus zu verursachen.

Die Behandlung der damit auftretenden zahlreichen Probleme setzt Kenntnis der Völker, des Raumes, der gesamtpolitischen Entwicklungen voraus, will man große Fehlschläge vermeiden, die sonst bei oberflächlich wirkenden Methoden unweigerlich eintreten werden.

Ich muß hier eine persönliche Bemerkung anschließen:

Ich kenne die baltischen Probleme von Jugend auf. In Riga habe ich als Student mit Angehörigen vieler Völker des ehemaligen Rußland verkehrt. Ich hatte Verwandte in Petersburg, in Moskau, im Kaukasus, war mehrfach in der russischen Hauptstadt, besuchte Baku, die Krim, studierte über zwei Jahre in Moskau (1915–1917), verfolgte die ganze russische Revolution bis Anfang 1918 und dann, so gut es ging, die spätere Entwicklung.

Als Ost-Minister lernte ich die neuen Probleme und die soziale Umwandlung genau kennen. Dienstreisen brachten mich in viele größere Städte zwischen Reval und Sewastopol. Aus den Berichten der Verwaltungsführer und landwirtschaftlichen Leiter ergaben sich die einzelnen Wünsche der Bevölkerung. Dem Ost-Ministerium angegliedert waren Vertretungen aller Völker Ost-Europas, nur wenige Emigranten darunter, sonst alles Männer, die 20 Jahre unter dem Sowjetsystem gearbeitet hatten. Da ich fließend russisch spreche, war es mir leichter, mir eine genauere Vorstellung von den Spannungen innerhalb der SU zu machen, aber auch von der Psyche der sehr unterschiedlichen Ostvölker.

Für die innere Gewinnung aller dieser Völker durch verständige Gesetze habe ich gewirkt, so lange ich konnte. Ich bin gegen die andern Auffassungen im Führer-Hauptquartier unterlegen (siehe mein Abschiedsgesuch an den Führer vom 12. 10. 1944). Da die Problematik bei einer künftigen Auseinandersetzung die gleiche ist, die eingehende Kenntnis der Probleme aber bei den Westmächten nicht vorliegen kann, gewisse Emigranten allein aber meist nur subjektive, überlebte Ansichten äußern (die Russen zudem stets auf eine Moskauer Diktatur hinauswollen), so erscheint es im Interesse der Blutersparnis für die Alliierten, aber auch im Interesse einer guten Einfügung der Völker Osteuropas und Sibiriens in eine neue, nichtkommunistische Ordnung, unzweckmäßig, sowohl die militärischen Erfahrungen der deutschen Generäle als die erworbenen politischen Erfahrungen zu ignorieren.

Worin bestehen die Traditionen der Ukrainer? Wie ist ihre Vergangenheit in eine neue Verwaltung einzufügen? Wie sind ihre Kultur, ihre Schriftsprache zu behandeln? Wie liegen die Probleme bei den verschiedenen Konfessionen im Westen und Osten des Gebiets? Worin besteht Einheit und Mannigfaltigkeit der Kaukasier? Wie ist der Zwist z. B. zwischen Armenien und Geor-

gien zu überwinden? Welche psychologischen Unterschiede zwischen Don- und Kubankosaken sind zu beachten? Wie kann eine turkestanische Einheit über die verschiedenen Stämme gesichert werden? – Diese und viele andere Fragen ergeben verschiedene Lösungen, wohlüberlegte Gesetze für die Zukunft. Nur unter diesen Voraussetzungen kann eine freiheitliche Ordnung sichere Verwurzelung und organisch gegliederte Gestaltung verbürgen, eine Selbstverwaltung und natürliches Gleichgewicht garantieren.

c) Sozialpolitisch würde die Proklamation des Privateigentums vor allem bei der bäuerlichen Bevölkerung stärkste Zustimmung erfahren. Seine plötzliche Einführung jedoch könnte zu chaotischen Zuständen führen. Erstens fehlen die technischen Voraussetzungen dazu, dann könnte auch ein nicht beaufsichtigter Kampf um das nicht eindeutig festzustellende Eigentum zu schweren Konflikten führen.

Im Sinne einer Gesundung der schwer betroffenen Völker, namentlich im Interesse auch der deutschen Nation, wäre nur zu wünschen, daß die bestehenden Konflikte sich friedlich regeln lassen. Als Deutscher kann ich nur hoffen, daß der Kreml in voller Wertung auch seines Risikos, auf die Dauer gesehen, entgegen der weltkommunistischen Doktrin, sich mit dem Erreichten begnügt und daß Deutschland in einer zunächst wirtschaftlichen Einheit seine Existenz zu sichern vermag.

Diese Hoffnung aber erfordert trotz allem die allseitige Vorbereitung auf Aktionen, die sie zunichte machen könnten.

IX

Adolf Hitler

Der Name Nationalsozialismus stammt aus dem Sudetenland, die politische Idee der Neugeburt des Volkstums in einer, die Schäden der Demokratie überwindenden Lebens- und Staatsform hat Adolf Hitler geprägt, gestaltet, erkämpft, zur Höhe des Reiches geführt. Nie war die deutsche Seele einiger mit sich selbst als im Jahre 1933. Nie erschien der großdeutsche Traum der Verwirklichung näher als 1938. Nie noch wurde das Reich zerstückelt wie 1945. Das alles umschließt e i n Name, wird aber auch vom Träger dieses Namens vor dem Gericht der deutschen Nation zu verantworten sein.

Jedes Urteil über diese dramatisch große und heute so furchtbare Epoche ist verfrüht. Die Geschichte aber hat mit dem 8. Mai 1945 nicht aufgehört, die Probleme, die unseren Kampf bestimmten, stehen heute in noch viel größerem Umfange vor der Welt. In der Zeit, da Adolf Hitler tot ist, sein Werk, umtobt vom Haß der Welt, in entsetzliche Dinge verstrickt vor uns steht und die Idee gestorben scheint, da stehen sich wieder zwei Welten gegenüber, ungelöst die Gegnerschaft, deren Dimensionen über den europäischen Kontinent hinaus sich auf den ganzen Erdball erstrecken.

Was Hitler tat, was er befahl, womit er die ehrenhaftesten Männer belastete, womit er den deutschen Namen, das Ideal der von ihm einst selbst geschaffenen Bewegung so tief beugte, das alles ist so ungeheuer im Format, daß gewöhnliche Prädikate zur Kennzeichnung dieses Prozesses versagen. Auch mir steht es nicht zu, mir ein geschichtliches Urteil anzumaßen. Ich will nur einiges von dem niederlegen, was ich in den vielen Jahren über ihn dachte, und einige Einzelheiten erwähnen, die mir als charakteristisch in Erinnerung geblieben sind.

Seit 1920 besuchte ich die meisten Versammlungen Hitlers. Ich erlebte von den ersten Tagen seines Auftretens an eine feste geistige Grundlage, zugleich ein ständiges Reiferwerden bei der Behandlung der zahlreichen Probleme, über die er in München im großen Zirkusgebäude auf dem Marsfeld sprach, oder bei den »Sprechabenden« in einem Saal des »Café Neumeier«. Jeder Aufmerksame konnte feststellen, daß Hitler fortlaufend die politische Literatur der Zeit verfolgte, alles, was mit Versailles zusammenhing, dem Ausbruch des Weltkrieges, mit den Fragen der Rüstung aller Staaten. Merkwürdigerweise beschäftigte er sich nie eingehender mit den marxistischen Theo-

rien, wohl aber kam er immer wieder auf die wenigen entscheidenden Kerngedanken zurück, deren verhängnisvolle Auswirkung er an Hand der politischen Ereignisse schilderte. Im Kampf gegen diese Welt hat er sich zwar aller Mittel der Leidenschaft, der Propaganda, der Ironie bedient, ließ sich aber in seiner Werbung unter der Arbeiterschaft nicht auf Abwege leiten.

Als Sozialdemokratie und Kommunismus nach neuen Parolen Ausschau hielten, verfielen sie auf den Vorschlag der »Fürsten-Enteignung«. Zwar hatten die Länder meist schon ein Abkommen mit den abgedankten Fürstenhäusern getroffen, aber in der innen- und außenpolitischen Bedrängtheit suchte der Marxismus nach neuen Losungen, um seine »soziale Gesinnung« zu offenbaren. Im Gegensatz zu Leuten wie Hermann Esser ließ sich Hitler nicht einen Augenblick zu solcher Demagogie verleiten. Er erklärte, wenn man das Privateigentum als eine Grundlage des kulturell-volklichen Lebens anerkenne, dann dürfe man davon aus Grundsatz nicht abweichen, gleich wie und wer im einzelnen oder in ihrer Gesamtheit die Landesfürsten auch gewesen sein mochten. Die NSDAP verfocht dann energisch diesen Standpunkt, natürlich auch mit dem Hinweis, daß der Marxismus merkwürdigerweise die Millionen der »Kriegsverdiener und Börsenbanditen« unangefochten lassen wolle. Der Volksentscheid lehnte die marxistische Parole ab.

Grundsatz und Taktik

Als Hitler später gegen Hindenburg für den Posten des Reichspräsidenten kandidierte, ordnete er eindringlich an, die Persönlichkeit Hindenburgs dürfe nicht angegriffen werden. Mit seiner Gestalt sei so Vieles an großer deutscher Geschichte verbunden, führte Hitler aus, daß wir diese Vorstellung nicht zerstören dürften. Die Wahlpropaganda solle nur mit der Erklärung geführt werden, daß die Zeit einen Mann der jüngeren Generation fordere, der mitten im Kampf stehe und sich seine Anhängerschaft durch politische Arbeit gewonnen habe. Auch in diesem Fall, der ihn persönlich betraf, hielt Hitler an einem Grundsatz fest gegenüber allen taktischen Verlockungen.

Diese auch in vielen anderen Fällen bewährte Haltung war es, die mir immer von neuem Achtung vor Hitler einflößte, wenn ich auch andere Erscheinungen an ihm innerlich ablehnte oder doch als fremd empfand, vor allem, weil er die gleiche Festigkeit auch auf außenpolitischem Gebiet zeigte.

Hitler hatte durchaus die nüchterne Erkenntnis, daß ein verlorener Weltkrieg seine harten Konsequenzen haben müsse. Die Forderung nach den »alten Grenzen von 1914« lehnte er entschieden ab, weil in einer veränderten Welt auch die nationalen Bestrebungen neue Wege suchen müßten. Gegenüber der Ablehnung aller Revisionen durch die Gegner erklärte er, deutsche For-

derungen könne nur eine Regierung einer starken Einheit erheben, dem Novemberstaat aber sei es unmöglich, eine solche zu erringen.

Im Grundsatz sei aber dann von der nüchternen Frage auszugehen, wer aus eignem Interesse eine Vernichtung der europäischen Mitte nicht wünschen könne. Seine Antwort: Italien und England. Wenn das aber richtig sei, folgerte er, dann müßten wir auf Dinge verzichten, die in diesen Ländern dem Willen zu einer Verständigung oder zu einem festen Zusammengehen mit Deutschland entgegenstünden. Das bedeutete also nach der einen Seite Verzicht auf Südtirol, auf der andern Zurückdrängen der Kolonialpropaganda, offener Verzicht auf Kolonialpolitik, mit der Betonung, daß man die Rückgabe einiger oder auch nur einer Kolonie nur in freundschaftlicher Abmachung mit England erstreben wolle.

Hitler hatte auch den Mut, diese Einsichten, diesmal nach der bürgerlich-nationalen Richtung hin, offen auszusprechen. Er schrieb sogar seine erste Broschüre über das Südtiroler Problem als Verteidigung gegenüber dem Vorwurf des Verrats. Darauf verzichtet und verraten hätten Südtirol – und nicht nur dieses Land – jene, welche die Novemberrevolte inszeniert und die Diktate von Versailles und St. Germain unterzeichnet hätten. Bei aller Liebe zu den Tirolern seien ihre Interessen denen der 70 Millionen anderer Deutscher unterzuordnen. Im übrigen seien seine Gegner ja gar nicht von der Liebe zu den Südtirolern durchdrungen, sondern nur vom Haß gegen das faschistische Italien beherrscht.

Hitler ist also bei all' seiner Leidenschaft durchaus nicht den Weg der geringsten Widerstände gegangen, sondern hat – nach allen Seiten hin – zur Einhaltung der für richtig angesehenen Grundsätze schwere Belastungen seines Wirkens auf sich genommen.

Macht des Gefühls

Auf der andern Seite aber trat ihm sein anderes Ich nur zu bemerkbar entgegen. Es durchkreuzte oft das beste Wollen und die richtigsten Erkenntnisse, wenn Dinge des rein Persönlichen, des unmittelbaren Gefühls, hereinspielten.

Als ich 1923 mit meiner späteren Frau über Hitler sprach und seine männliche Kraft betonte, fügte ich etwas hinzu, woran sie mich später noch oft erinnert hat: Das einzige, was mich stutzig mache, sei seine fliehende Stirn, die Hitler etwas Unstetes gebe. Neben der harten, sicheren Erkenntnis und einer wahrhaft großen Beharrlichkeit trat bei Hitler das Plötzliche, vulkanisch Ausbrechende, Unstete hervor und störte seine Aufbauarbeit durch ihn selbst, wie ich dies in der Geschichte unseres Kampfes oft beobachten mußte.

Da Hitler die damit zusammenhängenden Krisen aber auch immer wieder mit verdoppelter Energie meisterte, so zweifelte ich schließlich an meiner An-

sicht und mußte mir sagen, daß e r der Weisere sei, wenn er die vorhandenen Kräfte sich eben auswirken lasse. Heute glaube ich allerdings, daß diese Seite seines weitgespannten Charakters die Herrschaft der Goebbels, Himmler, Bormann überhaupt möglich gemacht hat – mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben haben.

Ich bin meinem Temperament nach Anhänger der vorbeugenden Methode gewesen, aber ich mußte gerechterweise zugeben, daß gewichtige Gründe dafür sprachen, zum mindesten bis zur Machtübernahme, auch gänzlich Unliebsame i n der Partei zu binden, anstatt sich durch ihren Ausschluß eine neue, und zwar »nationalsozialistische« Opposition zu schaffen. Das Beispiel des Otto Strasser war warnend genug und bestimmte den Taktiker Adolf Hitler in der Menschenbehandlung in steigendem Maße.

War es anfänglich die verständliche Vorsicht, war es die Einsicht, daß man vorhandene, auch unglücklich wirkende Kräfte auf die Dauer doch nicht ganz stillegen konnte, so hat in späteren Jahren bei Hitler sicher der Wille mitgespielt, gegnerische Gruppen ruhig bestehen zu lassen, um stets Schiedsrichter und bestimmender Führer bleiben zu können.

Ich selbst glaubte das schon früher einmal erlebt zu haben: 1924. Ich sagte schon, daß ausgerechnet ich nach dem Fehlschlag vom November 1923 die Zerstreuten wieder zu sammeln beauftragt war. Obwohl Hitler meinen Maßnahmen später zustimmte, empfing er die größten Schreier wie Esser und Streicher, die über »Verrat am Hitlergeist« schwatzten und für eine nüchterne Abschätzung der Lage aufgrund ihrer pathologischen Veranlagung nicht zu gewinnen waren.

Ich schrieb deshalb Hitler nach Landsberg, ich könne das aus Ehrgefühl nicht hinnehmen und bäte, den Auftrag zurückgeben zu dürfen. Damals hatte ich das sehr bestimmte Gefühl auch meinem seinerzeitigen Mitarbeiter Karl Friedrich Weiss gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß Hitler den völkischen Zwist gar nicht ungern sah. Er fühlte sich als der eigentliche Führer des gesamtvölkischen Erwachens und dachte sich seine spätere Wirksamkeit wohl leichter, wenn er nicht auf eine neue, festgegründete Führung, sondern auf gespaltene Gruppen stoßen werde.

Im ersteren Falle hätte er vielleicht selbst einen Kampf um seine alte Geltung führen müssen, im zweiten erschien er als einigender Retter der verzankten Scharen. Diese meine Gefühle schienen mir gleichzeitig blasphemisch, aber im tiefsten Unterbewußtsein doch als richtig. Jedenfalls wollte ich nicht weiter das Objekt dieses Spiels sein und trat deshalb zurück. Ich blieb auch aus diesem Grunde der theatralischen Versöhnungsfeier des 24. Februar 1925 fern.

Zu diesen Äußerungen seines Charakters auf politischem Gebiet kam dann noch die künstlerische Seite, in der mit das Entscheidende für eine Erkenntnis seiner Persönlichkeit liegt. Als er mich 1925 bat, die Leitung des »VB« zu übernehmen, sprach er auch über die politischen Bemühungen Ludendorffs in dem vergangenen Jahre. Er erklärte, Ludendorff müsse als Politiker versagen, da er unmusikalisch sei. Er dagegen, als musikalisch empfindender Mann, verstehe die Menschen tiefer und werde sie auch politisch führen können. Diese Worte habe ich nie vergessen; ich habe oft an sie gedacht und wurde 1945 noch einmal in furchtbaren Stunden an sie erinnert.

Hitler wollte also ausdrücken, daß nur der »musikalische Mensch« die Schwingungen einer Volksseele ganz mitzuempfinden vermöge, deshalb allein die richtigen Worte zu ihrer Beeinflussung fände und – so schloß er wohl, und dieser Schluß war verhängnisvoll –, allein die richtigen Taten in einer politischen Führung vollbringen könne. Der politisch nüchtern und oft klug abwägenden Vernunft stand die plötzlich hervorbrechende Leidenschaftlichkeit entgegen; der tiefen Erfassung ernster Architektur der »musikalische«, unberechenbare, gefühlvolle Augenblick. Im staatsbürgerlichen Leben die betonte Disziplin und – der Bohèmien ohne Bindung an Familie, Hof, Konvention oder wie man die stilbildende Formung durch Sitte und Tradition auch nennen mag.

Das alles hat, so glaube ich, nichts mit kleinlicher Kritik, nichts mit Moralisieren zu tun, sondern ist nur ein Versuch, Äußerungen einer Persönlichkeit zu schildern, deren Erfolg nicht nur aus ihren Stärken stammte, sondern auch aus einer Quelle, welche zugleich viele negative Kräfte ihres Wesens an die Oberfläche führte.

Das entscheidende Mittel der Beeinflussung des Menschen wurde für Hitler die Rede, Er erzählt in seinem »Mein Kampf«, welche Erleichterung er gefühlt habe, als er feststellte, daß er frei vor einer Menge sprechen könne. Rein sachlich gesehen, besteht auch kein Zweifel darüber, daß das gesprochene Wort die Menschen tiefer zu bewegen, jedenfalls leichter auch zu Handlungen zu führen vermag, als das geschriebene. Zweifellos ist die doch manches Hypnotisierende mit sich tragende Rede aber nicht von so anhaltender Wirkung wie ein in jeder Stimmung zu prüfendes Buch, deshalb durften die Versammlungen auch nie aufhören. Deshalb ist aber auch diese Methode der Willensbildung von Hitler in wahrhaft genialer Weise ausgestaltet worden, zusammen mit allen Mitteln, welche Phantasie und Einbildungskraft der Menschen zu beeinflussen geeignet waren.

Symbole

Hierher gehörte vor allem die neue Fahne. Jeder Gedanke, jedes Erlebnis, jedes Opfer, jeder Erfolg rankten sich um dieses Symbol: Es war gegenwärtig bei den ersten großen Versammlungen, lag im Blute der Toten an der Feldherrnhalle, senkte sich am Grabe unserer ermordeten Kameraden und wehte später an der Spitze marschierender Kolonnen, bis diese Fahne – ein immer wieder verkündetes Fernziel – am 30. Januar 1933 im Triumph durch das Brandenburger Tor getragen wurde. In dieser Fahne kehrten die alten Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot wieder, verbunden mit einem germanischen, ja allgemein arischen Zeichen.

Ich war mit Hitler beim Hersteller der ersten Standarten, die er selbst entworfen hatte. In geradezu jungenhafter Weise freute er sich über diese Arbeit. Und zum erstenmal erlebten wir eine Fahnenübergabe auf dem sonst noch sehr bescheidenen Münchener Parteitag Ende Januar 1923: Mitten im Winter fand der Aufmarsch auf dem Marsfeld statt. Die erste Begrüßungsrede hielt Oberst von Xylander im Namen verwandter Verbände, dann nahm Hitler den Vorbeimarsch ab, fuhr in die Stadt hinein, um sich den Marsch durch München noch zweimal an verschiedenen Straßenecken anzusehen. So wirkte seine Schöpfung stärkend auf ihn selbst zurück.

Zu dieser Beeinflussung der Menschen verwandte Hitler stets die gleichen roten Plakate, die nicht nur das Thema der Versammlung ankündigten, sondern durch eine bestimmte Textgestaltung schon von vornherein die Wißbegier erwecken mußten. Nach 1924 kam die Uniform der sich herausbildenden Gliederungen hinzu, bis sich ein farbenreiches Ritual auf den Parteitagen in Nürnberg entwickelte, das, jährlich in gleicher Weise vorgeführt, gerade in dieser Wiederholung einprägsame Überlieferung zu werden begann. In dieser Art ist immer volkliches Brauchtum entstanden. Mit den Aufmärschen verbunden waren die anderen Formen: die Kulturtagungen, der Kongreß, die Sondertagungen.

In diesen Jahren sind viele zu Rednern geworden, die wohl kaum früher daran gedacht hatten, und oft zu recht guten Rednern. Eine einstmalige Scheu, eine doch verkrampfte Konvention sind tausendfach durchbrochen worden, die äußerliche Wohlerzogenheit machte in Versammlungen der Freude und Zustimmung Platz, und Natürlichkeit trat an die Stelle formeller Bindung.

Grenzen der Rhetorik

Aber bedenklich war Hitlers Formulierung, nur die großen Redner und nicht die großen Schreiber hätten Geschichte gemacht. Das eine ist ebenso unrichtig wie das andere. Große Männer haben unter verschiedensten Umstän-

den die Geschicke der Nationen beeinflußt, als amtierende Staatsmänner und Feldherrn, als revolutionierende Soldaten (Cromwell, Napoleon) und als redegewaltige Tribunen. Die Schrift war für Hutten das Mittel seines Wirkens. Luthers Thesen und seine Schriften waren es, welche die größte Revolution des deutschen Volkes einleiteten und fortführten: Die Mittel der großen Wirkung sind also verschieden gewesen; die Gegenüberstellung Redner – Schreiber ist deshalb im Wesen falsch, jedoch subjektiv verständlich, da unter den Umständen nach 1918 die Rede vor dem Volk die allein anwendbare Methode war und sich Putschversuche als unzweckmäßig, ja als unsinnig erwiesen.

Schließlich ist mir noch eine – ebenso einseitige – Anschauung Schopenhauers im Gedächtnis geblieben: Taten vergehen, Werke bleiben bestehen. Die Kämpfe der Griechen in Kleinasien wären nur zu kleinen Liedern über viele Scharmützel verdichtet worden, erst Homer habe sie zu einem ewigen, europäischen Gleichnis erhoben und der Welt unvergängliche Gestalten geschenkt, deren Darstellung mehr Menschen innerlich bereichert hat als viele Reden noch so großer Tribunen.

Doch das führt schon in das Gebiet der großen Kunst. Diese aber ist am Ende doch geschrieben niedergelegt, und Taten der Politik und des Krieges werden bildende Kraft durch die Darstellungskunst des Dichters oder Historikers – von Homer, Herodot, Plutarch bis Goethe und Ranke.

Aber Hitlers Ansicht war nach Lage der Dinge verständlich, seine Behauptung auch ein Mittel, das Bewußtsein der Notwendigkeit der Redner zu stärken.

So haben denn diese Redner einen entscheidenden Beitrag für die Kraftentfaltung der jungen Bewegung geliefert, wobei jedoch ein schlechter Redner, wie Mutschmann, einen der bestorganisierten Gaue leitete und ein angeblich so ausgezeichneter Redner, wie Goebbels, einen schlecht funktionierenden Gau führte.

Ich betone diese ganze Frage, weil sie auch auf das »musische« Gebiet hinüberführt. Denn notwendigerweise bedeuteten das Rednerische, der Fahnenaufmarsch, die Begrüßungsformen etwas Theatralisches, ohne daß dieser Begriff zunächst eine anrüchige Bedeutung zu haben brauchte. Aber die Gefahr einer das Auge blendenden und die Phantasie gegenüber der abwägenden Vernunft besonders fördernden Entwicklung war zweifellos gegeben. Sie war besonders dann gegeben, wenn sich der Führer selbst nicht nur in Stunden eines verständlichen Überschwangs dem Gepränge eines großen Volksaufbruchs hingab, sondern auch in Stunden, die notwendig von einer nüchtern abwägenden Selbstbeherrschung hätten bestimmt sein müssen.

Gerechterweise ist es zu verstehen, wenn alle Mächte des Gemüts, des Glaubens, des Willens gepflegt wurden, denn es gehörte ein dauernder innerer Antrieb dazu, ohne Namen, ohne Geld, aus dem Nichts im Frontalkampf gegen alle Parteien eine Volksbewegung hervorrufen und gestalten zu wollen,

die einst das ganze Deutschland sein sollte. Nur einer, der großen Erscheinungen im Völkerschicksal verständnislos gegenübersteht, vermag diese Mächte zu leugnen oder gar als verfehlt abzutun.

Hitler oder Moltke?

Eine Persönlichkeit wie Moltke aber wäre ab 1919 nicht unter das gärende Volk getreten, um in unermüdlicher Arbeit, kreuz und quer durch das Reich ziehend, ihre Gedanken in beschwörender Rede sammelnd, die Seele der Nation zu gewinnen.

Wir alle mußten uns von den gewohnten Vorstellungen des früheren geistigen und politischen Ringens freimachen; wohl nur den gewonnenen, ehemals kommunistischen Arbeitern sind diese Formen der Auseinandersetzung nicht neu gewesen. Ich selbst nehme mich hierin in keiner Weise aus.

Auf Versailles, auf den Ruhreinbruch, auf die Deutschenverfolgung in Polen wurde ebenso leidenschaftlich in Wort und Schrift erwidert wie innenpolitisch ein System bekämpft, dessen Führer den Nationalismus als größte Häresie bezeichneten oder auf Parteitagen erklärten, kein Vaterland zu kennen, das Deutschland hieße. Die durchaus richtige Einsicht in diese Lage, verbunden mit diesem Rausch des Glaubens, sind das Geheimnis des Erfolges gewesen. Dazu brauchte ein neues Schicksal keinen Moltke, sondern eine Gestalt wie Hitler, wenigstens bis zum 30. Januar 1933. Mit diesem Tage beginnt für den bisherigen Tribun die Erprobung als Staatsmann.

Hitler hat mit unerbittlicher Zähigkeit eine Rolle als Vize-Kanzler abgelehnt. Er hatte sich schon lange im demokratischen Spiel der Kräfte das Recht auf die Führung der Regierung erkämpft. Daß ihm diese von der »Präsidial«-vertretung abgeschlagen, ja daß mit intriganten Spaltungsversuchen sein Werk trotz der erkannten kommunistischen Gefahr zerschlagen werden sollte, hatte seine Achtung vor dem bürgerlichen Nationalismus nicht erhöht. Auch hier blieb er trotz aller Krisen hart und setzte schließlich durch, was er, und mit ihm Millionen, für notwendig hielten.

Kraft der Konzentration

Hitler kämpfte dabei im Innern mit sich selbst einen schweren Kampf. Nachdem er kurze Zeit Kanzler gewesen war, sagte er mir mit fühlbarem Stolz: die ganze Woche über habe er alle Akten aufgearbeitet, stets sei sein Schreibtisch am Abend leer gewesen. Ich mußte im stillen lachen, denn alles, nur nicht das, paßte zu seinem Stil. Er gab denn auch diesen Anlauf zur bürokratischen Systematik bald auf. Einerseits lebten sich Lammers, Meissner usw.

in kurzer Zeit in seine Wünsche ein, zum andern warf er sich dann jeweils mit ganzer Energie auf ein Problem. War er damit beschäftigt, dann hörte er auf kein Bitten noch Lamentieren anderer Stellen, bis er glaubte, sich die notwendigen Einsichten erarbeitet zu haben.

In der Münchener Kampfzeit bestellte er sich z. B. alle nur erreichbare Literatur über das Flottenwesen aller Staaten. Diese studierte er dann wochenlang bis 4 Uhr morgens. Das war die Grundlage, die ihm ein späteres Urteil derart ermöglichte, daß unsere Admirale, die mit großer Skepsis zum Vortrage gekommen waren, kopfschüttelnd über diese intensive Sachkenntnis das Zimmer des neuen Kanzlers verließen. Noch jetzt hier im Nürnberger Prozeß hat Raeder ausdrücklich zugegeben, er habe sich oft als Belehrter und nicht als Belehrender gefühlt. Das gleiche erklärte Dönitz.

Oder aber Hitler bestellte sich 50 bis 100 Jahrgänge alter deutscher Zeitschriften, um die Form der Theater- und Musikkritiken zu verfolgen. Er war empört über die Bösartigkeit der neuzeitlichen Journalistik, die Künstlern, die ihr Bestes gaben, nur mit ätzendem Witz oder anmaßendem Besserwissen gegenüberstanden. Er hat oft darüber gesprochen, wie sauber, anständig und verständnisvoll im großen ganzen doch die Besprechungen vor 1850 gewesen seien. Wie man sich bemüht hätte, zu verstehen, zu helfen, nicht herunterzureißen und zu bewitzeln. Aus diesem Studium Hitlers stammt die spätere Forderung, den Begriff des »Kritikers« möglichst abzuschaffen, nicht immer abfällig zu werden, sondern zunächst stets mit dem Willen des Verstehenwollens an die Werke der darstellenden Kunst und der Musik heranzutreten.

Auf dieser Kraft der Konzentration beruhte Hitlers Wirkung, ihre Begleiterscheinung war die Vernachlässigung einer großen Anzahl anderer Probleme.

Im Grundsätzlichen kann ich sagen, daß die Übereinstimmung unserer Ansichten oft verblüffend war. Als ich einmal für den »VB« einen Aufsatz über die Alkoholfrage geschrieben hatte und gerade den Bürstenabzug las, kam Hitler zu mir in die Redaktion. Er habe da einen Artikel über das Alkoholproblem, ich solle ihn demnächst veröffentlichen. Ich zeigte ihm lachend den meinigen. Dann las jeder des andern Arbeit, und wir fanden, daß wir von verschiedenen Enden zu gleichen Ergebnissen gelangt waren. Als ich sagte, ich würde meinen Aufsatz natürlich ablegen, antwortete Hitler, auf keinen Fall, es sei sehr gut, wenn beide erschienen. So brachte denn der »VB« in der gleichen Nummer die zwei Artikel.

Hitler ließ sich die wichtigsten Reden auf dem Partei-Kongreß vorher zeigen. Als ich ihm eine von mir einmal selbst gab, las er sie gleich durch und sagte mir dann: »Sie stimmt derart mit meiner Rede zusammen, als ob wir uns vorher genau abgesprochen hätten.«

Achtung nicht Freundschaft

Ich darf sein Verhältnis zu mir wohl so kennzeichnen: Er schätzte mich sehr, aber er liebte mich nicht. Das war an sich nicht zu verwundern, denn einer vom Finnischen Meerbusen brachte ein ganz anderes Temperament mit als einer aus Linz an der Donau. Zu verwundern war, im Gegenteil, die erstaunlich gleiche Beurteilung so vieler Probleme im Grundsätzlichen.

Ich habe eben ungewollt auf viele Süddeutsche abkühlend gewirkt, und hinter mancher Harmlosigkeit haben sie nur Ironie vermutet. Hitler fühlte sich menschlich wohler in der Umgebung der Esser, Amann, Goebbels, Hoffmann usw. Er hatte das unangenehme Gefühl, daß ich doch überwiegend beobachtend dabei war. Das war später sicher der Fall, als ich die kleinlichen Methoden um ihn herum erkannte, diese Versuche, Bemerkungen seiner jeweiligen Laune anzupassen. Goebbels kokettierte sogar manchmal mit einem scheinbarenWiderspruch, um dann umsomehr seine überzeugte Zustimmung erklären zu können.

Röhm – ein Verhängnis

Ich nahm selbstverständlich vieles Revolutionsbedingte als unvermeidlich hin, aber brachte bei Besprechungen mit Hitler auch meine Bedenken, Kritiken und auch Beschwerden an, sah ich doch – noch immer nicht einen merkwürdigen Wesenszug von ihm beachtend – gerade in ihm die Instanz, welche diese Dinge hören müßte. Als 1932 die Angriffe auf Röhm so eindeutig und begründet wurden, Hitler selbst seinen Ekel vor der wohl nicht mehr zu leugnenden, nachweisbaren Veranlagung aussprach, benutzte ich die Vorlage meiner für den »Europa-Kongreß« in Rom aufgesetzten Rede dazu, Hitler zu erklären, daß solch ein Mann unmöglich an der Spitze der SA stehen könne. Hitler erinnerte an Röhms frühere Verdienste und fragte mich, ob ich denn jemand kenne, der in der gegebenen Lage die Führung der SA übernehmen könne. War es nun auch aus den genannten Gründen vielleicht noch zu verstehen, daß Hitler vor der Erringung der exekutiven Staatsmacht niemand in die Opposition zwingen wollte, so blieb es mir unverständlich, daß er n a c h der Machtübernahme Röhm nicht nur in seiner, jetzt ungeheuer gestärkten Stellung beließ, sondern sogar Hindenburg veranlaßte, ihn zum Reichsminister zu ernennen. Auch gab er eine Verordnung heraus, wonach der Stabschef der SA automatisch auch Reichsminister sei (wie der Stellvertreter des Führers, Hess).

Damit dämpfte Hitler jegliche Opposition gegen Röhm in der Partei (nur Röver ließ Röhm wissen, falls er den Boden Oldenburgs beträte, würde er ihn durch die Polizei verhaften lassen). Er ließ ihn in herausfordernder Weise

die Revolutionsgröße spielen, samt den Trabanten gleicher Veranlagung, die sich stets zu versammeln pflegen.

Hitler räumte diesen Krebsschaden der 175er auch später nicht aus, sondern unterdrückte die politische Revolution jener, die selbst an die Spitze der Wehrmacht treten wollten. Er hatte in voller Kenntnis der Veranlagung Röhms diesen befördert, und seine spätere Reichstagserklärung gegen die »Sekte« ging am Wesen vorbei, denn diese »Sekte« hatte er an die Spitze seiner SA gelassen, die sich diese Schande nur zähneknirschend gefallen ließ.

Später sagte mir Hitler, wie bereits erwähnt, Röhm hätte mich tief gehaßt, und fügte hinzu, er habe ihn auch nie privat an seinen Mittagstisch geladen. Er schien verletzt, als ich dazu nur schwieg; Hitler verstand, daß mir das zu wenig erschien.

Dieser ganze Fall zeigt ein tiefes psychologisches Problem, eine Haltung, die in ihren letzten Auswirkungen auch in bezug auf andere Persönlichkeiten das Geschick des Deutschen Reiches bestimmt hat. Wollte Hitler durch Röhms Machterweiterung diesen zu illegalen Schritten reizen, um ihn dann aus der Politik auslöschen zu können? War es ein Rückerinnern an eine Dankesschuld gegenüber dem alten Hauptmann Röhm von 1923? War es einfach ein Schlitternlassen angesichts erhobener Forderungen, ein Ausweichen vor den sich aufdrängenden persönlichen Entscheidungen? – Um das im Grunde beurteilen zu können, müßte man die gesamte Entwicklung des Röhm-Komplexes kennen.

Hitlers Reichstagsrede reicht dafür nicht aus, denn sie ist oft rückschauende Konstruktion, damit die Ereignisse so gesehen werden sollten, wie e r sie gesehen haben wollte. Vergleiche ich aber sein Verhalten in ähnlichen Fällen vor und nach der Machtübernahme, so will mir scheinen, daß bei ihm eine verhängnisvolle Scheu vorlag, durch einen klaren Rechtsspruch Schuld oder Schuldlosigkeit, Recht oder Unrecht festzustellen, eine klare Lage zu schaffen und von ihr aus weiterzuwirken.

In meinem Konflikt mit den wahrhaft unterwertigen Angriffen der Esser und Genossen vermied Hitler 1924 jede Untersuchung und lehnte jede Entscheidung ab: Beide Teile hätten sich ihm einst zur Verfügung gestellt, als es nur Opfer kostete, deshalb müsse man persönliche Konflikte begraben können und einen neuen Anfang machen.

Als der geschilderte Zwist Strasser-Goebbels kam, forderte und erwartete Hitler wieder Ausgleich und Versöhnung.

Ehre und Kameraderie

Ich hatte im »Mythus« aus innerem Protest gegenüber einem derartigen dauernden Ausweichen vor Untersuchung und bindendem Schiedsspruch erklärt, der Wettstreit der Persönlichkeiten in einem neuen Reich dürfe sich nur

innerhalb bestimmter Werte unter dem Höchstwert der Ehre abspielen, sonst kämen wir wieder in ein unwürdiges parlamentarisches Durcheinander. Derartige Worte waren sehr positiv, sie enthielten aber für Eingeweihte eine weitgehende Kritik[44]. Hitler jedoch wich Klarheit schaffenden Untersuchungen aus, so daß im Effekt jener gleichberechtigt dastand, der das Ansehen eines andern mit wenig anständigen Mitteln angetastet hatte. So Esser mir, so Goebbels Strasser gegenüber. Opfer brachte somit immer jener, der großmütig war, der dem Führer bei seinem Werk nicht unnütz Schwierigkeiten bereiten wollte. Im Falle Koch mußte ich dies dann noch einmal in bitterster Weise erleben, nur daß in dieser Angelegenheit ein vom Führer wieder zum »persönlichen Konflikt« verbogener Tatbestand eine Schicksalsfrage des Reiches betraf.

Über den Charakter von Goebbels ist der Führer sich doch wohl im klaren gewesen. Aber auch hier erinnerte er sich früherer Zeiten, hatte Mitleidsgefühle mit dem verkrüppelten Mann, den er beschützt hatte. Ihm, dem Junggesellen, war es Freude und Entspannung, im Hause von Magda Goebbels zu verkehren und die Kinder um sich zu haben.

Er wußte natürlich ganz genau, daß ich Kunst und Kultur tiefer verstand als Goebbels, ja daß dieser kaum tiefer als unter die Haut zu blicken vermochte. Trotzdem überließ er die Leitung dieses von ihm leidenschaftlich geliebten Bereichs des deutschen Lebens jenem Manne, weil, wie ich mir später oft angesichts bestimmter Ereignisse sagen mußte, dieser dem Führer eine Umgebung zu vermitteln vermochte, wie ich es nie getan hatte[45]. Goebbels lud zum Führer die schönen Künstlerinnen und hervorragende Schauspieler ein. Er berichtete dem Führer über Ereignisse und Vorfälle aus dem Künstlerleben. Er fütterte das theatralische Element des Führers mit reicher Ausstattung der leichten Muse und sorgte dadurch für eine menschliche Entspannung, wie der Führer sie angesichts der lastenden Fragen der Außenpolitik und der wirtschaftlichen Lage auch brauchte.

Staatsmännische Leistungen

Niemand wird bestreiten können, daß Hitler eine schwierige Situation antraf, daß Emigranten, voller Vertrauen auf diese Erbschaft, neben aller Hetze doch überall versicherten, er werde bald »abgewirtschaftet« haben. Sieben Millionen Arbeitslose, außenpolitische Ablehnung, Beginn eines Boykottfeldzugs zur Vernichtung des Außenhandels, das erforderte tatsächlich allergrößte Kraftanspannung.

Weder habe ich die Absicht noch besitze ich genügenden Einblick in alle Maßnahmen der Reichsregierung, um darauf näher eingehen zu können. Durch Staats- und Kommunenaufträge wurde die Arbeitslosigkeit beseitigt,

und zwar v o r der eigentlichen Wiederaufrüstung. Das ungeheure Werk der Reichsautobahn wurde in Angriff genommen. Viele Schäden in den Dörfern hat man beseitigt, dem Bauerntum wurde ein Erbhofgesetz gegeben, das, in vernünftigen Maßen eingehalten, eine dauernde Verwurzelung des deutschen Bauern, vor allem aber seine höhere Wertung im Gesamtvolke bedeutet hätte. Der Reichsarbeitsdienst entstand als ein Gleichnis für die Ehrung der Handarbeit, das Winterhilfswerk wurde zum großen sozialen Ausgleich der Sorgen der Nation. Die Ausschaltung des literarischen Schmutzes, der Pornographie in Malerei und Bühne, fegte zum mindesten die Bahn frei für eine neue Kulturleistung.

Die Hoffnung auf den Vier-Mächte-Pakt vom 6. 6. 1933 aber ging auf der Abrüstungskonferenz in die Brüche, und die Weigerung der Partner, einmal auch wirklich i h r e Verpflichtungen zu erfüllen, schuf eine unheilvolle Atmosphäre.

In allen Fragen war der Führer treibende Kraft und nimmermüder Motor. Und das Volk ging voller Vertrauen mit ihm.

Im Jahre 1933 schloß Hitler das Konkordat mit dem Vatikan ab. Ich hatte – selbstverständlich an diesem Werk unbeteiligt – diesen Vertrag als durchaus richtig empfunden, hatte unterschieden zwischen geistigen Kämpfen der Persönlichkeiten oder Institutionen, Kirchen oder Philosophenschulen, und der Haltung einer Staatsraison. Den Wortlaut des Konkordats habe ich dann aufmerksam studiert, aus meinem Ketzerdenken heraus mehrfach den Kopf geschüttelt, aber mir schließlich gesagt, das sei eben ein Kompromiß des Lebens, wie der Vier-Mächte-Pakt auch einer gewesen war und wie jeder andere außenpolitische Vertrag es eben sein würde.

Ich muß das betonen, weil die meisten Menschen zwei Dinge nicht auseinander zu halten wissen: geistiges Ringen, das nur in der Zeitspanne von Generationen auf seine Kraft hin zu messen ist, und staatliches Zusammenleben von Völkern, Kirchen, Weltkonzernen, das durch zeitentsprechende, aber auch zeitgebundene Verträge allein geregelt werden kann. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich später nicht im einzelnen bemüht habe, festzustellen, ob und wann der Führer dieses Konkordat verletzt hätte, denn ich mußte doch auch erleben, daß nach dem ersten, alles mitreißenden revolutionären Schwung die Bischöfe in Reden und »Hirtenbriefen« gegen Grundgesetze des neuen Reiches eine sehr merkbare Gegenpropaganda begannen. Daß sie ihren »weltlichen Arm«, das Zentrum, schmerzlich vermißten, war klar; daß der emigrierte Chef dieser Partei, Prälat Kaas, als päpstlicher Protonotar am Vatikan gegen den neuen Staat wirkte, mußte als selbstverständlich angenommen werden. Ich war also durchaus nicht geneigt, von vorneherein einen Willen des Führers zum Bruch des mit kühler Absicht abgeschlossenen Vertrags anzunehmen.

Das Konkordat sollte helfen, den außenpolitischen, moralisch-politischen Boykottring zu durchbrechen. Es wäre doch geradezu widersinnig gewesen, durch absichtliche Verletzungen den doch erzielten Erfolg wieder illusorisch zu machen, ja zu den vorhandenen Gegnern noch neue hinzuzufügen.

Ich vermag aber kein Urteil über den Beginn der Auseinandersetzungen abzugeben. Frank, neben mir auf der Anklagebank, meint, die Schuld hätte doch wohl bei unserer Nachlässigkeit gelegen; er sei ja deshalb selbst in Rom gewesen. Jedenfalls begann hier, wie ich jetzt annehmen muß, auf Grund einer zweckbewußten Berichterstattung durch Himmler, die Sicherheitspolizei Heydrichs zu wirken. Der Umfang seiner Eingriffe mußte mir unbekannt bleiben. Die Hirtenbriefe erschienen mir demnach als aus der Geschichte bekannte taktische Versuche der Kirche, da sie nicht mehr herrschte, als »verfolgte Religion« wieder zum Einfluß zu gelangen. Es muß auch hier einer allseitig abgewogenen Forschung vorbehalten bleiben, zu untersuchen, inwieweit das der Fall war und in welchem Umfang die Polizei schon damals einen wirklichen Grund zur amtlichen Klage gegeben hat.

Jedenfalls: Wenn Hitler aus Staatsraison das Konkordat abgeschlossen hatte, dann hätte er aus der gleichen Vernunft heraus angreifende Rundschreiben, gelegentliche Bischofsreden usw. einfach übersehen müssen.

Ich habe mich jeder Einmischung in die Frage der Konkordatsdurchführung enthalten, weil ich mir natürlich bewußt war, von der derzeitigen Staatsraison aus betrachtet, eine gewisse Belastung der Bewegung darzustellen. Zwar hatte ich mein Manuskript des »Mythus« Hitler vor Drucklegung zur Durchsicht gegeben, im Vorwort das Buch ausdrücklich als ein persönliches Bekenntnis bezeichnet und es nicht im Parteiverlag, sondern in einem angeschlossenen Unternehmen herausgegeben. Immerhin, es platzte wie eine Bombe in die bisher vollkommen gesicherte Zentrumsherrschaft hinein.

Das Zentrum wußte, daß die Sozialdemokratie auf die Prälaten angewiesen war, um in Deutschland regieren zu können. Die Deutschnationalen wieder hofften auf eine kommende Neubildung einer »bürgerlichen« Regierung, was ebenfalls nur mit Zentrumshilfe zu verwirklichen war. So hüteten sich beide Teile, ihre atheistischen oder protestantischen Ansichten offen auszusprechen. In diese scheinbar sicher abgestimmte geistige Lage brachte der »Mythus« eine erhebliche Unruhe, trug ich eben doch schon einen nicht unbekannten Namen. Eine so offene Forderung auf das Recht der Meinungsäußerung, einer anderen Gewissensfreiheit, als sie der Kirche bequem war, wurde als Sakrileg empfunden.

Ich will darauf hier nicht näher eingehen, nur sagen, ich verstand es durchaus, daß der Führer mich nicht als Minister vorsah. Zwar haben andere Staaten die Kirche daran gewöhnt, mit hohen Freimaurern unterhandeln zu müs-

sen (Chautemps); aber wir waren eine noch junge Revolution, und es war richtig, trotz einer Zusage, mich als Staatssekretär ins Außenministerium zu setzen, »um dann weiter zu sehen«, dies nicht zu tun. Ich habe den Führer in Erkenntnis dieser Lage nie mehr an seine Zusage erinnert. (Ein Schreiben vom 5. 2. 1938 habe ich nicht abgeschickt).

Um dieses persönliche Kapitel abzuschließen, vermerke ich noch, daß Ende 1939 der Führer einem Vorschlag zustimmte, mir eine Weisungsvollmacht an Partei und Staat (mit Wehrmacht) zu erteilen, zur »Sicherung der Einheit der nationalsozialistischen Weltanschauung«. Es hatte sich so vielerlei als »nationalsozialistisch« bezeichnet, merkwürdige Leute hatten sich an die Gliederungen gehängt, das Reichserziehungsministerium schlingerte hin und her. Hier wollte ich eine feste, aber keine sektiererische Haltung verbürgen helfen, auch, was das Grundsätzliche der Volksaufklärung durch Goebbels betraf.

Der Text der Vollmacht war abgesprochen. Da sagte mir 1940 der Führer: Mussolini wolle doch am Kriege teilnehmen und habe ihn schon zweimal gebeten, im Augenblick nichts zu tun, was die Kirche aufbringen könne. Eine Vollmacht, wie sie für mich vorgesehen sei, würde höchste Beunruhigung hervorrufen. Ich antwortete ihm, selbstverständlich müsse der Vorschlag zurückgezogen werden. Ich bin auch auf diesen Auftrag nie mehr zu sprechen gekommen.

Es wäre vieles anders gegangen, wenn Adolf Hitler diese Staatsraison auch bei jenen gewahrt hätte, die dies noch viel mehr verdient hätten als ich. Aber da sein Gefühl für Goebbels und Himmler stärker war als für mich, so konnten sich diese beiden die unglaublichsten Dinge leisten, ohne daß ihre Vollmachten beschränkt wurden. Hier, in dieser rein menschlichen Schicht wurzeln die Unterlassungsfehler Adolf Hitlers, die so furchtbare Folgen nach sich gezogen haben, jenes undefinierbar Unstete, Zerfahrene, Nachlässige, letzten Endes Ungerechte, das seine eigenen klugen Überlegungen, Planungen, Taten selbst immer wieder durchkreuzte.

Hitlers Stil

Im Verlauf des Nürnberger Prozesses haben solche Durchschnittskräfte wie Schirach und Fritzsche erklärt, der Führer habe sie getäuscht, die Unwahrheit gesagt, sie belogen. Ähnliches behaupteten auch hohe Offiziere, die vom Führer außenpolitisch gar nicht oder hinhaltend unterrichtet worden waren. Rein sachlich gesehen, war das Staatsoberhaupt durchaus nicht verpflichtet, allen Generälen und Ministern die vertraulichsten Dinge in einer gespannten politischen Zeit mitzuteilen und seine Absichten darzustellen. Schwatzhaftigkeit stand zu befürchten; auch konnten diese Personen im Amt ausgewechselt werden, und schließlich wog sein Wort mehr als das eines jeden andern. Zur

Prüfung steht, was er getan und befohlen hat, nicht ob er verschiedene hohe Beamte darüber unterrichtete.

Herr Schacht leistete sich den Ausdruck, »Hitlers Buch« sei im »allerschlechtesten Deutsch« geschrieben, verschwieg aber, warum er sich diesem Hitler als Mitarbeiter anbot. Gerade aber mit dieser Bemerkung war eine Seite berührt, an der sich das Größerwerden Hitlers besonders beobachten ließ. Ein hartes Schicksal hatte ihm keine volle Ausbildung vergönnt. Selbstbildung konnte Schulen nicht immer ersetzen. Die Arbeit in Wien nahm seine Zeit in Anspruch. Viereinhalb Jahre Krieg unter Soldaten konnten den Stil auch nicht verbessern. Außerdem diktierte er als Redner. Jeder, der selbst etwas geschrieben hat, weiß, daß mit der Hand geschriebene Sätze knapper und prägnanter sind als diktierte. Liegen diese aber dann niedergeschrieben vor, so kostet es große Mühe, sie aufzulösen oder in feste Form zu bringen.

So war denn Hitlers erste Schrift über die Südtirol-Frage voll unleserlicher Längen, und seinem »Mein Kampf« haften diese Mängel zweifellos an. Ich weiß noch, wie der Redakteur des »VB«, Stolzing-Cerny, sich an den Druckbogen abmühte. Hitler hatte ihn gebeten, Korrektur zu lesen. Da wurden denn allerhand Unebenheiten entdeckt, korrigiert, aber sie konnten nicht derart geändert werden, daß neue Formulierungen entstanden. Seither aber reiften Hitlers Sprache und sein Stil bis zu jenen klassischen Reden auf den Kulturtagungen der Parteitage, die oft ebenso ein Musterbeispiel bester deutscher Sprachkunst waren wie eines vertieften, großräumigen Denkens.

Das war auch für mich ein Symbol für die wachsende Größe eines Mannes, dem andere wirkliche Männer sich doch nicht aus Dienstbeflissenheit unterordneten, sondern in der oft bewährten Erfahrung seiner instinktiv sicheren Beurteilung der Probleme und der vorliegenden großen politischen Leistungen, die sich auf allen Gebieten dauernd steigerten.

Derartige Bemerkungen, wie die Schachts, zeigten wieder jene bornierte Überheblichkeit vieler »Gebildeter«, die, selbst über die Höhe eines Bankierniveaus nicht hinausgewachsen, gerade eine solche Leistung von angelerntem Durchschnitt nicht zu unterscheiden vermögen. Vielleicht hat die so oft erlebte Erfahrung Hitlers mit dieser durch Schul- und Hochschulzeugnisse verdeckten Beschränktheit seine Abneigung begründet, Gelehrte in sein Haus zu laden.

Er wußte nur zu genau, daß auch die Generäle ihn als »Gefreiten aus dem Weltkrieg« von der Höhe ihrer strategischen Ausbildung herab betrachteten. Deshalb seine jahrelange Arbeit an allen Erscheinungen des militärischen Schrifttums, der Generalstabswerke, der technischen Erfindungen, bis er nach und nach – bei vielfach verbliebenen Vorbehalten – sich die Anerkennung erzwang. Ein solcher Kenner, aber auch so grundehrlicher Mann wie Generaloberst Jodl hat Hitler als großen strategischen Denker bezeichnet.

Dann kam aber über das rein Militärische hinaus bei Hitler noch jener

Funke hinzu, der vielen Generälen selbst angesichts der neuen Entwicklungen mangelte. Die neue Taktik der Eroberung von Eben-Emael ist Hitlers persönliche Leistung, ebenso der Feldzugsplan in Frankreich, der im entscheidenden Punkte nicht dem Schlieffen-Plan folgte, sondern innerhalb der rechten Flanke einen Durchstoß mit Aufrollung der Gegner zum Kanal vorsah. Das gelang ebenso wie die Bezwingung der Maginot-Linie – entgegen den Denkschriften der später zu Feldmarschällen ernannten Generäle[46].

Das habe ich später gehört, von Hitler selbst nur die eine Bemerkung: »Die Herren wollen jetzt ihre Denkschriften wieder zurück haben. Ich lasse sie aber zum späteren Studium im Panzerschrank aufbewahren.«

Begann mit diesem Erfolg bei Hitler auch auf militärischem Gebiet die Hybris? Ich sage auch, denn im Verlauf der Entwicklung wurde deutlich, daß Adolf Hitler, früher so großzügig, sich nunmehr nicht nur hart bei politischen Einsichten zeigte, sondern auch auf künstlerisch-wissenschaftlichem Gebiet, was dann zu Unduldsamkeiten und Gereiztheiten führte.

Kunst und Politik

Neben der Musik und dem Theater widmete Hitler sich von den ersten Tagen seines Machtantritts an auch der gesamten bildenden Kunst. In München hatte ich einige architektonische Entwürfe von ihm gesehen. Wie nicht anders möglich, ungeübt in der Behandlung der Formen; überraschend aber die Zeichnungen und Aquarelle aus dem Weltkrieg, die ich zum Teil im Original, teilweise in späterer Wiedergabe sah. Sie verrieten natürliche Begabung, Betonung des Wesentlichen und ausgeprägten malerischen Sinn.

Sobald der Führer in München war, saß er mit Professor Troost zusammen, der schon 1932 das Braune Haus ausgebaut und eingerichtet hatte. Hitler wollte der Stadt an Stelle des abgebrannten Glaspalastes ein neues »Haus der Kunst« schenken und hatte zu diesem Zweck eine Stiftung ins Leben gerufen. So wurde denn geplant und überlegt; daneben gingen die Arbeiten für die Parteibauten weiter.

Auch ich besuchte Troost und seine Gattin im Atelier. Sie wollten damals neben einem Spruch Hitlers auch ein Wort aus dem »Mythus« über einer Eingangstür des Kunst-Tempels vorschlagen. Troosts Entwurf war zweifellos schön, würdig und von Beginn an erhaben gegenüber den bisherigen Ausstellungshallen. Die großen Wandflächen an den Seiten ließen sich wohl aus Gründen der inneren Gestaltung nicht vermeiden.

Bei diesem Besuch kam ich auch auf ein Thema zu sprechen, das uns doch etwas Schmerzen bereitete. Neben der Großzügigkeit angesichts moderner Baunotwendigkeiten lebte in Hitler auf dem Gebiete der Malerei eine geradezu kleinbürgerliche, oft im Genre steckengebliebene Betrachtungsweise. Er war mit Recht empört über eine Entwicklung, die mit viel Farbenaufwand und an-

maßendem Pinselstrich den Mangel an Formkraft zu verschleiern suchte oder durch »expressionistische« Verzerrung ihre tatsächliche Unfähigkeit als einen »neuen Stil« ausgeben wollte. Hitler wußte aber sehr genau, daß hinter dem Wortgeklingel der Feuilletonisten der großen Zeitungen die reinen Geschäftsinteressen der Kunstsalons von Flechtheim, Cassirer usw. standen. Er hatte erkannt, daß eine bewußte Verhöhnung des deutschen Schönheitsideals betrieben wurde, um schließlich neben der Vergiftung des politischen Denkens auch noch die Welt des Auges zu zersetzen.

Hitler erklärte nun, die Malerei müsse wieder von vorne beginnen mit gewissenhafter Zeichnung, Formstudium, ehrlichem Handwerk. Sonst sei keine Gesundung mehr möglich, jeglicher Maßstab für eine Urteilsbildung werde fehlen. Man müsse deshalb auch Jahre der Durchschnittlichkeit in Kauf nehmen, bei den großen nationalen Ausstellungen auf problematische Außenseiter verzichten und dürfe keine Experimente vorführen. Er war ferner der Auffassung, daß das kritisierte 19. Jahrhundert doch eine große Leistung auch auf dem Gebiet der Malerei hervorgebracht habe, auf jeden Fall hätten die damaligen Künstler mehr gekonnt als jene Menschen, die sich der Formzerstörung der letzten Jahrzehnte überantworteten.

Aus diesem Grunde begann er mit immer größerer Leidenschaft, Werke dieses Jahrhunderts zu erwerben, um sie einst in der ganz neu zu gestaltenden Stadt Linz in einer großen Galerie zusammenzufassen.

Hitlers ablehnende Haltung gegenüber der Gesamtentwicklung im 20. Jahrhundert führte nun sicher zu Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten. Der Maßstab des Sauber-Handwerklichen wurde nicht nur den jährlichen großen Kunstausstellungen zugrundegelegt, sondern verriet manchmal kleinbürgerliche Betrachtungsweise. So wurde geradezu eine Jagd auf Spitzweg veranstaltet – zugleich aber auf die Grützners, die nach Geist und Können Keller, Raabe und Busch nahezu gleichgestellt wurden. Zwar zieht nach einem tiefen Wort Raabes der deutsche Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, aber es ist darum doch nicht notwendig, in der Kunst gerade dieses Drittel zu suchen.

Daß der Führer mehrere große Bilder Zäpers kaufte, war noch verständlich, aber daß ein Adolf Ziegler Präsident der Kunstkammer werden konnte und zum Professor ernannt wurde, war ein bedenkliches Zeichen. Ziegler war ein vielversprechender, liebenswürdiger Mensch; er war durch Aufträge, die Wände einer Villa mit Fresken zu bemalen, gefördert worden. Aber dessen besondere Herausstellung zeigte Hitler in seinen Schranken. Zieglers mühsame Bilder bewiesen, daß er weder zeichnen noch malen konnte; in beidem steckte er noch in akademischen Anfängen. Ein großes Aktbild von ihm im Führer-Bau hängen zu sehen, verursachte mir direkt Schmerzen. (Das Bild verschwand später, als Ziegler, wie ich kürzlich zufällig erfuhr, verhaftet worden war.)

Klimsch, Kolbe, Breker

Will man jedoch gerecht bleiben, so ist festzustellen, daß die großen Jahresausstellungen in München allmählich doch eine beachtliche Höhe erreichten, auch manche früher Vergessene (Friedrich Stahl) fanden eine größere Ehrung, Im ganzen aber tauchte in der Malerei (bei starken Talenten wie Hilz, Peiner, Eichhorst) keine neue, wirklich überragende Persönlichkeit auf.

Anders auf dem Gebiet der Plastik. In meinem Ausstellungsgebäude in Berlin hatte ich u. a. eine Gesamtschau von Klimsch und von Thorack gegeben, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte: Klimsch, vielleicht etwas abgeschlossen in der Wahl seiner Figuren, erreichte eine wunderbare Durchseelung des Steins (seine gerade fertig gewordene »Olympia« kaufte ich für meine Dienststelle), Thorack zeigte sich in voller, ausschweifender Vielseitigkeit. Beide wurden vom Führer sehr geschätzt. Vor allem aber bedachte er Arno Breker mit großen Aufträgen für das kommende Berlin. Breker war ein außerordentliches Talent, eine sehr plötzliche Entwicklung von Maillol zur geglätteten Pathetik. Seine Werke schienen später in dieser Maniriertheit beharren zu wollen (»Kameradschaft«, »Bereitschaft«), wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß sie als erhöht aufzustellende Monumentalfiguren gedacht waren.

Ich habe Breker und Thorack in ihren vom Führer für sie eingerichteten Riesenateliers besucht und den ersten stiller, verhaltener (er schuf von mir eine Skulptur), den anderen quicklebendig und sprudelnd gefunden. Dabei stand als neuestes ein gänzlich unbarockes Reiterstandbild Friedrichs des Großen in seinem Atelier (bei München), ein Werk, ganz einfach mit e i n e r Bewegung im Empfinden wie der Gattamelata von Donatello.

Neben diesen dreien zeigten Jansen, Scheibe, Grävenitz, Bleeker, Esser und viele andere eine würdige Höhe deutscher Bildhauerei.

Politische Architektur

Wie bei so vielen zu großer Macht Gelangten galt Hitlers Liebe jedoch in besonderem Maße der Baukunst. 1917 hatte ich in mein Wachstuchheft geschrieben, man könne oft beobachten, daß einer, der in einer Kunst revolutionär denke, in einer andern konservativ sei. Traf bei Hitler ein Wort zu, das mir Frau Troost bedauernd sagte, er sei in der Malerei im Jahr 1890 stehen geblieben, so zeigte er sich auf dem Gebiet der Architektur entschieden großzügig.

In der griechischen Baukunst erblickte Hitler die einmalige Verkörperung der Kunst der nordischen Rasse (was ihn der Gotik gegenüber zu vielen kritischen Bemerkungen veranlaßte). Ihren Widerhall auch in den neuesten Ent-

wicklungen fand er natürlich, diesen selbst gegenüber verschloß er sich durchaus nicht. Er dachte hier genau so, wie ich es hinsichtlich der Anwendbarkeit der griechischen Form im »Mythus« ausgedrückt hatte, und fand sicher in Professor Troost einen gleichempfindenden Künstler.

Die Parteibauten in München waren ein erster Versuch. Sie waren richtig entworfen: nicht in die Höhe gereckt, einfach in ihrer horizontalen Linienführung, wirkungsvoll die zwei dunklen Kontraste – Adler und Balkongitter: Im Innern des Führerbaues eine vornehme Lichtheit, würdig-reiche Einrichtung ohne Protzerei. Im Verwaltungsbau zeigte es sich, daß man alte Gesetze nicht ohne Gefahr beiseitegeschoben hatte: Die drei gleichstarken Pfeilerreihen, übereinander um den Lichthof angeordnet, schienen die oberste Reihe gleichsam in den Raum hereinzuziehen.

Verunglückt waren die beiden Tempel mit den Sarkophagen: oben offen, mit einer überhängenden Konstruktion, von der Schultze-Naumburg mit Recht als von »Kunstgewerbe« sprach, außerdem etwas dünn geraten. Zur Idee des Ganzen sagte ich Hitler: Es waren an der Feldherrnhalle sechzehn Mann gefallen, nicht zwei mal acht. Der Wille zur Symmetrie hatte der ganzen Anlage entscheidend geschadet.

Hitler sagte mir später selbst, daß nach Entwicklung mehrerer Jahre manches hätte anders gemacht werden können. Auch bedauerte er, daß der gleiche Stein verwandt worden sei wie bei den Propyläen (dort hatten sich dunkle Streifen im grau gewordenen Material gebildet). Meiner Ansicht nach war das nicht so schlimm wie die, ich muß schon sagen, Raumvernichtung des Königsplatzes durch die durchgehende Pflasterung mit Granitplatten. Es entsprang dies der Sucht Hitlers, die Natur aus der Architektur zu verbannen. Ihn störte nicht nur ein Baum vor einem großen Bau, sondern offenbar auch der Rasen um die Glyptothek. Schließlich wieder – das Theatralische: Um für etwa zwei große Aufmärsche vor den Parteibauten genügend Raum zu schaffen, wurde der Königsplatz wie ein Kasernenhof behandelt. Wenn auf dem ausgelaugten Boden des dem Wald gegenüber verständnislosen Italien keine schönen Bäume in den steinigen Höfen der Palazzi wuchsen, so durfte das kein Grund für Deutschland sein, aus diesem Mangel an Tugend dort eine Not bei uns zu machen.

Als ich die riesige Steinplattenöde des Königsplatzes zum ersten Mal sah, war ich entsetzt. Alle Bauten ringsum waren totgeschlagen, ferngerückt, um ihre Maßstäbe gebracht. Man mag mit Recht eine Umgestaltung erwogen haben, Verbreiterung der Straße z. B., aber die Aufgliederung des Platzes in Rasenflächen und Wege vorher war im Grundsatz richtig gewesen, weil alle drei den Raum flankierenden Gebäude keine großen Dimensionen hatten und mit zarten Profilierungen versehen waren, deshalb auch kleinere Maßstäbe des an sich für ihre geringe Höhe schon großen Platzes forderten. Hier hatte

also Hitlers Wunsch nach Aufmarschraum und Versteinerung der Stadt seinem großen Willen zur Monumentalität einen Strich durch die Rechnung gemacht. Er hatte es zu eilig haben wollen . . .

»Hohe Schule«

In einer anderen Frage aber trafen sich unsere Urteile wieder vollkommen. Die »Hohe Schule« sollte eine Forschungs- und Lehrzentrale werden. Hitler wollte sie am Chiemsee errichten. Ein Baugelände wurde ausgesucht, herrlich am Nordufer gelegen, mit Laub- und Tannenwald. Die Anlage wurde größer gewünscht, als ich sie mir gedacht hatte (Anschluß einer Adolf-Hitler-Schule und eines Gebäudekomplexes für Schulungstagungen), aber ich setzte die Zentralisierung und die Möglichkeit des Alleinseins für Dozenten und Studierende durch und entwickelte meine Pläne. Professor Giesler und Professor Klotz wurden beauftragt, Entwürfe und Modelle anzufertigen.

Klotz' Modell traf zuerst ein. Der Münchener Gauleiter Wagner und ich glaube auch Frau Troost waren entzückt; an den Führer wurde gleich telefoniert, so etwas Klassisches sei in Bayern noch nicht entworfen worden. Ich war entrüstet. Keine zentrale Kraft im Hauptbau, die Nebengebäude in Bogenform um das Ufer gelegt, Primitivität der Formen, offene Vorhallen (bei Schneestürmen im bayrischen Hochland), kurz ein Entwurf ohne Vertiefung in die Aufgabe, Produkt eines Groß-Büros, nicht eines großen Künstlers.

Gieslers Modell dagegen: 480 Meter Seefront, wuchtiges, 80 Meter hohes Mittelmassiv (mit Empfangshalle, Fest-Musiksaal und Observatorium), vier umfaßte, stille Architekturhöfe und ein umgrenzter Park, vor der ganzen Front eine breite Gartenterrasse mit einem amphitheatralisch geschlossenen Abstieg zum See. Bei einigen Vorbehalten war dies ein großer Wurf, wuchtig von Nord nach Süd ausgerichtet, streng und weltabgeschlossen. Als der Führer beide Modelle sah, dauerte es nur wenige Minuten, dann hatte er sich für den Entwurf Gieslers entschieden. (Und dabei zeigte sich wieder ein liebenswerter Zug bei ihm gegenüber Klotz: Er sagte Dr. Ley, der sich mit allen Mitteln in die Hohe Schule auch mit »seinem« Architekten Klotz einschalten wollte, vielleicht ließen sich jene Anregungen, die in dessen Arbeit steckten, bei einer anderen Aufgabe auswerten.)

Das Modell der Hohen Schule ist vielfach in Zeitschriften veröffentlicht worden; es ist einTraum geblieben.

Was der Führer in Berlin, Nürnberg, München usw. plante, ist einigermaßen bekannt. Als ich aber Speers Modell der künftigen Reichshauptstadt und die Einzelentwürfe verschiedener Architekten sah, war ich doch starr, als mir die Dimensionen dargelegt wurden. Ich hatte ebenfalls Interesse am Bau

meiner Berliner Dienststelle, die mir bewilligt worden war. Man einigte sich darauf, ein Haus mittlerer Größe im Regierungsviertel und einen Schulungs- und Ausstellungskomplex in der neuen Süd-Stadt zu errichten.

Doch die Darstellung dieser Pläne Hitlers kann nicht meine Aufgabe sein. Ihre Verwirklichung hätte bei den ungeheuren Summen, wie Speer aussagte, nicht mehr gekostet als zwei bis drei Monate des Zweiten Weltkrieges . . .

Hinter all diesen Plänen stand wieder eine mächtige Energie, verbunden mit der Witterung einer großen Zukunft, mit einer gigantischen Vorstellung vom Deutschen Reich und deutscher Schöpferkraft. Hitler dachte wahrhaft groß von Deutschland, groß von sich, übergroß von jenen Möglichkeiten, die dem deutschen Volk zu Gebote standen.

Schuld und Schicksal

Es besteht kein Zweifel an dem Recht, den Rechtsbruch von Versailles zu überwinden, kein Zweifel daran, daß die Anderen ihr eigenes Diktat 20 Jahre verletzten: Weder rüsteten sie ab noch gaben sie uns freiwillig die Gleichberechtigung. Sie verweigerten den Anschluß Deutschösterreichs; sie sahen von Genf aus ruhig zu, wie die Polen in Verletzung der Minderheitenrechte bis 1931 schon eine Million Deutsche vertrieben hatten . . .

Auch das will ich nicht schildern, obwohl es im Prozeß n i c h t zur Sprache gebracht werden durfte. Es ist trotzdem deutlich geworden. Aus allem aber, was ich jetzt aus den zahllosen einzelnen Dokumenten (Ansprachen, Befehlen, Zeugenaussagen) in Verbindung mit der früheren jahrelangen Beobachtung entnehmen konnte, scheint sachlich folgendes festzustehen:

Der Führer glaubte etwa seit 1937, nachdem er die Ablehnung einer Verbindung Englands mit Deutschland als nicht zu ändernde Tatsache hingenommen hatte, daß die Zeit, in der England noch keinen Konflikt wünschte, von ihm mit aller Energie und gefährlichem Einsatz ausgenutzt werden müßte.

In diesem Zeichen härtesten Ringens stand das Jahr seines größten Erfolges: 1938. Er konnte vor Rührung kaum sprechen, als er, der umjubelte Erfüller alter deutscher Sehnsucht, in seine Jugendstadt Linz einzog und dann in Wien seine »größte Meldung an das deutsche Volk« erstattete. Die aus Österreich kommende Losung, die dort alle Charaktere auch in Konzentrationslagern und Gefängnissen aufrecht erhalten hatte: »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!« wurde Bekenntnis von 80 Millionen. Nie, nie darf das vergessen werden!

Alle Anklagen, die Österreich betreffen, sind nachträglich ersonnene Bösartigkeiten; der Nachweis, daß Norwegen, Holland und Belgien nicht mehr neutral waren, wurde erbracht. Eindeutig wurde auch, daß die Sowjetunion

zu einem großen Schlag ausholte und der Führer angreifen mußte, um bei Minsk und nicht bei Breslau kämpfen zu können.

Aber schwerste Schicksalsfragen sind und bleiben doch die Stunden der Gründung des Protektorats und vor allem des Angriffs auf Polen. Hat Adolf Hitler hier leichtfertig das Dasein von Volk und Reich aufs Spiel gesetzt?

Hat er in seinem Selbstgefühl und autosuggeriertem Sendungsbewußtsein eine diplomatische Schlappe auf keinen Fall hinnehmen wollen? Hat er leichtsinnig über die Kriegsbereitschaft Englands gedacht? Einmal noch zuckte er zurück, als er nach Empfang des Briefes von Chamberlain den für den 26. August ergangenen Angriffsbefehl widerrief: Dann aber ließ er dem Schicksal seinen Lauf. Aus Geltungssucht? Aus Mangel an Selbstbeherrschung in entscheidender Stunde?

Oder sah er, wie sich aus manchen jetzt bekannt gewordenen Reden ergibt, folgende Entwicklung vor sich: Stillstand der wirtschaftlichen Gesundung, Abschnürung des deutschen Außenhandels durch den stärker werdenden Boykott der internationalen Gegner, Nachlassen der Bodenerträge ohne Getreidereserven auf eigenem Hoheitsgebiet, Unmöglichkeit ständiger Einkäufe großen Maßstabes, Arbeitslosigkeit und Hunger. Der einzige bestehende Vorsprung, der einer modernen Luftwaffe, würde in sechs bis zehn Jahren eingeholt sein, er selbst dann erheblich älter, infolge seiner Magenkrankheit in seiner Lebenserwartung beschränkt. Die schon jetzt systematische Abdrosselung und Einkreisung würde das Reich von allen Seiten her mit Vernichtung bedrohen und ein fast kampfloses, ruhmloses Ende einer großen Revolution bedeuten. Oder: Rückgewinnung der geraubten Grenzländer, Einverleibung der Korngebiete im Osten, Durchbrechung der erkannten Einkreisung, Eroberung des großen Raumes als Voraussetzung zu einem Luftkriege, in Schlachten in West und Ost nacheinander, Vermeidung eines späteren Zwei- und Mehrfrontenkrieges.

Wenn das alles aber auch in sechs bis zehn Jahren zugetroffen hätte, durfte er deshalb dem Schicksal zuvorkommen? Konnten bis dahin nicht viele neue Entwicklungen sich anbahnen, alte Gegner sterben, neue Freunde gewonnen sein?

Das alles sind Fragen, die erst die Zukunft beantworten wird. Das Ergebnis ist jedenfalls der Zusammenbruch von Volk und Reich wie nie zuvor. Die Fahne dieses Reiches wehte kurze Zeit an den Pyrenäen, am Nordkap, an der Wolga, in Libyen, siegreich wie nie zuvor. Diese Fahne liegt heute zerfetzt unter Trümmern und – das ist das Furchtbare – besudelt durch jene, mit denen sich Hitler in den entscheidenden Jahren umgeben hatte, die nicht auf der Seite des Wägens, der Selbstbeherrschung, des Einhaltens altehrwürdiger soldatischer Formen und Normen standen, sondern es darauf anlegten, die andere Seite – die theatralische, »musische«, leidenschaftliche, ichbezogene – zu stärken.

Und die anderen von früher, sie zählten nicht, weil man sie entfernt hatte, oder aber, weil sie ohne jede politische Konzeption (Ribbentrop), ideenlose Gestalten waren[47].

Das war nicht plötzlich so gekommen, das alles reichte viele lange Jahre zurück. Die Gründung eines Propaganda-Ministeriums war an sich ein grundsätzlicher Irrtum im Staatsbau, seine Verbindung mit der Kunst ein zweiter. Die Erhebung des Chefs der Polizei in der sich allmählich darstellenden Gestalt Himmlers und die Aufhebung der Rechtsnormen – über eine Revolutionsperiode hinaus – wurden zur Gefahr für die nationalsozialistische Staatsidee überhaupt, Himmlers Einwirken auf die Wissenschaft und Religion eine weitere. Schließlich im Kriege selbst der Verzicht auf jede politische Psychologie. Zuerst forderte der Führer von Terboven, er solle ihm die »Seele Norwegens« erobern. Aber er hielt ihn, als dieser arrogante Nichtskönner offenkundig versagte.

Ja, dann vertraute auch der Führer nur noch auf die Macht. –

Hitler und Napoleon

Anfangs schien er nicht abgeneigt, meine Ansicht zu verstehen, im Osten müsse mit drei Viertel Psychologie und nur einem Viertel Machteinsatz regiert werden – dann ergab er sich uferlosen Ideen, ohne das Raumgefühl, das er selbst doch zur Zeit meiner Berufung noch hatte, als er mir erklärte, der Osten sei ein ganzer Kontinent, über den ich ihn beraten und ihm helfen solle.

Erst 1944 las ich die Erinnerungen Caulaincourt's an Napoleon und war erstaunt über dessen gleiche Haltung Rußland gegenüber. Caulaincourt warnt Napoleon vor dem russischen Winter. Napoleon erklärt, bis dahin sei der Krieg zu Ende. Caulaincourt erklärt, Zar Alexander werde keinen Frieden schließen; Napoleon erwidert, sie verstünden alle nichts von Politik, er überschaue alles besser. Säße er in Moskau, so würde der Zar sehr bald Frieden machen.

Von beiden wandte sich dann das Glück vor Moskau ab. So wie Napoleon es ablehnte, die russischen Bauern zur Revolution aufzurufen, so lehnte auch Hitler – unter dem Applaus seiner Vertrauten – meine Vorschläge einer politischen und kulturellen Autonomie für a l l e Völker Osteuropas und ihre Einbeziehung in den Kreislauf des Kontinents ab.

Bei Jakob Burckhardt fand ich ein Zitat von Plato, wonach ein bevorstehender Untergang sich in dem Aufkommen einer Theatrokratie ankündige. Gerade dieses aber war ein Mißbrauch der nationalsozialistischen Weltanschauung. Dies war die Vorbedingung dafür, daß sie zur Entartung führen konnte, als die Theatrokratie und die Geheimpolizei eines Sektierers den Hofstaat Hitlers zu bilden begannen. Er, der so klug und weit plante, so nüchtern sprach

und entwarf, ließ dann die auch notwendige »musische« Seite in einer Selbstberauschung über sich Herr werden, im außenpolitischen Ringen führte es zum Ende des Reiches[48].

Unbillig und ungerecht wäre es, von einem großen Mann des kämpferischen Lebens dauernde Harmonie, die Charakteridylle einer Friedensepoche zu erwarten. Das Auftreten in einer gärenden Zeit, die Schaffung einer Volksbewegung fordern die Ausbildung ganz verschiedenartiger Fähigkeiten, zusammengehalten durch die Klammer einer Persönlichkeit. Adolf Hitler hat sich große Mühe gegeben, dieses Band zu festigen. Er hat nüchtern politische Chancen abgewogen, Äußerungen noch so verständlicher Gefühle untersagt, wenn die Politik dies forderte.

Hitler erfuhr es aber auch, daß Bewegungen stark emotional sein müssen, um sich in einem längeren Kräftespiel zu erhalten, daß das Gemüt, der Glaube es ist, der entscheidend hilft, Verfolgungen und Niederlagen dann noch zu überstehen, wenn alle Gründe des Verstandes bereits dagegen sprechen. Er holte sich Kraft von zwei sehr fern voneinander liegenden Polen, so daß er gleichsam manchmal zu zerreißen drohte.

Seine jetzt bekannt gewordenen Reden waren Ausbrüche eines Menschen, der sich mit niemandem mehr im Ernst berät, der aber doch irgendwie die Worte seiner inneren Stimmen hören will; es sind Selbstgespräche, zum Teil logisch, zum andern Teil ausschweifend[49]. Und wieder zeigt sich verhängnisvoll, auch in der Außenpolitik, die Überbewertung des Theatralisch-Propagandahaften.

Das führte zur Überschätzung des Faschismus. Taub gegenüber allen nüchternen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, lebte Hitler (bis 1943) jedenfalls in der Überzeugung, daß der Wille Mussolinis das italienische Volk neu geformt, auf eine Höhe gehoben habe, stark genug, den Engländern widerstehen zu können. Ob er das wirklich glaubte, oder ob er angesichts der Tatsache, daß England nicht zu gewinnen war, den faschistischen Bundesgenossen nur herausstreichen wollte? Nein, der einst von Männern unternommene Versuch, aus Italienern eine kämpferische Nation zu machen, war schon lange an den Italienern selbst gescheitert. Es ist dabei merkwürdig, daß Adolf Hitler, als Österreicher, sich dieser Täuschung hingab, da doch alle österreichischen Soldaten über diesen Punkt einer Meinung waren[50].

Genie und Fatum

Im Laufe des Krieges verlor Göring immer mehr an Sympathie. Die Unfähigkeit, feindliche Bomberverbände abzuwehren, ließ ihn als den dafür Verantwortlichen erscheinen. Der Führer sprach, wie mein Referent dies von Hitlers Sekretärinnen erfuhr, deshalb mehrfach über das Problem der Nachfolge[51]. Dabei erwähnte er auch Himmler. Aber, fügte er hinzu, Himmler

werde von der Partei abgelehnt, und außerdem sei er ein amusischer Mensch. Keine anderen Gründe waren es also, die eine Kandidatur Himmlers als undiskutabel erscheinen ließen, als (1945) dieser Fehler. Dabei war klar, daß zur Erhaltung des Staates das Volk jetzt keine »musischen Menschen« mehr brauchte, sondern kluge, nüchterne Charaktere. (Die großen Erbauer von Weltstaaten waren übrigens gerade die amusischsten unter allen: Römer und Engländer). Bis kurz vor seinem Ende ließ Hitler also Werte auf einem Gebiet gelten, die hier hindernd, ja bereits verhängnisvoll geworden waren, während er die politische Psychologie schließlich zugunsten einer primitiven Säbelmacht ausschaltete.

Adolf Hitler geht auf jeden Fall als eine dämonische Gestalt ungeheueren Formats in die Geschichte ein:

Ein großer Glaube an sein Volk und dessen Sendung, eine alles überwindende Beharrlichkeit, eine oft geniale Schau und Vereinfachung, schöpferische Antriebskraft auf vielen Gebieten, ein eisenhart gewordener Wille; überschäumende Leidenschaft, plötzliche Gefühlsausbrüche, die wieder umschlugen, eine Selbstberauschung durch Schaustellungen, Überschätzung innerer emotionaler Möglichkeiten in der Außenpolitik; Identifizierung seines Willens und Schicksals mit dem Geschick der ganzen Nation, übersteigertes, schließlich schon unverständlich gewordenes Sendungsbewußtsein. »Ich brauche keine Ratgeber«, »Ich gehe mit nachtwandlerischer Sicherheit meinen Weg«, sagte er in öffentlichen Versammlungen.

So sehe ich in diesen flüchtigen Umrissen den Mann, dessen Leben und Aufstieg ich seit dem Beginn seiner politischen Wirksamkeit verfolgen konnte: Zuerst ihm nahestehend, dann entfernter, schließlich als unbequemer Mahner und lebendiger Vorwurf gegenüber jenen, die sein Gefühl um ihn versammelt hatte. Ich habe ihn verehrt, ich bin ihm gegenüber loyal bis zum Ende geblieben.

Und jetzt ist mit ihm Deutschlands Zerstörung gekommen. Da steigt manchmal in mir das Gefühl des Hasses auf, wenn ich an die Millionen gemordeter, verjagter Deutscher denke, an das unsagbare Elend, die Ausplünderung des noch Verbliebenen und die politische Aufteilung eines tausendjährigen Gutes.

Dann aber spüre ich doch wieder Mitgefühl mit dem auch einem Schicksal unterliegenden Menschen, der dieses Deutschland ja so heiß geliebt hatte wie wir alle und der damit endete, tot in eine Decke gewickelt, in eine Grube gelegt, mit Benzin begossen und verbrannt zu werden im Garten der Reichskanzlei, zwischen den Trümmern eines Baues, von dem aus er einst hoffte, die Ehre und Größe der Nation nach langer Unterdrückung wiederherstellen zu können.

Das alles in seinem tiefsten Sinn zu verstehen, ist uns nicht möglich.